Karl von Dittersdorfs

# Lebensbeschreibung.

---

Seinem Sohne in die Feder diktirt.

---

Leipzig,
bey Breitkopf und Härtel.
1801.

Landesb.

Ungültig
BIBLIOTH. DUC.
ALTENBURG.

Sächsische
Landesbibliothek
29. MRZ. 1961
Dresden

# Vorbericht

## des Herausgebers.

Von der Entstehung und dem eigenthümlichen Zwecke bey der Herausgabe des nachfolgenden biographischen Werks ist bereits in der Ankündigung gesprochen worden, welche mit so vielem Vertrauen auf Deutschlands Edelmuth gegen die hinterlassene Familie Dittersdorfs ausgestreuet wurde, aber — vermuthlich des politischen und literarischen Geräusches wegen, das die schwache Stimme be-

ſcheidener Menſchenfreunde übertäuben muß — nur wenig bemerkt worden zu ſeyn ſcheint.

Gequält von langwierigen Leiden eines zerrütteten Körpers und danieder gebeugt von Kummer und Unmuth über ſein unverdientes Schickſal, das ihn und die Seinigen ein Opfer ſeiner Rechtſchaffenheit werden, und ſein Leben, das einſt ſo glänzend geweſen war, ſich in Nacht verlieren und ſo gemein werden ließ, wandte er die letzten Momente deſſelben dazu an, zu ſeiner Erheiterung, zum Theil aber auch um auf ſeine Familie noch einen kleinen Nachlaß zu vererben, der ihr nach ſeinem Tode zu Gute käme, ſein Leben zu beſchreiben und, da er ſelbſt nicht mehr zu ſchreiben vermochte, daſſelbe ſeinem älteſten Sohne in die Feder zu diktiren. Von ſeinem Lehnſtuhle aus, von welchem er in dem weitläuftigen, vom Herausgeber unterdrückten Eingange einen ſpaßhaften, etwas altfränkiſchen Dialog mit der Dame Langeweile hält, ſcherzte er nun mit lächelndem Munde und der unwillkührlichen Miene des Schmerzes über ſeinen traurigen Zuſtand, nicht ahnend, wie nahe der Tod hinter ihm rauſchte und bereits ſeine Senſe über ihn ſchwang. Denn zwey Tage, nachdem er das Werk beendigt, ſtarb er, und, wie es unter jenen Umſtänden

den

den hatte werden können, überſandte es nun die hinterlaſſene Witwe nach den Willen des Verſtorbenen der Breitkopf - Härtelſchen Handlung, die ſogleich darauf bedacht war, den Wunſch des verdienſtvollen unglücklichen Künſtlers zu ehren und das Werk in einer etwas veränderten Geſtalt, zum Beſten der Familie erſcheinen zu laſſen. Man gab dem Herausgeber dieſen Auftrag, und hatte das Vertrauen zu ihm, daß er dieſen Zweck erfüllen würde, ohne dem Geiſte des Werkes zu ſchaden und das Eigenthümliche deſſelben zu verwiſchen.

Dieſem Auftrage glaubt derſelbe nun in jedem Sinne gewiſſenhaft nachgekommen zu ſeyn. Er hat ſich hin und wieder Freyheiten nehmen müſſen; aber ſie waren ſchlechterdings nothwendig, weil, was ein kränkelndes Alter der Jugend mit aller Redſeligkeit vorplaudert, ſehr leicht dem Publikum zuwider werden und das Hauptintereſſe einer Erzählung ſchwächen muß. Dem Ganzen iſt dadurch nicht das Geringſte von ſeinem Werthe und ſeinem eigenthümlichen Charakter entzogen worden, um ſo weniger, da wohl Niemand mehr, als der Herausgeber überzeugt ſeyn kann, daß man den Nachlaß eines Schriftſtellers eben ſo ſehr, als deſſen Produkte bey ſeinen Lebzeiten in ihrem Weſentlichen unverfälſcht laſſen müſſe.

Das Vergnügen, welches sich aus der Lektüre einer romantischern Komposition schöpfen läßt, macht gewiß nicht die verletzte Pflicht wieder gut, jeden nach seiner Weise reden zu lassen.

Demnach ist dies wirklich Dittersdorfs Lebensbeschreibung. Er hat so gesprochen, so erzählt, so empfunden und geurtheilt; nur ist, wenn man will, etwas mehr Form, mehr Stil, mehr Zusammenhang und Raschheit in sein Werk gebracht worden; ein Dienst, den man den schriftstellerischen Resten eines solchen Mannes, der kaum sich selber mehr angehörte, wohl erzeigen kann, ohne ihnen eben Gewalt anzuthun, und der sogar eine Folge der Achtung ist, die man seinen Manen schuldig ist.

Es hält schwer diesen zu begegnen, ohne sich zugleich lebhaft der Verdienste zu erinnern, welche Dittersdorf um die neuere dramatische Musik gehabt hat und die ihm, wie seine in vieler Hinsicht vortreflichen Oratorien Esther und Hiob und mehrere seiner Instrumentalkompositionen, einen bedeutenden Rang unter Deutschlands bessern Tonkünstlern sichern.

In Abſicht der Operette iſt er für uns gewiſſermaßen, was Grétry für Frankreich iſt. Seine dramatiſchen Werke haben gröſtentheils natürliches Leben, Anmuth, Charakter und Wahrheit und insonderheit eine gewiſſe Freundlichkeit und Popularität, die geradehin die Empfindung anſpricht, wie ehemals, in kleinerer Gattung, die unvergeßlichen Hillerſchen Operetten, von welchen wir nicht ohne merklichen Schaden, wenn nicht für die Kunſt der Muſik an ſich, doch für die Reinheit des Drama und für den guten Geſchmack ſchon viel zu weit abgekommen ſind. Was den Dittersdorfſchen Theaterſtücken allenfalls hin und wieder an der höhern, innigern Wahrheit der Deklamation (dem eigentlich Poetiſchen), und mitunter in Abſicht der korrekten Bearbeitung des Textes abgeht, wie ſie die ſtrengere Kritik von jedem muſikaliſchen Geſangſtücke, das auf Vollendung Anſpruch machen will, unerlaßlich fordert, das wird von der andern Seite wieder durch ſo manche Schönheit des deklamatoriſch-theatraliſchen Ausdrucks, durch den Glanz des Orcheſterſpiels, das eben nicht in Ueberladung verfällt, durch Gründlichkeit im Satze, der bisweilen vernachläſſigter ſcheint, als er iſt, weil er nur etwas leer gehalten iſt, und vor allen Dingen durch ſchönen fließenden

Gesang ersetzt, dem man es anhört, daß er nicht, wie in manchen unserer neuesten, insonderheit ursprünglich französischen Opern, zuletzt aus der Begleitung, wie ein Facit, herausgerechnet und als eine nothdürftige Zugabe in die Singstimme geschrieben, sondern aus der Seele hervorgequollen ist. Wenn alles dies Eigenschaften sind, die dem Gefühle zusagen, für welches jeder Künstler zunächst doch arbeitet; wenn Werken, die auf die Empfindung und die Phantasie der Menge wirken sollen, nichts wesentlicher ist, als Gesang, als musikalische Handlung, als Popularität: wer ist, der Dittersdorf in einem gewissen Sinne das sehr ansehnliche Verdienst des gebildeten Volkskomponisten absprechen kann? Fern sey es von uns, dies zu vergessen, und dem Künstler selber beyzumessen, was endlich in der Zeit und — in dem Ekel sich gründet, der in Künsten, wie in der animalischen Oekonomie, eine natürliche Folge der Ueberladung und der Verkünstelung ist.

Noch schwerer ist es daher, den Wunsch zu unterdrücken, daß das Publikum durch warme Theilnahme an dem Schicksale der Nachgelassenen Dittersdorfs den Dank einigermaßen abtragen möge, wel-

welchen es dem lieben Verſtorbenen für das viele Vergnügen wohl ſchuldig iſt, das ihm die nicht geringe Anzahl ſeiner deutſchen Opern ſo lange ſchon gewährt hat, und immer noch fort gewährt. Wer, der ein menſchliches Herz im Buſen trägt, kann ungerührt den Schluß dieſer Biographie (S. 290 bis 294.) leſen; wer den Jammer eines unglücklichen Vaters, der, nahe am Ziele ſeines zuletzt höchſt mühſeligen Pilgerweges, einen ſchmerzlich gerührten Blick über ſein Grab hinaus auf ſeine unverſorgte Familie hin wirft, gleichgültig mit anſehen; wer den Ausdruck der Selbſterniedrigung eines verdienten Künſtlers ertragen, der, in der Blüthezeit ſeines Lebens von großen Hoffnungen und Phantaſien umgaukelt, in der glänzenden Periode ſeines männlichen Lebens wohl nicht auf einen ſo ſchaalen Ausgang gerechnet hatte, und nun in Gemeinheit verſinkt, um ſich von ſeiner lieben deutſchen Nation, für Alles was er ihr zu Gute that, zuletzt noch das Recht zu erbetteln, in die Reihe der Unglücklichen geſtellt zu werden, welche ihren Mitbrüdern, gern oder ungern, zum Gefühle der Großmuth bey einer im Grunde ſehr gemeinen Handlung verhelfen!!!

Doch es ſteht von dem edleren, inſonderheit dem vermögendern Theile der Nation, woſern er nur da-

von erfährt; daß hier eine brave Künstlerfamilie noch Trost und Hülfe bedarf, zu erwarten, daß er gern dazu thun werde, die Schmach von unserer Nation abwälzen zu helfen, über die so mancher verdiente Gelehrte und Künstler schon seufzte. Die nachfolgende kleine Zahl von Subscribenten, die sich besonders nach der Ankündigung im deutschen Merkur eingefunden hat, beweiset genug, daß vieles nur recht gekannt zu werden brauche, um der Theilnahme gewiß zu seyn.

Möchten doch auch diese Worte dazu dienen!

Leipzig, im Dezember 1800.

Karl Spazier.

# Verzeichniß
## der Subscribenten.

| | |
|---|---|
| Se. Durchl. der regierende Herr Herzog von Braunschweig-Oels. | 1 Ex. |
| Frau Erbprinzessin von Thurn und Taxis in Gunzenhausen im Anspachischen | 2 " |
| Herr Concertmeister Auberlen in Sindlingen | 1 " |
| — Assessor Cordes in Oldenburg | 1 " |
| — Hofpredriger Dominici in Oels | 1 " |
| — Kammermusikus Duffeck in Oels | 1 " |
| — Concertmeister Ernst in Gotha | 1 " |
| — Eßlinger, Buchhändler in Frankfurt | 1 " |
| — Grende in Neudietendorf | 1 " |
| — Gayl, Musikhandl. in Frankfurt | 1 " |
| — Kammermusikus Gerber in Sondershausen | 3 " |
| — H. Gräff, Buchhändler in Leipzig | 1 " |
| — Greipel, Kapellan in Hohenfurt | 1 " |
| — Prorektor Günther in Oels | 1 " |
| — Bibliothekar Günther in Oels | 1 " |
| — Gebr. Hahn, Buchhändler in Hannover | 6 " |
| — Hammerich, Buchhändler in Altona | 1 " |

Herr

| | |
|---|---|
| Herr Hilscher, Buchhändler in Dresden | 1 Er. |
| — Hilscher, Buchhändler in Leipzig | 1 = |
| — Referendarius von Jariges in Berlin | 1 = |
| — Probst und Rektor Seminarii Leehr in Oels | 1 = |
| — Stephan Lichtblau, Pfarrer in Hohenfurt | 1 = |
| — Joseph Liebich, Kapellan in Hohenfurt | 1 = |
| — Kammerrath Lindner in Oels | 1 = |
| — Löfflund, Buchhändler in Stuttgard | 1 = |
| — Karl Graf von Oertzen, Churf. Sächs. Jagd-Page in Dresden | 1 = |
| — Organist Reichel in Danzig | 4 = |
| — Baron von Rex in Leipzig | 1 = |
| — F. Schmidt in Berlin | 1 = |
| — Schubothe, Buchhändler in Copenhagen | 2 = |
| — Justiz-Actuarius Steinbeck in Brandenburg | 1 = |
| — Moritz Freyherr von Stillfried in Lissek in Oberschlesien | 1 = |
| Frau Emilie von Wilk geb. v. Koppenfels in Dreitzsch bey Neustadt a. d. Orla | 1 = |
| Herr Organist Willing in Nordhausen | 1 = |
| — Kammermusikus Wotraba in Oels | 1 = |
| — Concertmeister Carl Zulehner in Mainz | 1 = |

Kapi-

# Kapitel-Inhaltsanzeigen.

## Erſtes Kapitel.

Erſte Spuren meines Talents zur Muſik. Frühzeitiges Probeſtück in der Kirche. S. 1

## Zweytes Kapitel.

Wie ich dem Prinzen von Hildburghauſen bekannt und von ihm angenommen werde. Kapellmeiſter Benna. 6

## Drittes Kapitel.

Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet. 10

## Viertes Kapitel.

Geſchichte der Vittoria Teſi. Der Papagey in der heiligen Inquiſition. Ein Herzog wird vom Theaterfriſeur ausgeſtochen. 16

## Fünftes Kapitel.

Trani mein Lehrmeiſter. Wie ich vom krumbeinigten Matthes gedemüthigt werde. Die Uhr. 25

## Sechſtes Kapitel.

Reiſe nach Schloßhof und mein erſter Aufenthalt daſelbſt. Tragikomiſche Wolfsjagd. Privat-Schützengilde. Reiſende Komödianten. Pergoleſi's Serva Padrona in einer Wageneremiſe. 33

Sie-

## Siebentes Kapitel.

Ich produzire mich in Wien. Zweckdienliche Epistel für Virtuosen. Kadenzen. Urtheil einer Wiener Excellenz uber Mozarts und — Dülons Phantasien. S. 43

## Achtes Kapitel.

Demoiselle Starzer. Therese Teiber. Vorbereitungen. Bauernballet. Die Geschichte mit vier Dudelsäcken. 57

## Neuntes Kapitel.

Kaiser Franz in Schönbrunn. Bauernchor von zweihundert Stimmen zum Theil auf Bäumen. Wasserkarousel. Das schwimmende Gärtchen. Chinesische Oper von Gluck. Seltene Decoration. Abfarth der Kaiserlichen Familie. 63

## Zehntes Kapitel.

Aenderung meiner Lage. Erster Anfang im Komponiren. Der Professore di Violino. Mein Wagstück vor dem Pulte. Blasse und rothe Wangen. 75

## Eilftes Kapitel.

Kurzes Exil in Hildburghausen. Schweitzer. Die Unglückweissagende Schlittenfarth. 80

## Zwölftes Kapitel.

Ich gerathe in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler. Desertion. Verhaftnehmung. Transport nach Wien und wie es mir dort ergieng. 91

## Dreyzehntes Kapitel.

Die abgedankte Kapelle. Graf Durazzo. Meine Reise mit Gluck nach Italien. Die Martini. Aufenthalt in Venedig und Bologna. Farinelli. Nicolini und der blinde Bettler. Deputation. Pater Martin. Furcht. Uebereilte Rückkehr nach Wien. Mein Wetteifer mit Lolli. 100

## Vierzehntes Kapitel.

Schlechter Gewinn bey Joseph 2. Königskrönung. Graf Sperk und ich im Mißverstande. Der Bischof von Groswardein. Mein Engagement. S. 125

## Funfzehntes Kapitel.

Ankunft in Preßburg. Reise nach Prag. Pichel. 133

## Sechzehntes Kapitel.

Ich werde Kapelldirektor. Mein erstes Benehmen. Kenner. Ungericht. Pater Michael. Stadtler ꝛc. Meine erste große Kantate. Errichtung eines Theaters. Mein Oratorium Isacco. Kurzes Abentheuer mit der Tochter von einem adlichen Collae perceptor. 136

## Siebzehntes Kapitel.

Schändliche Delation bey Maria Theresia. Leiden des Bischofs. Die Kapelle wird zerstört. Pichels Heirathsgeschichte. 153

## Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Wien. Herr v. Blanc und die Triester Fabriken. Meine Excursion nach Venedig. Der köstliche Sturm. Mein Abenteuer mit einer Solotänzerin. 173

## Neunzehntes Kapitel.

Graf Lamberg. Der Fürstbischof von Breslau. Mein Engagement. Hirschjagd. Ich werde Eques auratus. Friedrich 2. in Roßwalde. Graf Hoditz. Leutseligkeit des Kronprinzen gegen mich. Meine Promotion zum Forstmeister. S. 181

## Zwanzigstes Kapitel.

Das ovale Theater im Thurm. Mein Oratorium Davide. Meine kom. Oper Il viaggiatore americano. Dent. Nicolini. Meine ehrbare Heirath. 197

Ein

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Florian Gaßmann wird Kapellmeister zu Pferde. Will mich aufs Glatteis führen. Böser Ursprung meines besten Oratoriums: Esther. 202

## Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Erhebung in den Adelstand und Promotion zum Amtshauptmann. Lolli in Johannisberg. Anerbote vom Kastraten Quadagni in Venedig. 210

## Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen. Der Amtshauptmann in der Klemme. Falle, der ich entgehe 221

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird wieder hergestellt. Ovids Metamorphosen. Meine Unterredung mit Kaiser Joseph. Der Hofkapellmeister Greybig. Entstehung meiner deutschen Opern. 228

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Trübe Aspekten in Johannisberg. Vorboten des Podagra's. Meine Unterredung mit dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau. 244

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Meine Reise nach Berlin. Reichardt. Prof. Engel. Ich werde vom König der Königin vorgestellt. Mein Oratorium Hiob wird im großen Opernhause gegeben. Opern Medea und Protesilao. Madame Mietz. Theaterdebatten. Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen. 253

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Krankheit des Fürst-Bischofs. Meine Unterredung mit demselben. 275

Mein Abschied. 286

# Erstes Kapitel.

## Erste Spuren meines Talentes zur Musik. Frühzeitiges Probestück in der Kirche.

Ich bin im Jahre 1739 am zweyten des Wintermonaths zu Wien geboren.

Mein Vater, aus Danzig gebürtig, war unter der Regierung Karls des sechsten k. k. Hof- und Theaterstücker, und da er zugleich ein guter Zeichner war, so wurde er bey der bürgerlichen Artillerie zum Oberlieutenant gewählt und kommandirte in dem damaligen baierschen Kriege, der nach dem Tode Karls des sechsten unter der Regierung des baierschen Kaisers, Karls des siebenten, ausbrach, die sogenannte Lbbei-Bastey mit zwanzig Kanonen.

Sein Verdienst warf ihm so viel ab, daß er seinen fünf Kindern eine etwas bessere Erziehung, als sie sonst bey Bürgern gewöhnlich ist, geben konnte. Wir drey Söhne, davon ich der mittelste war, studirten bey den

Jesuiten, und noch ein Weltpriester ward uns als Instruktor gehalten, welchem mein Vater Wohnung, Kost und Besoldung gab. Diesem würdigen Manne, der weder Fanatiker noch Freygeist war, habe ich ächte Grundsätze in der Religion und Superiorität über Vorurtheile zu verdanken. Auch ließ mein Vater uns fünf Kindern Unterricht in dem Französischen, das er selbst sehr gut sprach, geben. Da er auch zugleich Geschmack an der Musik hatte, so hielt er meinem ältesten Bruder einen Lehrmeister auf der Violine.

Noch war ich kaum sieben Jahre alt, als ich schon eine besondere Neigung zur Musik in mir verspürte. Ich lag meinem Vater an, mir auch musikalischen Unterricht geben zu lassen. Er gewährte mir meine Bitte, und in Zeit von drittehalb Jahren machte ich solche Fortschritte, daß mein Lehrmeister — König hieß der ehrliche Mann — meinem Vater gerade heraus gestand, er könne mich nichts mehr lehren und es sey nunmehr nöthig, mir einen andern Lehrmeister zu geben, bey dem ich konzertmäßig spielen lernen könne. Ich mache mir ein Gewissen daraus, sagte er, Ihren Sohn Karl noch länger aufzuhalten, da er alle Anlage hat, ein weit besserer Spieler, als ich, zu werden. — Wie wenige mögen diesem biedern Manne gleichen! Mein Vater fühlte das Edle seines Betragens, machte ihm ein ganz artiges Geschenk, und damit er an Einkommen nichts verlieren möchte, so nahm er ihn für meinen dritten Bruder an.

Mein zweyter Lehrmeister war Joseph Zügler, ein sehr braver Violinist und zugleich geschickter und verdienter Komponist für die Kammermusik. Er gab sich

alle

alle Mühe mit mir, und mein Fleiß so wie meine Lust zur Violine entsprachen derselben. Um mich im Spielen vom Blatte zu üben, rieth er mir, alle Sonn- und Feiertage auf die Chöre (so nennt man die katholische Kirchenmusik) zu gehen und pries mir vorzüglich den Benediktinerchor auf der Freyung an, weil daselbst nicht nur ein wohlbesetztes Orchester war, sondern auch die besten Messen, Motetten, Vespern und Litaneyen aufgeführt wurden.

Am nächsten Sonntag gieng ich dahin. Allein als ich mich bey dem Regens Chori, Herrn Esser, meldete und ihn um die Erlaubnis mitzuspielen ersuchte, maß mich dieser Mann mit den Augen und schnarchte mich mit den Worten an: Warum nicht gar! Hier ist kein Chor, auf dem man jedem Knaben mitzukratzen erlauben kann! — So jung ich war, so verdroß mich doch der Ausdruck kratzen ganz gewaltig und auf der Stelle antwortete ich ihm zurück: Sie wissen ja noch nicht, ob ich im Stande bin mitzuspielen, oder nicht. Wenn ichs nicht könnte, so würde mir wohl mein Lehrmeister, Herr Joseph Zägler, nicht gerathen haben, Sie um die Erlaubniß dazu zu bitten. — Ja so, wenn das ist, erwiederte er freundlich, wenn Der Sie wirklich herschickt, so will ichs gern erlauben. — Sogleich befahl er mir eine Violine zu geben, und wies mir meinen Platz neben dem ersten Violinisten, Karl Huber, an. Dieser gab scharf auf mich Acht, ob ich auch richtig spiele; ja bey einer eingetretenen Fuge hielt er sogar mit seinem Instrumente an, um zu beobachten, ob ich auch recht pausire. Ich verfehlte keine Note. Bravo mein Sohn! sagte er am Ende; das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. — Der Regens, dem mein Spielen

ebenfalls nicht unbemerkt geblieben war, äußerte mir seine Zufriedenheit mit dem verbindlichen Zusatz, ich könne so oft kommen, als ich wolle, ich würde allemal gern gesehen seyn. — Das war was Anders, sollt' ich meynen; und kein Wunder, wenn ich um ein Ziemliches gewichtiger nach Hause gegangen seyn sollte.

Und so unterließ ich denn nicht, überall mitzuspielen, wo es Kirchenmusiken gab, und das dauerte wohl ein ganzes Jahr so fort. Dadurch kam ich in eine solche Uebung, daß ich, wie man zu sagen pflegt, ein tüchtiger Chorspieler und Notenfresser ward.

Während diesem Jahre traf es öfters, daß Huber in der Kirche Solo's zu spielen bekam. Sein Strich, seine Methode, seine Intonation und sein angenehmer Vortrag griffen mir jedesmal in die Seele. Ich studirte unermüdet, um ihm nachzukommen. Als einmal wieder eine Messe mit einem Violinsolo vorkam, die mir durchaus unbekannt war, sagte Huber zu mir: Haben Sie wohl Kourage, das Solo zu spielen? — Treffen will ich es wohl, erwiederte ich, aber so schön wie Sie werde ich es nicht spielen. — Ey spielen Sie getrost, sagte er, indem er mir seine eigene Violine gab; es wird schon gehen. Ich spielte das Solo, zwar anfangs nicht ohne Herzklopfen; allein da ich das tröstliche Gefühl bekam, daß mir meine Partie über Erwarten gelang, so faßte ich ein Herz und, als in der letzten Periode die ersten Gänge und Modulationen wieder vorkamen, so variirte ich dieselben völlig in der Huberschen Manier und trug hinterher den allgemeinsten Beyfall davon.

Ich ſage das nicht aus Ruhmredigkeit, und um mich etwa mit meinem Talente aus meiner Jugend her zu brüſten. Aber ich durfte den Vorfall nicht übergehen, weil er, wie es denn bisweilen mit noch viel gröſſern Kleinigkeiten im Menſchenleben gehet, den unmittelbarſten Einfluß auf meine ganze Lebenszeit gehabt hat.

## Zweytes Kapitel.

### Wie ich dem Prinzen von Hildburghausen bekannt und von ihm angenommen werde. Kapellmeister Bonno.

Es war gewöhnlich, daß in dieser Kirche, in welcher, besonders an hohen Festtagen, immer sehr schöne und ausgesuchte Musiken in großer Vollkommenheit aufgeführt wurden, sich Liebhaber der Musik haufenweise einfanden. So kamen denn einige von den Verehrern Hubers, die unten zugehört hatten, nach geendigtem Solo auf den Chor, in der Meynung, er habe gespielt, um ihm darüber viel Schönes und Verbindliches zu sagen. Allein wie verwunderten sie sich, als Huber mich ihnen mit den Worten vorstellte: Nicht ich, meine Herren, sondern Der da hat Ihr Lob verdient. — Ein Erstaunen verbreitete sich auf ihrem Gesicht, das mir ungemein wohl that. Unter ihnen war auch Hubaczek, der berühmte Virtuos auf dem Waldhorn, im Dienste des k. k. Feldmarschalls und General-Feldzeugmeisters, Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen.

Die-

Dieſer geſellte ſich zu mir, als ich nach Hauſe gehen wollte, fragte mich wie ich hieße, wer mein Vater wäre und wo ich wohnte, und verſprach mich nächſtens zu beſuchen. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen kam er zu uns, und erzählte über Tiſche, daß ſein Herr, bey dem er in Dienſten ſtehe, eine anſehnliche Kapelle halte, die ſich dreymal in der Woche um eilf Uhr verſammle, um ſich zu exerziren; zugleich bat er meinen Vater zu erlauben, daß ich doch auch zuweilen dabey erſcheinen dürfe. Mit Dank nahm er dieſe Einladung an.

Schon am folgenden Tage kam Hubaczek, mich abzuholen, und ich nahm meine Violine mit. Ich ward, als ich zum Orcheſter trat, nicht wenig überraſcht, als man mir den erſten Platz antrug.

Kaum hatten wir zuſammen geſtimmt und eine Sinfonie von Jomelli, die ich bereits kannte, war aufgelegt, als der Hofkompoſiteur Bonno, der von dem Prinzen eine jährliche Beſoldung erhielt, um die großen Akademien oder Konzerte zu dirigiren, die er dem hohen Adel in Wien den ganzen Winter hindurch gab, in den Saal trat. Er ſtutzte, als er einen Knaben von eilf bis zwölf Jahren an der Spitze ſah und ſtellte ſich mir zur Seite, um mich zu beobachten. Nach geendigter Sinfonie entfernte er ſich, vermuthlich um dem Prinzen von mir zu ſagen; denn kurz darauf kamen beyde in den Saal.

Der Prinz rufte mich zu ſich und erkundigte ſich mit vieler Güte, wer mein Vater, wer mein Lehrmeiſter und wie alt ich wäre? u. dgl. mehr. Nachdem ich ihm

alles rund und ohne Verlegenheit beantwortet hatte, fragte er mich: „Bist du aber wohl im Stande, alles was man dir vorlegt a vista zu spielen.“ — Wenn es nicht zu schwer ist? antwortete ich. Nun wohl, wir wollen sehen, sagte er, und so mit ließ er durch Bonno aus seinem Musikalienkabinet ein leichtes Flötenkonzert und eine Flötensonate bringen, wovon ich das erste sogleich und ziemlich rein wegspielte.

Nachdem wieder einige Sinfonien und Arien prädirt worden waren, ward mir das Solo aufgelegt, und ohnerachtet es bey weitem schwerer, als das Konzert war, so brachte ich es doch gut genug heraus.

Da es schon hoch über die Mittagszeit hinaus war, so lud mich der Prinz sehr gütig und unter scherzhaften Bemerkungen an seinen Offiziantentisch, und um fünf Uhr mußte ich meinen Vater zu ihm bringen. Nachdem er sich mit ihm in einem Nebenzimmer eine gute Weile unterhalten hatte, trat er wieder mit den Worten herein: „Nun wir beyde wären in Richtigkeit; jetzt kommt es blos darauf an, ob Ihr Sohn auch will. Willst Du — indem er sich zu mir wandte — von deinem Vater weg, und zu mir gehen? Es soll dir an nichts fehlen; aber dafür mußt Du auch fleißig Musik und Sprachen lernen. Ich werde dafür sorgen, daß Du deine lateinische Sprache kontinuirst; aber vor allen Dingen mußt Du Dich im Französischen perfektioniren und Italienisch lernen. Das ist für einen Musiker sehr nothwendig. Da wirst Du Beschäftigung genug haben; denn Müssiggänger dulde ich nicht. Willst Du, und versprichst Du mir das?“

In froher Betäubung fiel ich auf die Knie und schrie: O ja, gütigster Prinz, ich will! — „Steh auf, mein Sohn, sagte er; in der Kirche — vor Gott mußt Du knien, aber nicht vor mir!“

„Behalten Sie Ihren Sohn, sagte er darauf zu meinem Vater, etliche Tage noch zu Hause; aber auf den ersten künftigen Monaths bringen Sie ihn hieher, dann will ich ihn aus Ihrer Hand übernehmen und fürs künftige an Ihrer Statt Vaterstelle bey ihm vertreten.“

Wir giengen gerührt von dem Prinzen, und als wir nach Hause kamen und eine so fröhliche Botschaft mitbrachten, weinte meine gute Mutter vor Freuden, und noch an demselben Abend wurden alle unsre Hausfreunde zusammengetrieben, auf daß sie sich mit uns freueten.

## Drittes Kapitel.

### Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet.

Es war am erſten März 1751, des Morgens, als mein Vater mich in das Palais des Prinzen führte, wo ich von nun an ein neues Leben beginnen ſollte. Der Prinz war nicht zu Hauſe und wir wurden an den Haushofmeiſter, Johann Ebert, einen feinen und reſpektablen Mann gewieſen. Er hatte Befehl uns zu empfangen. Da nun nebſt ihm inſonderheit noch dem Kanzliſten Bremer die Aufſicht über mich übertragen war, ſo führte er uns, nach einigen Inſtruktionen, die er mir in einem ſehr väterlichen Tone ertheilte, nach deſſen Zimmer. Den Prinzen, ſagte er zu meinem Vater, können Sie jetzt nicht ſprechen; er iſt ausgefahren und kommt erſt gegen zwey Uhr nach Hauſe; Sie ſind aber bey unſerm Offiziertiſch mein Gaſt, damit Sie ſehen, ob Ihr Sohn bey unſerer Koſt beſtehen kann. Wie Sie es heute finden, iſt es alle Tage. Zuvor ſtellte er mir noch ein Reglement für mich zu, wovon

er

er ſagte, daß es der Prinz dem Herrn Bremer ſelbſt in die Feder diktirt habe.

Dieſer, ein hübſcher Mann von ungefähr ſechs und zwanzig Jahren, bewillkommte meinen Vater ſehr höflich und wies mir mein Zimmer dicht neben dem ſeinigen an. Ein ſehr anſtändiges Bette, einen Schreibtiſch, einen Kleiderſchrank mit ſchönen Beſchlägen, nette Stühle, überhaupt alles was zur Einrichtung gehört, fand ich ganz neu darin. Er übergab mir das Inventarium von allen Meubeln und Kleidungsſtücken, mit dem Bedeuten, daß er Ordre habe, von Zeit zu Zeit nachzuſehen. Ich mußte alles was ich am Leibe hatte vom Kopf bis zu Füſſen ausziehen und mich ganz neu equipiren. Rock und Beinkleider von meinem Alltagsanzuge waren aſchgrau, die Weſte aber roth. Alles war von feinem holländiſchen Tuche und die Knopflöcher waren nach damaliger Mode mit ſilbernen Borten eingefaßt. Wäſche aller Art fand ich im Ueberfluß. Auch erhielt ich weiße ſeidene Strümpfe, neue Schuhe, ſilberne Schuh- und Beinkleiderſchnallen nach der letzten und neueſten Façon. Und alles hatte der Prinz veranſtalten laſſen, ohne daß ich vorher etwas davon hatte merken können; denn Schneider, Schuſter und Nähterin hatten ſich in meines Vaters Hauſe Gewerbe machen müſſen, ohne daß ich davon etwas gewahr wurde. Sehen Sie, ſagte Hr. Bremer, als er mein Erſtaunen bemerkte, ſo iſt der Prinz; er iſt gütig und mag jeden gern angenehm überraſchen. Hätten Sie wohl gedacht, das Alles hier zu finden? Nun, halten Sie aber auch alles recht nett und ordentlich, und führen ſich gut auf; dann werden Sie es ſehr gut haben. — Hier iſt Ihr eigener Schlüſſel, damit Sie aus und eingehen können, wann Sie wollen.

Meine

Meine Zufriedenheit über mich selbst war nicht geringe, als der Haushofmeister mich vor einen großen Wandspiegel stellte und ich mich nun ganz in meinem Staate übersehen konnte. Man ist immer etwas mehr, wenn man sich gut angezogen weiß. Es ist gleich eilf Uhr, sagte er; gehen Sie in den Salon, das Exerzitium wird bald anfangen. Ich gieng dahin und fand die Meisten schon versammlet. Alle überschütteten mich mit Gratulationen, und meine Erhebung zum Kammerknaben, der hier nun das Recht hatte, sich an die übrigen Musiker anzuschließen, machte mich zu einem sehr glücklichen Sterblichen.

Kaum war die Sinfonie geendigt, so erschien Madame Tesi, die heute zwey neue Arien, welche der Kapellmeister Bonno so eben für sie komponirt hatte, probiren wollte. Sie war eine Frau, schon über funfzig Jahre, aber sehr wohl konservirt und angenehm. Bonno legte eine Arie auf, setzte sich an das Clavicembalo und Madame Tesi trat hinter ihn. Sie hatte eine runde helle Contre-Altstimme, und ihr majestätischer Vortrag entzückte mich bis zur Betäubung. Nach der Arie sprach sie mit dem Kapellmeister und setzte sich mit ihm gerade vor das Orchester. Madame Tesi, rief Bonno mir zu, möchte Sie gern spielen hören; haben Sie etwas bey sich? Ja, antwortete ich und holte eine Züglersche Sonate herbey, die Hubaczek mir akkompagnirte. Bey jeder Stelle, die ich gut vortrug, rief die Tesi bald bravo! bald bravissimo! Darauf ließ sie sich meinen Vater vorstellen, mit dem sie sich eine Weile französisch unterhielt. Nach etlichen Instrumentalstücken trat sie endlich wieder an das Clavicembalo und sang die zweyte Arie. Es war ein Adagio.

Hatte

Hatte mich vorher ihr brillanter Vortrag entzückt, so riß mich ihr sanfter und schmelzender Ausdruck so hin, daß ich glaubte, man könnte nichts Schöneres in der Welt mehr hören.

Der dreymal wiederholte Klang der Portiersglocke verkündigte endlich die Ankunft des Prinzen. Er gieng sogleich auf meinen Vater zu, nahm ihn in ein Fenster und unterhielt sich eine ziemliche Weile sehr gnädig mit ihm. Alsdann rief er mich und sagte: „Nun, ich hoffe, Du wirst mit deinem Zimmer und allen, was Du darin gefunden, zufrieden seyn. Sey aber nun auch hübsch fleißig und führe Dich so auf, daß auch ich mit Dir zufrieden seyn kann. Vorzüglich aber befehle ich Dir, das Reglement öfters durchzulesen und dem, was darin steht, genau nachzuleben.“

Darauf ließ er sich seine Flöte und ein Konzert bringen, setzte sich hin und spielte. Ich muß freylich offenherzig sagen, daß er kein größer Hexenmeister war; unterdeß spielte er doch weit besser, als ich vermuthet hatte. Er hielt sein Tempo richtig und hatte eine vorzüglich schöne Embouchüre. Mit seinem Konzerte endigte sich das Exerzitium und der Prinz gieng zur Tafel.

Als ich zu Herrn Ebert kam, fand ich den Pagen vom Prinzen einen gewissen Baron Ende daselbst und seinen Pagenhofmeister, der zugleich den Titel Sekretair hatte. Dieser hieß Göhrn und war ein Sachse. Von diesem Herrn, sagte Ebert, indem er mich ihm vorstellte, werden Sie Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache erhalten; auch wird er so gütig seyn, Sie im Fechten zu unterrichten. Den Unterricht

richt aber im Reiten, Tanzen und in der italienischen Sprache werden Sie erst bekommen, wenn wir auf unsere Herrschaft Schloßhof gehen, wohin sich der Prinz alljährlich zu Anfang des Juny zu begeben pflegt.

Das Wichtigste, sagte er zu meinem Vater, hätte ich bald vergessen. Ungeachtet unser Prinz katholisch ist (er war evangelisch erzogen, aber auf Zudringen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth katholisch geworden) so ist doch beinahe die Hälfte seines Hofstaats theils lutherisch, theils reformirt, wie denn die Aufseher über Ihren Sohn, Herr Göhrn, Bremer und ich, es auch sind. Aber wir sind nichts weniger als Proselytenmacher. Um Sie jedoch ganz ruhig seyn zu lassen, hat der Prinz befohlen, daß ein Priester Ihrer Religion angenommen werden soll, der gegen ein anständiges Honorar Ihren Sohn in seinem Glauben unterrichte. Da Sie nun selber schon einen würdigen Priester in Ihrem Hause haben, so wird es dem Prinzen angenehmer seyn, wenn dieser die Mühe davon übernehmen will. —

Mein Vater, entzückt über diese großmüthigen Anerbietungen, versicherte, Pater Johannes würde das sehr gern unentgeltlich übernehmen; und in der That kam dieser würdige Mann wöchentlich zwey- bis dreymal zu mir, wofür er bey unserer Abreise nach Schloßhof ein Douceur von neun Dukaten und so viel Ellen von schwarzem brüßler Camelot erhielt, als zu einem Talar nöthig waren.

Meine

Meine Leſer werden aus alle dem ſchon einen klei-nen Vorſchmack von den erhabenen und menſchenfreundli-chen Geſinnungen des Prinzen bekommen haben. Aber in Zukun't ſollen Sie das unvergleichliche Herz dieſes großen Fürſten wohl noch näher kennen lernen. Ich will zu dem Ende gleich die Geſchichte von jener rechtſchaffenen Frau, der Madame Teſi, hier einſchalten, für die ich ſonſt keinen ſchicklichern Platz finden dürfte.

---

## Viertes Kapitel.

### Geschichte der Vittoria Tesi. Der Papagoy in der heiligen Inquisition. Ein Herzog wird vom Theaterfriseur ausgestochen.

Vittoria Tesi, Tramontini (Tesi war ihr Geburts- Tramontini aber der Name ihres Ehegatten; denn in Italien ist es nichts ungewöhnliches, daß man Virtuosen, Sängerinnen und Tänzerinnen auch noch nach ihrer Verheirathung nach ihrem bekanntern Geburtsnamen nennt) also Madame Tesi war schon in der Blüthe ihrer Jahre die erste Sängerin und Aktrize ihrer Zeit in ganz Europa, und diesen ihren Ruhm erhielt sie sich bis in ihr spätes Alter.

Hingerissen von ihrer außerordentlichen Stärke im Agiren schrieb Pater Metastasio seine Zenobia, Didone und Semiramide eigens für sie. Die vornehmsten Bühnen in Italien wetteiferten nun um ihre Person und belohnten sie so reichlich, daß sie ein ansehnliches Kapital sammelte. Auch wurde sie nach Madrid berufen,

ſen, wo ſie mit Farinelli, dem berühmteſten Kaſtraten, der je lebte, debutirte, und den bekanntlich der König von Spanien nicht nur wegen ſeines auſſerordentlichen Talents in der Muſik, ſondern auch ſeiner anderweitigen Kenntniſſe wegen ſo ehrenwerth hielt, daß er ihn endlich ſogar zum Staats-Miniſter erhob und ihm das Ordensband von Calatrava ertheilte. Dieſer war von den Fähigkeiten der Teſi ſo entzückt, daß er, wie er dem Könige freymüthig ſagte, ſo lange er lebe mit keiner andern Sängerin aufzutreten wünſche. Sie wurde demnach auf einige Jahre engagirt, bis endlich Farinelli, deſſen Stimme Alters halber immer ſchwächer wurde, das Singen einſtellte, und ſich nach Bologna begab. Hier in Spanien erndtete ſie nicht nur auſſerordentliche Belohnungen an Gelde, ſondern wurde auch nach jeder neuen Oper vom Könige mit den anſehnlichſten Präſenten an Juwelen und Nippes beſchenkt. Kurz, den beträchtlichſten Theil ihres Vermögens hat ſie in Spanien erworben. Untern Kaiſer Karl dem ſechſten ward ſie endlich mit einem anſehnlichen Gehalt nach Wien verſchrieben.

Ich muß meinen Leſern eine Anekdote von ihr erzählen, die zugleich ein Beweis des hohen Grades von Fanatismus iſt, der damals in Spanien herrſchte.

In Neapel hatte ſie ſich einen ſehr ſeltenen Papagey angeſchaft und ihn mit der unglaublichſten Geduld abgerichtet, daß er ganz natürlich wie ein Menſch lachen, und eine Menge Fragen im beſten Italieniſch beantworten konnte. Ich habe ihn ſelbſt geſehen dieſen auſſerordentlichen Vogel, und wenn der Prinz ſeine Tafelgeſellſchaft recht vergnügt machen wollte, ſo ließ er den Kä-

ſigt hereinbringen und den Vogel ſeine Künſte machen. Vorzüglich amuſant war es, wenn er, ſobald ſeine Gebieterin nach irgend einem luſtigen Schwank, der aufgebracht wurde, kicherte, ſeine Lache aufſchlug. Die ganze Geſellſchaft mußte dann ſchlechterdings mitlachen und da dies eine Ermunterung für ihn war, es noch immer weiter zu treiben, ſo brach ein ſo grauſames und anhaltendes Geſchrey und Gelächter aus, daß man hätte glauben ſollen, Herrſchaften und Bedienten wären ſämtlich dem Tollhauſe entlaufen.

Dieſen Papagoy hatte die Teſi nun nach Spanien mitgenommen, und ſein Standort war ihm in ihrem Empfang- oder Beſuchzimmer angewieſen. Eines Abends war große Geſellſchaft bey ihr, die größtentheils aus Perſonen von hoh[illegible] Range beſtand. Die Rede kam auf den Papagoy un[illegible] ſeine Künſte. Spricht er aber auch wohl? fragte ein vornehmer Spanier. O ja, antwortete Teſi, Sie ſollen es gleich hören. Sogleich ſtand ſie auf, und ſchwatzte eine Menge gewöhnlicher Dinge mit dem Vogel. Der Kapellmeiſter, der die Oper, in welcher Teſi in Madrid zum erſtenmal auftrat, komponirt hatte, und ein Neapolitaner war, machte die ſcherzhafte Anmerkung, als der Papagoy in Provinzialismen ſprach, daß man wohl hören könne, daß der Gelehrte in Neapel ſtudirt habe. O ich bitte um Vergebung, fiel Teſi ein, er ſpricht auch toskaniſch wie der beſte Römer. Sie können's glauben. Gleich, meine Herren und Damen, will ich Sie davon überzeugen. — Sie klingelte und ihr Kammermädchen mußte ihr Biskuits bringen. Mit dieſem Kuchen hatte ſie ihn ein ganzes Jahr lang dermaßen abgerichtet, daß ſie des Erfolgs gewiß ſeyn konnte. Der Papagoy beant-

wor-

wortete wirklich alle ihre Fragen, wie sichs gehört und gebührt. Sie hatte sie gefliſſentlich so eingerichtet, daß es beinahe glaublich scheinen mußte, der Vogel habe Menschenverstand. Freilich, der vernünftig war, machte der Tesi Komplimente über die Geduld und Geschicklichkeit, die sie an den Vogel gewendet hatte; aber die fanatischen Dummköpfe in der Gesellschaft murmelten unter sich, daß die Sache nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne, sondern eine veritable Zauberey dahinter stecken müsse.

Tesi, welcher dies abergläubige Erstaunen nicht wenig Spaß machte, bat die Gesellschaft, sich wieder in den Zirkel zu setzen. Als dies geschehn war, fing sie einen Diskurs an, und würzte ihn gefliſſentlich mit ihrer angebornen muntern Laune, um dadurch der Gesellschaft Stoff zu witzigen Einfällen zu geben. Sie paßte so lange, bis irgend jemand einen erträglich lustigen Einfall vorbrachte, alsdann gab sie durch ihr Kichern dem Papagoy das Signal zum Lachen, worauf dieser nach seiner Art loslachte und ein eben so toller Auftritt erfolgte, als vorhin erzählt worden ist.

Nicht lange darauf empfahlen sich ein paar Herren unter dem Vorwande, Geschäfte zu haben. Indem ihnen Tesi's Bedienter, der Spanisch verstand, mit einer Fackel die Treppe hinab leuchtete, vernahm er deutlich, daß einer von ihnen sagte: Sie haben recht mein Freund! Es ist Pflicht, die Sache dem Großinquisitor heute noch anzuzeigen. Da er aber nicht wußte, wovon die Rede war, so achtete er nicht weiter darauf.

Am andern Morgen traten zwey Männer in das Vorzimmer, und hinter ihnen her zwey Träger, die einen großen Tragkorb niedersetzten, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. Man begehrte die Dame des Hauses zu sprechen. Tesi war gerade im Besuchzimmer beschäftigt, ihrem Lieblinge sein Futter zu geben. Ha ha! fuhren die Schwarzmäntel heraus: Ist das der Papagoy, der die gestrige Gesellschaft in so großes Erstaunen gesetzt hat? — Zu dienen, erwiederte Tesi. Wer sind Sie? was ist ihnen gefällig? — Wir sind Diener der heiligen Hermandad, war die Antwort, und haben von dem Großinquisitor den Befehl, Ihren Papagoy an die Inquisition abzuliefern. Alles Protestiren seiner Gebieterin half nichts. Sie griffen rasch nach dem Käfigt, setzten ihn mit geheimnißvollem Gesicht in den Tragkorb, bedeckten ihn darauf mit dem schwarzen Tuche und so zogen sie in Prozession von dannen.

Tesi weinte bittere Thränen über den Verlust ihres geliebten Amico, wie sie ihn gewöhnlich nannte. Endlich aber faßte sie sich, ließ sich ankleiden und fuhr zu Farinelli, um ihn zu Rathe zu ziehen. Sogleich meldete er dem Könige den Vorfall, versicherte unter Aufwand von vieler Beredsamkeit, daß die Geschicklichkeit des Papagoy sehr natürlich zuginge; allein ohnerachtet der König endlich allen den vielen Gründen nachgab und sich ins Mittel schlug, so vergingen doch über acht Tage, ehe Tesi ihren geliebten Amico aus den Händen der Inquisition zurück bekommen konnte.

---

Nun wieder zurück zu ihrer Lebensgeschichte. Sie sang viele Jahre hindurch auf dem Wiener Hoftheater und ward kaiserlich belohnt. Als sie endlich bald an das funfzigste Lebensjahr kam, entfernte sie sich vom Theater und beschloß, den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verleben. Prinz Hildburghausen, der ihr außerordentliches Talent von jeher zu schätzen wußte, bot ihr sein Haus, seine Tafel und einen angemessenen Gehalt an. Die beiden erstern Offerten nahm sie an, die letztere aber schlug sie gänzlich aus, so wie jedes Geschenk, das ihr der Prinz anbot. Man glaube ja nicht, als wenn zwischen ihr und dem Prinzen noch mehr als bloße Freundschaft und Kunstliebhaberey existirt habe. Der Erfolg wird das Gegentheil davon beweisen.

Sie war eine vortrefliche Frau von Charakter und weit über die Operistinnen von gewöhnlichem Schlage erhaben. Ich könnte sehr viel Züge zu ihrer Ehre anführen, aber ich will mich blos damit begnügen, ihre Heirathsgeschichte zu erzählen, die wenigstens von keinem gemeinen Charakter zeugt.

Ueberall wo sie sang war sie gewohnt von Jedermann Besuche anzunehmen; allein sie wußte allen und jeden Liebesanträgen dergestalt vorzubeugen, daß es nicht leicht einer wagte, damit heraus zu rücken. Unter den vielen Liebhabern, die für sie schmachteten, war auch der Duca di N. Eines Abends, als er zufälligerweise bey ihr allein war, benutzte er die Gelegenheit und machte ihr eine förmliche Deklaration. Tesi wies ihn auf eine sehr feine und elegante Art ab. Da er aber diese Abweisung für eine gewöhnliche Grimasse hielt, so ward er nur um so zudringlicher und machte enorme Verheis-

sungen. Mit Würde und Anstand wußte ihm Tesi darauf zu antworten und sich in solchen Respekt zu sezzen, daß sich der Duca beschämt zurückzog und keinen fernern Angriff zu machen mehr wagte. Aber seine Leidenschaft blieb darum dieselbe und wuchs noch eher mit jedem Tage. Je öfter er dies reizende Geschöpf auf dem Theater sah und hörte, desto mehr loderte seine Flamme auf. Er vertrauete sich einem seiner Höflinge. Dieser versuchte es für seinen Herrn zu negoziren, wurde aber eben so ernstlich abgewiesen, so daß sowohl er als der Herzog endlich einsehen mußten, es sey ihr schlechterdings auf diese Art beyzukommen unmöglich. „Nun so muß ich sie denn besitzen, fuhr der Herzog heraus, und sollte ich mich öffentlich mit ihr trauen lassen! Morgen Abend will ich sie mit einem förmlichen Heirathsantrag überraschen. Hüte Dich aber, ihr etwas davon merken zu lassen!“ — Der geschmeidige Höfling gelobte, wie sich denken läßt, die strengste Verschwiegenheit, gieng aber, um sich nach seiner Meinung bey seiner künftigen Herzogin in Gunst zu setzen, sogleich zur Tesi und entdeckte ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit das große und schwere Geheimniß.

Allein was that die Tesi? Um der Zudringlichkeit des Herzogs, ein für allemal los zu werden, ohne ihn jedoch vor den Kopf stoßen zu dürfen, ließ sie denselben Abend noch den Theaterfriseur, einen schönen Mann, zu sich kommen, und trug sich ihm förmlich zur Frau an. „Wollen Sie mich, sagte sie zu dem angenehm bestürzten Tramontini, so ist hier auf der Stelle meine Hand und Morgen früh werden wir getraut. Ich setze Ihnen ein artiges Kapital an baarem Gelde aus, mit dem Sie nach Belieben negoziren können. Es soll wie

Alles was Sie dadurch gewinnen, Ihr vollkommenes Eigenthum bleiben. Die Haushaltung nehme ich allein auf mich, so wie alles was Sie an Kleidung und Meubels beoürfen. Ubrigens soll Ihnen — dem versprochenen Kapitale unbeschadet —, annoch der dritte Theil meines bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Vermögens an Geld und Geldeswerth gerichtlich zugesichert werden; jedoch ist meine Hauptbedingung, von welcher ich ein für allemal nicht abgehe, daß Sie auf alle eheliche Gemeinschaft mit mir Verzicht thun. Ein körperliches Gebrechen, das ich mir nicht durch Ausschweifungen zugezogen, sondern mit auf die Welt gebracht habe, macht mich derselben durchaus unfähig. Können Sie nach dieser Erklärung sich entschließen, mir Ihre Hand zu geben, so sind wir morgen Mittag ein Paar. Bis morgen früh gebe ich Ihnen Bedenkzeit." —

Man kann denken, daß der entzückte Frieseur ihr auf der Stelle, statt einer, beyde Hände gereicht haben werde. Kurz, den andern Tag um neun Uhr fuhren beyde zum Bischof, um sich die Erlaubniß auszuwürken, sich sogleich in der nächsten Pfarrkirche kopuliren lassen zu dürfen. Sie erhielten sie, nach jenen Erösnungen, ohne Umstände und um eilf war die Trauung vollzogen, so wie auch das Instrument vom Notar, der ihrer bereits zu Hause harrete, sogleich darnach ausgefertigt und unterzeichnet wurde. Nach dem festlichen Mittagsmahle wurden Tramontini's Habseligkeiten in ihr Quartier geschaft, und sie zählte ihrem nunmehrigen Gatten, der nun im Himmel war, baar und richtig zweytausend Zechinen auf.

Man kann sich das Erstaunen und die Verlegenheit des Herzogs vorstellen, als er am Abend den transmutirten, festlich geschmückten Tramontini neben seiner angebeteten Tesi vertraulich sitzen sahe und endlich gar von ihr den Aufschluß eines für ihn schrecklichen Räthsels erfuhr. So schonend sie dabey zu Werke gieng, und so viel Gewalt er sich anthat, sich in den Grenzen der Feinheit und einer anständigen Gleichgültigkeit zu halten, so konnte er doch das Gefühl seines gekränkten Stolzes nicht verbergen; sondern empfahl sich bald darauf kalt und vornehm, und kam nie wieder.

Uebrigens lebte sie mit ihrem Manne ganz glücklich. Viele Jahre lang wohnte sie mit ihm im Palais des Prinzen, bis letzterer nach Hildburghausen zog, woselbst er die Vormundschaft über den damals noch unmündigen Herzog übernahm. Die Tesi durfte Alters und Kränklichkeits halber so eine Reise nicht mehr unternehmen, deshalb separirte sie sich von ihrem Durchlauchtigen Freunde, blieb in Wien und starb daselbst einige Jahre darauf. Ihr Vermögen, das sie hinterließ, belief sich auf beynahe dreymalhunderttausend Gulden. Laut Kontrakt erbte ihr Mann davon das Drittel und das Uebrige fiel — ich weiß nicht mehr an wen, der aber die Verbindlichkeit auf sich nehmen mußte, ihrer Dienerschaft Lebenslänglich doppelten Lohn und ihre ganze zurückgelassene Garderobe zur gleichen Theilung abzureichen.

Ruhe sanft, verklärtes Weib! Bis zu meinem letzten Hauche will ich deine Asche verehren.

---

## Fünftes Kapitel.

**Troni mein Lehrmeiſter. Wie ich vom krumbeinigten Matthes gedemüthigt werde. Die Uhr.**

So geſprächig auch der Rückblick auf unſere Jugend zu machen pflegt und ſo wichtig uns ſelber auch jeder Umſtand darin vorkommt, ſo darf man doch nicht wohl annehmen, daß dem Leſer mit einer umſtändlichen Erzählung an ſich geringfügiger Vorfälle und Ereigniſſe aus jener Zeit gedient ſeyn könne. Ich will alſo nur noch ganz kürzlich ſagen, daß in allen Stücken auf das vollkommenſte für meinen Unterhalt und für meine Bedürfniſſe geſorgt war. Ich hatte meinen beſtimmten Platz am Offiziantentiſche, auf welchem gegen dreyßig Gedecke ſich befanden und wo täglich ſieben Eſſen aufgetragen wurden, und des Abends ward mir mein Eſſen auf das Zimmer geſchickt. Ueberdem erhielt ich Monathlich fünf Gulden dreyßig Kreuzer Taſchengeld, von deren Verwendung ich indeß Herrn Bremer Rechenſchaft ablegen mußte. Ein Bedienter des Prinzen, der eine Zulage dafür erhielt, mußte mich täglich friſiren und

für Wäsche und anderweitige Reinigung ward ebenfalls auf das beste gesorgt, so daß ich also in Wahrheit von dem Prinzen sagen kann, er sorgte wie ein Vater für mich.

Nach der ersten Mahlzeit, die mein Vater hiermit einnahm, kam er noch einmal auf mein Zimmer, ermahnte mich, mein Glück nicht durch üble Aufführung zu verscherzen, gab mir seinen väterlichen Seegen und, nachdem ich ihm gerührt die Hand geküßt hatte, verließ er mich.

Unterdeß kann ich eben nicht sagen, daß meine Betrübniß länger als einige Augenblicke gedauert hätte. Ich hielt eine Revision mit meiner Garderobe, begaffte noch einmal Stück für Stück, absonderlich aber ergötzte ich mich an dem schönen Galakleide. Es war von dem feinsten französischen Tuche und mit prächtigen silbernen Borten über und über verbrämt. Darüber kann ein eitler Kammerpage schon seinen Vater vergessen!

Noch an eben dem Tage ward ich zum Prinzen gerufen, welcher mir Herrn Trani, der so eben bey ihm war und vor dem ich eine Probe meines Spiels ablegen mußte, als meinen künftigen Lehrmeister auf der Violine vorstellte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß dieser Mann sich meine musikalische Bildung mit allem Eifer angelegen seyn ließ.

Von dieser Zeit an lebte ich genau nach Vorschrift meines Reglements, das ich fleißig durchlas, und so verstrichen drey Monathe, an die ich gern zurück denke. Kurz zuvor, als wir so eben nach Schloßhof abreisen

wollten, kam mein Vater zu mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß der Prinz auch meinen ältern Bruder Joseph in seine Dienste genommen und ihm nebst Wohnung und Tisch jährlich dreyhundert Gulden akkordirt habe, daß er also ebenfalls auch mit nach Schloßhoff gehen würde. Ich konnte mich kaum lassen für Freude, und da ich nun wußte, daß mein Vater gern bisweilen ein Gläschen guten Cyperwein trank, wie er denn bey außerordentlich vergnügter Stimmung meinen ältern Bruder oder mich in das Gewürzgewölbe zum grünen Kranz auf dem Graben mitzunehmen und dort eine Flasche davon auszustechen pflegte, so steckte ich heimlich dem krummbeinigten Hausknecht, meinem Aufwärter, einem schlechterdings närrischen Menschen, einen Thaler zu und ließ heimlich eine holen.

Unterdeß mußte ich meinem Vater, der begierig war zu hören was ich bey meinem neuen Lehrmeister für Fortschritte gemacht hätte, etwas vorspielen. Ich nahm die gestochene Sammlung der Lokatellischen Sonaten, die ich von diesem bekommen hatte. So altväterisch diese Sonaten zu jetziger Zeit klingen möchten, so will ich sie doch jedem angehenden Schüler auf der Violine — nicht zum Produziren, sondern zum Exerziren, bestens empfohlen haben. Er wird bey Erlernung derselben große Progressen im Fingersatz, in verschiedenen Strichen, Arpeggio's, Doppelgriffen u. s. w. machen.

Meinem Vater gefiel die Ueberraschung, seinen geliebten Cyperwein, dem er ohnehin heute zuzusprechen sich in der Freude seines Herzens vorgenommen hatte, bey mir in aller Bequemlichkeit zu finden, und meine Auf-

Aufmerksamkeit gar sehr, und er blieb lange und gab uns einige freundliche Lehren über das Hofleben, die er mit launigten Anekdoten würzte. Und als er am Abend fortgieng, schenkte er mir einen blanken Kremnitzer Dukaten zum Ersatz für meine Auslagen, wie er sagte, und der närrische Kauz von Hausknecht trug auch einen Gulden davon, wofür er auf seinen einwärts gedrehten Füßen wie toll und thörigt umher sprang.

Dieser Umstand wäre nun an sich nicht der Rede werth; aber da ich die eben nicht sehr lobenswürdige Gabe hatte, die Grimassen und Lächerlichkeiten anderer Menschen sprechend nachzuahmen, so kopirte ich am andern Morgen den Hausknecht, und indem ich grade wie er mit schiefen Beinen die Stube auf und ab tanzte und wir beyde, Herr Bremer und ich, uns halbtodt darüber lachen wollten, trat das Original mit dem Frühstücke herein. Der Jubel ward nun natürlich um so größer, und ich trieb getrost mein Wesen noch ein Weilchen so fort, worauf der ehrliche Hausknecht aber nicht Acht zu haben schien. Aber — er trug mirs nach, und ich büßte noch an demselben Tage für meinen unziemlichen Kurzweil sehr empfindlich.

Als ich es mir nämlich beygehen ließ, ihn über Tische dem Gelächter Preiß zu geben und eingedenk jener Heldenthat, wovon ich die Gesellschaft in seiner Abwesenheit schon unterhalten hatte, ihn auch noch hier in seinem gestrigen Veitstanze kopirte, — weil er selbst davon auf dringendes Verlangen der Gesellschaft nicht die Probe ablegen wollte, — so lachte er zwar erst selber zum Ersticken mit, stellte sich aber darauf, als alles wieder ruhig geworden war, mit dem Teller hinter

den

den Stuhl eines Tischgenossen mir gerade gegen über, sahe mich freundlich an und sagte mit angenommener Einfalt: „Es ist wahr, junger Herr, ich habe meine Freude über Ihre Geschicklichkeit. Sie haben meine Künste nur ein einzigesmal gesehen und doch gleich getroffen. Wenn Sie es doch auf Ihrer Violine auch so geschwind treffen möchten! Aber ja — da haperts denn manchesmal gar sehr. Es trift gemeiniglich, daß ich gerade um die Stunde, wenn Ihr Lehrmeister da ist, den Gang auskehre und da höre ich denn gar oft, daß er Ihnen so einen Schnörkel vorzeigt, und da wollen Sie es nachmachen, und da gehts nicht, und da sagt der Lehrmeister da Capo und dann gehts immer noch nicht und das währt so hinter einander oft zwanzigdreyßigmal und da quikt es bisweilen so garstig, als wenn sich ein Paar Dutzend Katzen herumbissen. — Apropos, Herr Haushofmeister, ich habs Ihnen schon die vorige Woche melden wollen, daß, seit der junge Spaßmacher da — indem er auf mich zeigte — im Hause ist, sich die vielen Ratzen und Mäuse halter ganz verlohren haben." —

Brav Matthes! fiel ich ihm ein; Er hat mich für meinen Muthwillen gut bezahlt; ich habs um ihn verdient. — Pfuy, Matthes! sagte Herr Ebert, da habt Ihr einmal wieder gezeigt, daß Ihr ein plumper, grober Hausknecht seyd und nur mit der Holzart umzugehen wisset. Nun möcht ihr selber zusehen, wie Ihr den Kammerknaben wieder gut macht! — „Nichts für ungut, junger Herr, sagte er nun im gutmüthigsten Tone von der Welt, es fuhr mir nur so heraus und ich habs so böse nicht gemeynt; verzeihen Sie mir!" — Von Herzen gern, lieber Matthes, antwortete ich; aber

nicht

nicht nur verzeihen, sondern danken muß ich ihm für seine gute Lehre. Da ist ein Zwanzigkreuzerstück; trinke er ein Maaß Wein dafür. Er hat seine Sache gut gemacht!

Am Abend des folgenden Tages ward ich unvermuthet zum Prinzen gerufen, mit dem Bedeuten eine Sonate mitzubringen, die ich von Herrn Trani so eben gelernt hatte. Ich kam. Die Madame Tesi und Bonno waren eben bey ihm. „Nun, redete mich der Prinz an, du wirst dich vielleicht schon oft gewundert haben, daß ich dich seit eilf Wochen noch niemals spielen ließ; aber ich wollte nur um so mehr deine Fortschritte bemerken. Nun spiele!“ — Ich spielte meine Sonate, zu welcher Hubaczek akkompagnirte, zu seiner Zufriedenheit. Er winkte darauf Hubaczek sich zu entfernen; da ich aber glaubte, es gälte auch mir, so wollte ich mit ihm fort. Bleib da, sagte der Prinz — oder bist du etwa schon schläfrig?

Ich. O nein, Ew. Durchlaucht; es ist ja noch nicht spät.

Er. Wie viel Uhr ist es?

Ich. Ich will sehen (indem ich hinausgehen wollte.)

Er. Wohin schon wieder?

Ich. In die Antichambre, um nach der Uhr zu sehen.

Er. Dummer Teufel! Kannst ja nach deiner Uhr sehen.

Ich. Nach meiner?

Er.

Er. Ja!

Ich. Ich habe keine Uhr.

Er. Wie? Du haſt keine?

Ich. Nein, Ihre Durchlaucht.

Er. Und haſt doch deine Lehrſtunden pünktlich gehalten? Wie haſt du das angeſtellt?

Ich. Wenn ich wiſſen wollte, wieviel es an der Zeit war, gieng ich nach der Antichamber.

Er. Das iſt ja aber abgelegen.

Ich. Ich habe ja geſunde Füße.

Er. Nun! damit du fürs künftige nicht mehr nöthig haſt, wegen der Uhr Treppe auf Treppe ab zu laufen (hier zog er eine Uhr hervor und gab ſie mir) ſo nimm dieſe, und geh nach deinem Zimmer.

Ich küßte dem Prinzen dankbar die Hand, und gieng nach der Thür.

„He! Apropos! rief er; noch eins; komm her! Ich höre, daß du hübſch ſingen und tanzen kannſt und daß du dies von dem Hausknecht Matthes gelernt haſt. — Das Blut ſtieg mir ins Geſicht und ich verſtummte. — Sey nur ruhig, ſagte der Prinz; die Röthe deines Geſichts beweiſt, daß du dich ſchämſt und bürgt mir zugleich, daß du dir alle Mühe geben wirſt, nie wieder ſchamroth zu werden. Uebrigens ſehe ich es viel lieber, wenn meine Leute eines muntern Temperaments ſind und Geiſtesgegenwart haben, als wenn ſie phlegmatiſchen Schildkröten gleich ſind, die ſich nicht zu helfen wiſſen. Du haſt zwar gefehlt; aber daß du deinen

Fehler auf der Stelle reparirt haſt, macht deiner Gegenwart des Geiſtes — auf dieſe Worte legte er einen beſondern Akzent — Ehre. Und nun geh, mein Sohn!

Welch ein gütiger Mann! Wie fein wußte er ſelbſt dem Knaben zu geben! Und wenn ich auch, wie ich hinterher erfuhr, das Präſent nicht meinen Fortſchritten in der Muſik, ſondern ſeiner Zufriedenheit mit meiner Geiſtesgegenwart verdankte, wovon er ſehr viel zu halten pflegte; ſo war es doch eben ſo klug als ſchonend von ihm, mich in dieſem Glauben zu laſſen.

## Sechstes Kapitel.

Reise nach Schloßhof und mein erster Aufenthalt daselbst. Tragikomische Wolfsjagd. Privat-Schützengilde. Reisende Komödianten. Pergolesi's Serva Padrona in einer Wagenremise.

Schloßhof, wohin der Prinz und der gesammte Hofstaat Anfangs Juny abgieng, war ein herrlicher Sommeraufenthalt. Schloß und Garten waren prächtig, und der Ort schien eine halbe Stadt zu seyn. Held Eugen von Savoyen, der im Gedächtnisse jedes patriotischen Oestreichers lebt und der seinen Geschmack in der Baukunst an dem Palais Belvedere zu Wien, das jetzt dem Kaiser gehört, bewährt hat, hatte dieses Schloßhof von Grund aus erbaut und eingerichtet. Ein Beweis seiner vorzüglichen Schönheit ist, daß Kaiser Franz so viel Wohlgefallen daran fand, daß er die ganze Herrschaft dem Prinzen abkaufte und sie der Erzherzogin Christine, die er vorzüglich liebte, verehrte.

Einige Tage später kam Herr Trani und mit ihm Herr Pompeati. Letzterer war in seinen jüngeren

Jahren einer der ersten Solotänzer; als er aber älter wurde und das Theater verließ, gab er Lektion im Tanzen und auch in der italienischen Sprache. Dieser unterrichtete mich und den Pagen Baron Ende, im Tanzen und im Italienischen. Letzterer zeigte viel Fähigkeit in beyden; dies war ein Sport für mich, und ich begriff alles so gut wie er.

Trani brachte mir eine außerordentlich schöne Violine mit, die der Prinz für mich durch ihn hatte kaufen lassen. Ich habe sie, so viel Käufer ich auch von jeher dazu fand, lebenslang behalten und erst vor zwey Jahren meinem ältesten Sohne geschenkt.

Meine Lehrstunden, zu welchen noch das Reiten kam, worin mir wechselsweise der Kavalier des Prinzen, Baron Beust und der Stallmeister Unterricht gaben, giengen hier wie in Wien ihren ordentlichen Gang fort. Ueberdies mußte ich bey der Tafel abwechselnd mit dem Pagen aufwarten. Da nun bey derselben wegen der Mad. Tesi größtentheils italienisch gesprochen wurde, so kam mir dieses so wohl zu statten, daß ich mit ihr in einigen Monathen schon ziemlich fertig sprechen konnte. Mit dem Prinzen aber durfte ich keine andere Sprache als die französische reden, um mich auch darin zu üben. Wenn ich nun manchmal ein Wort oder eine Konstruktion nicht recht vorbrachte, so war er immer so gnädig mich zu verbessern und mich dasselbe noch einmal sagen zu lassen.

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines komischen Vorfalls, den ich zum Kurzweil meiner Leser etwas weitläuftig erzählen muß.

Trani

Trani hatte die Erlaubniß zuweilen Hasen und Rebhüner zu schießen; Fasanen aber und anderes Wild zu erlegen war ihm untersagt. Die Tesi erzählte zufälligerweise an der Tafel, daß sie ihn heute früh mit der Flinte habe auf die Jagd gehen sehen. Da ich gerade die Aufwartung hatte, so fragte mich der Prinz auf französisch: ob er schon zu Hause wäre? Je crois qu'oui, antwortete ich. Eh bien allez le demander s'il a pris quelque chose! — Ich ging auf Trani's Zimmer und fand ihn im Bette. Er lag auf der rechten Seite und hatte einen Schlafrock an. Da er nun von der Wuth besessen war, immer deutsch sprechen zu wollen, so jämmerlich er es auch radbrechte, so begann folgender Dialog unter uns.

Ich. Sind sie krank?

Er. Bin ik justament nik krank, aber bin ik müd come un can da Caccia (wie ein Jagdhund), weil ik aben lauff wie der Teuff.

Ich. Aha! Sie liegen nur im Bette um auszuruhen.

Er. Ma! Muß ik dock in die Bett lieg, weil kann ik nik sitz.

Ich. Der Prinz läßt Sie fragen, ob Sie etwas auf Ihrer Jagd bekommen haben?

Er. Ab' ik schissen eine — eine wie eißt man una lepre?

Ich. Ein Haase.

Er. Si, Si! an Aas, an Aas. Un wenn ik ab schissen, der Aas ab mak an Purzel, un is bleib

lieg, und da ab ik lauf hin um den Aas zu nemm; aber der Aas is aufspring un is marschir ein Stückl, un der ane Fuß aben mack (hier schlenderte er mit der Hand) wickele wackele, un is wieder bleiben sitz, un da aben ik wieder lauff, und da hat die Aas wieder aufspring un is lauff in die dicke Wald un da ab ik die Aas nimmer find und verlier. Un weil is geweßt so warm un ik ab lauff wie ane Rebock, ab ik schwitz wie an Bratl bey die Feuer, un statt daß ab ik bekomm ane Aas, ik ab bekomm ane großmächtge Wolf. — Wenn Sie geh nunter fuk Sie die Ausneck, soll mir bring an frische Wasser un ane — ane — wie eißt man Spunga?

Ich. Spunga! das versteh ich nicht.

Er. Aspettate! will ik explizir. Spunga is ane Ding, wenn man leg in Wasser, trink alle Wasser aus, un wenn man darnak nimm in die Hand un druck, spey alle Wasser wieder von sick.

Ich. Vielleicht meinen sie einen Schwamm?

Er. Si, Si, caro figliuolo! ane Schbom, ane Schbom.

Ich ging, bestellte alles an den Hausknecht, und während dem Gehen überlegte ich, wie ich das, was ich gehört hatte, dem Prinzen auf französisch sagen sollte. Ich begriff wohl, daß Trani keinen Wolf geschossen haben könne; was er aber damit hatte sagen wollen, verstand ich nicht und war in Verlegenheit. Unterdeß, dacht' ich, ich will es anbringen, so gut ich kann; werde ich fehlen, so wird mich der Prinz zurecht weisen.

Kamm

Kaum kam ich zur Tafel zurück, so rief mir der Prinz entgegen.

Eh bien?

Ich. Mr. Trani est au lit.

Er. Est-il malade?

Ich. Pas justement malade, mais il dit qu'il est fatigué comme il fait chaud aujourd'hui.

Er. Mich korrigirend. Parce qu'il fait chaud.

Ich. Parce qu'il fait chaud.

Er. A-t-il tué, a-t-il pris quelque chose?

Ich. Il a tué une lièvre, et la liévre est tombée. Il est courru pour prendre la lièvre, et quand il est arrivé, la lièvre est courrue de nouveau, et son pied etoit en deux.

Er. Fracassé.

Ich. Fracassé. Enfin la lièvre est entré au bois, et il a perdu la lièvre. Mais au lieu de la lièvre il a pris un très grand loup.

Er. Alle Wetter! das ist scharmant! Ganz gewiß ist das der Wolf, den meine Jäger im vorigen Jahre gespürt haben und nie zum Schuß bringen konnten. Hört ihr! sprach er zum Büchsenspanner, der ein Schwabe war: Trani hat einen Wolf geschossen. Selbst hat er ihn nicht können nach Hause tragen. Geht hinauf! fragt ihn wo er liegt; laßt ein paar Mayerpferde anspannen, fahrt mit und bringt den Wolf gerade ins Schloß, ich will ihn sehn.

I so schlag der Hagel drein! sagte der Schwabe, indem er gehen wollte. Wer hätte solle denke, dasch es so einem Fliegeschütz gelinge sollt, mit seinem Spritzbüchsel den Wolf zu schieße? — Ich sprang ihm aber nach, hielt ihn beym Rocke und sagte, er möchte nur bleiben; darauf wandte ich mich mit den Worten zum Prinzen: Verzeihen Ew. Durchlaucht! ich habe es vielleicht auf französisch nicht so ausgedrückt, wie es Herr Trani sagte. — „Nun sage es auf deutsch, aber gerade so, wie Trani geantwortet hat." — Ja, da möchte es herauskommen wie mit dem Hausknecht Mathes. — „Wie das?" — Wenn ich sein deutsch so wiedersage, so wird man glauben, ich wolle ihm nachspotten. — „Für diesmal erlaube ichs dir; rede!"

Ich wiederholte also den obigen Dialog so getreulich als möglich, und der Prinz schmunzelte nicht wenig dabey. Als ich aber endlich auf den „großmächtigen Wolf" kam, da platzte der Prinz mit einem hellen Gelächter heraus und schrie: Nein, nein den mag ich nicht sehen — den mag der Teufel sehen! Alles brach mit ihm aus, und diese Geschichte divertirte den Prinzen so sehr, daß er den Trani, so oft er ihn zu Gesichte bekam, immer fragte: wieviel er schon Wölfe seit dem großmächtigen geschossen habe?

Der Prinz war ein passionirter Liebhaber und grosser Kenner von der Jagd, daher war es kein Wunder, daß auf seiner Herrschaft sowohl die hohe als niedere Jagd im blühendsten Zustande war. Doch konnte er selbst für seine Person seine Jagdlust nicht sonderlich mehr befriedigen, denn das Laufen und Gehen behagte

sein

seinen schwachen Füßen nicht mehr. Daher liebte er die Treibjagd auf Rothwildpret am meisten, weil er dabey ruhig auf einem Feldsessel sitzen konnte. Weil nun außer dem Prinzen, der Madame Tesi und dem Baron Beust, die sich dem Wild nicht sonderlich furchtbar machten, Niemand jagte, so nahm das Wild überhand und brach durch. Der Prinz ließ daher von sieben aus der Kapelle, worunter Trani und mein Bruder waren, Sonntags Nachmittags ein Scheibenschießen halten, um sie zu Schützen zu bilden, und sie gegen die übermüthigen Hirsche zu führen. Da ich mich am ersten Sonntage ebenfalls auch auf dem Platze einfand und über die Manövres meine große Freude bezeugte, und Lust äußerte, mit zu schießen, so ließ der Prinz aus der Gewehrkammer von den Markus Zellnerischen Kugelbüchsen Nummer Eins holen und war selbst so gnädig, mich zu unterrichten, wie ich mir den Auflegebalken einpassen sollte, zeigte mir, wie man das Pulver auf die Batterie schütten und wie man Absehen und Korn besehen sollte, und siehe! als ich losdrückte, traf meine Kugel einen Zirkel im Fleck. Ey bravo! sagte der Prinz; Du triffst ja mehr, als Noten! und sogleich nahm er mich in die Schützengesellschaft auf. Es wurde späterhin aus freyer Hand geschossen und Strümpfe und Schnupftücher wurden als Prämien ausgesetzt. Ich bekam ebenfalls auch meinen Theil davon.

Auch in meiner Lektion im Reiten gieng es so gut, daß ich bald des Morgens mit dem Baron Beust, der ein vortrefflicher Reiter war, und nachher sogar mit dem Prinzen selber ausreiten durfte. Ich war wie im Himmel. Dazu kam noch eine Unterhaltung, die für mich das non plus ultra war, und unstreitig meinem

kleinen Talent zur dramatischen Musik den ersten Anlaß gab, so wie sich meine entschiedene Vorliebe für das Theater, die sich zu allen Zeiten meines nachherigen Lebens gleich stark äußerte, sich mit in den ersten Eindrücken gründen mag, die ich in dieser sorglosen, heitern Jugendzeit und bey diesem Zusammenfluß von Umständen und an einem so reizenden Orte, wie Schloßhof, bey den ersten Vorstellungen empfand.

Ein gewisser Piloti, Direkteur einer Komödianten-Truppe, kam mit seiner Frau und noch einem Akteur in die Taverne gefahren und ließ sich beym Prinzen melden. Er wurde vorgelassen, und erzählte, wie er in Preßburg vom November bis Ende May spiele, im Sommer aber mit einigen seiner Gesellschaft die kleinern Städte in Oestreich bereise; er bitte sich die Erlaubniß aus, auf vierzehn Tage herkommen und vor dem Hofstaat spielen zu dürfen. Auf die Frage, welche Gattung von Stücken er zu geben im Stande sey, nennte er eine Menge Lustspiele, auch, setzte er hinzu, habe er die Serva padrona von Pergolesi in Bereitschaft, die er auf vieles Begehren über dreyßigmal in Preßburg habe aufführen müssen und wobey er jedesmal das Haus voll gehabt; mit seiner Frau und dem einen Schauspieler sey er im Stande, heute noch dies Intermezzo aufzuführen, weshalb er auch die nöthigen Kleider dazu schon mitgebracht habe. Obschon beyde keine Italiener wären, so wenig als er, wiewohl er von einem italienischen Vater abstamme, so sprächen sie beyde doch im besten Nationalakzent, denn er habe sich dieserhalb um sie viele Mühe gegeben. Wenn denn also, fuhr er fort, Ew. Durchlaucht das Stück noch heute zu hören befehlen, so kann ich es in jedem Zimmer, wenn ich nur etliche spanische Wände habe, aufführen. —

Meinetwegen, ſagte der Prinz! und ſofort ließ er den Haushofmeiſter kommen und beſtimmte die Sala terrena dazu, auch befahl er die drey Gäſte anſtändig zu bewirthen.

Nachdem nachher das Intermezzo, der Tempo's wegen, mit einigen Violinen durchlaufen war, ward es gegeben, und Niemand, weder der Prinz, Mad. Teſi und Bonno, noch die ganze Kapelle konnten der Aufführung ihren verdienten Beyfall verſagen. Nach Endigung deſſelben gieng der Prinz mit dem Direkteur in den Garten und ward mit ihm einig, daß er vom erſten July bis letzten October in Schloßhof um einen gewiſſen Preiß täglich, außer jenen vom Hofe verbotenen Tagen, ſpielen ſollte. Der Platz wurde ihm in einer Wagenremiſe, die Prinz Eugen ſo ſchön gebauet hatte, daß ſie vielmehr einem Salon glich, angewieſen.

Welche frohe Ausſicht für mich! Mit klopfendem Herzen harrte ich der Ankunft der Geſellſchaft, von der ich bis dahin ſo viel ungekannte Freude erwartete, und zählte Tage und Stunden und es war mir, als wenn der Juny gar nicht zu Ende gehen wollte. Meine Zerſtreuung in den Lektionen nahm überhand und es war hohe Zeit, daß Pilotinicht länger, als einige Tage noch auf ſich warten ließ. Er brachte eine Geſellſchaft von acht Mitgliedern mit, ſchlug ſein Theater auf, das wirklich recht artig und noch im geringſten nicht abgenutzt war, ſo daß man ihm, wie ſo oft bey herumwandernden Truppen, überall die Drangſale des Zufalls hätte anſehen können. Mit dem erſten July begann richtig die erſte Vorſtellung, und täglich bis zu Ende Oktobers wurde geſpielt. Der Prinz, der nie froh war, wenn

er nicht auch Andere an seinen Vergnügungen Theil nehmen lassen konnte, erlaubte den freyen Zutritt nicht nur seinem gesammten Hofstaat und den Wirthschaftsbeamten, sondern auch jedem Fremden, ja selbst dem Bauervolk, jedoch letztern nur an Sonn- und Feyertagen.

Bey allen diesen abwechselnden Unterhaltungen, die mir den Aufenthalt in Schloßhof zum Paradiese machten, kann ich doch nicht sagen, daß ich in meinen Studien darüber nachläßig geworden wäre. Sie munterten mich vielmehr auf, und wenn ich dadurch auch keinen Beweis der angeflammten Genialität gegeben haben sollte, die nicht ruht und rastet und selten thut, was sie soll, so bin ich damit sehr wohl zufrieden, und meine Rechtlichkeit, mit der ich mich in Zeit und Geschäfte fand, ist mir in meinem Leben sehr wohl zu Gute gekommen.

---

## Siebentes Kapitel.

**Ich produzire mich in Wien. Zweckdienliche Epistel für Virtuosen. Kadenzen. Urtheil einer Wiener Excellenz über Mozarts und — Dülons Phantasien.**

Anfangs November trafen wir wieder in Wien ein. Meine Lehrstunden hatten sich um zwey vermindert, denn Reiten und Tanzen fielen weg; aber ich gewann dadurch mehr Zeit, mich für mich allein üben zu können, und das ist bey dem, der es auf einem Instrumente weit bringen will, wie überhaupt bey allen Dingen, die Hauptsache. In der Musik insonderheit kann man ohne das zu gar nichts kommen.

Trani sagte mir, ich müßte mich nun bereit halten, bey jeder Akademie (wie man in Wien die Konzerte nennt), die der Prinz den ganzen Winter hindurch alle Freytage dem hohen Adel zu geben gewohnt war, mit einen Solo aufzutreten. — Lokatellische, Zuk-

Zuckarinische und Tartinische Stücken, wie Sie deren haben, sind zum Exerziren gut, aber nicht zum Produziren; auch sind sie hier schon zu bekannt. Also werden Sie jedesmal Ferrarische Stücke, von welchen Sie bereits drey Konzerte und vier Sonaten gelernt haben, spielen. Da aber diese nicht hinreichend sind, so müssen wir uns inzwischen auf neue präpariren, und die Ferrarischen sind gerade die besten zu Studien.

Ferrari, der große Virtuose auf der Violine, war zwey Jahre vorher, ehe ich in die Dienste des Prinzen trat, zu Wien, hielt sich bey drey viertel Jahr daselbst auf und ärndtete sowohl beym kaiserlichen Hofe als auch bey der Theater-Direktion, so wie bey Privatliebhabern nicht nur den größten Beyfall, sondern auch die reichlichste Belohnung ein. Ich habe ihn nie spielen gehört; aber ganz Wien hielt ihn damals für den größten Violinspieler. Seine Konzerte und Sonaten, die ich noch immer im Gedächtniß habe, verdienen heute noch Bewunderung. Bey seiner Anwesenheit in Wien wurde Trani sein Busenfreund; überall, wo Ferrari sich hören ließ, mußte er akkompagniren. Das wirkte so auf ihn, daß er sich Ferraris Methode, Fingersatz, Strich und Vortrag ganz zu eigen machte. Zur Dankbarkeit für das vielfältige Akkompagniren erlaubte Ferrari ihm, seine schönsten Konzerte und Sonaten abschreiben zu dürfen.

Ungeachtet Trani schon einige Jahre nicht mehr Solo spielte, hatte er doch die Gabe, seinen Schülern das beyzubringen, was er selbst nicht mehr auszuüben vermochte. So kam es denn, daß ich die Ferrarischen Stük-

Stücke ganz nach dem Geschmack ihres Schöpfers spielen lernte, weshalb mich manche Wiener im Scherz Ferrari's kleinen Affen nannten.

Als ich das erste Mal vor dem hohen Adel auftrat, ward mein Spielen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Mein Lehrmeister erhielt von allen Anwesenden viele Lobeserhebungen. Einige sagten sogar, daß er an mir einen neuen Ferrari hergestellt habe.

Allein am andern Morgen, als er zur gewöhnlichen Lektionsstunde zu mir kam, bemerkte ich, daß er etwas auf dem Herzen hatte; denn er machte sich, ehe er anfing, so vielerley zu thun, was er immer pflegte, wenn er mir eine Epistel zu lesen hatte. Ich glaubte, wir würden uns beyde noch von gestern her in gleicher Trunkenheit begegnen und ich konnte daher seinen kalten Ernst nicht begreifen, auch nicht, daß er von selber mit keinem Wort meiner gestrigen Lorbeern erwähnte. Auf meine Frage, ob er etwas gegen mich habe, antwortete er: nein! aber wohl gegen das gestrige Publikum, da Sie's doch wissen wollen. — Ich stutzte. — Dies soll Sie nicht beleidigen, fuhr er fort. Sie haben sich, mir und dem Prinzen Ehre gemacht; ich bezeige Ihnen darüber auch meine vollkommene Zufriedenheit. Indeß hören Sie mir aufmerksam zu und prägen sie es Ihrem Gedächtnisse ein.

„Man hat Ihnen applaudirt; aber merken Sie wohl! nur darum applaudirt, weil Sie noch ein Kind sind und man Ihnen weniger Geschicklichkeit zutrauete, als man wirklich fand. Hätten Sie in Ihrem sechzehnten Jahre so wie gestern gespielt, so würde man Ihr

Spiel

Spiel nicht einmal bemerkt, noch vielweniger bewundert haben. Man hat mir zwar in Ihrer Gegenwart gesagt, daß ich in Ihnen einen zweyten Ferrari hergestellt habe; aber ich versichere Sie, daß das nicht nur ein bloßes Kompliment, sondern eine offenbare Unwahrheit ist; denn ich sage Ihnen frey heraus, daß Sie bis jetzt noch kaum ein Schatten von dem großen Ferrari sind. Es ist meine Pflicht Ihnen reinen Wein einzuschenken, und damit einem frühzeitigen Dünkel vorzubeugen, der sich nur zu bald einstellt und junge Virtuosen unausstehlich macht. Dagegen verspreche ich Ihnen aber auch und kann es, da ich Ihre Anlagen am besten kenne, daß Sie, wenn Sie mit dem Fleiß wie bisher fortfahren, Sie in Ihrem sieben- oder achzehnten Jahre mit Recht verdienen werden, einem Ferrari an die Seite zu stehen. — Suchen Sie, fuhr er fort, bey jedem großen Virtuosen, es sey in der Violine, Singstimme oder andern Instrumenten mit aller Sorgfalt auszuspähen, was seine Eigenthümlichkeiten sind, worin er vorzüglich exzellirt, und dann bestreben Sie sich, die seltenen und ächten Schönheiten, nicht sklavisch, sondern auf eine liberale Art nachzuahmen und sich zu eigen zu machen, und lassen Sie sich insonderheit durch Ihr eigenes Gefühl leiten. Dann wird ein Künstler aus Ihnen werden." — Und nun zur Lektion mein Sohn!

Bisher hatte mich Trani zu den Ferrarischen Konzerten und Sonaten Kadenzen von seiner eigenen Erfindung gelehrt; da er mir aber ein neues Konzert zum Einstudiren brachte, sagte er, von nun an müsse er mir die Erfindung davon selbst überlassen.

Bey dieser Gelegenheit will ich eine hierher gehörige Bemerkung machen.

Kadenzen (in älteren Zeiten legte man denselben den Namen Capriccio bey) waren damals gänge und gäbe, aber blos in der Absicht, damit der Virtuos seine Geschicklichkeit, aus dem Stegreif etwas hervorzubringen, zeigen könnte. Nachher aber kam man davon ab, vermuthlich deswegen, weil durch die Ungeschicklichkeit des Tonkünstlers manchmahl das, was er im Konzerte selber gut vortrug, bey der Kadenz wieder verhunzt ward. Dagegen aber entstand eine neue Sitte, die ich nur beym Fortepiano und an Männern, wie Mozart, Clementi und andern großen schöpferischen Genies leiden mag, die, um durch das sogenannte Fantasiren ihre schnelle Empfindungskraft zu zeigen, in ein simples Thema übergehen, das sie alsdann nach allen Regeln der Kunst einigemal variiren. Da fanden sich denn aber sehr bald eine Menge kleiner Männerchen, die das alles, wie die Affen, nachmachten, und jetzt ist die Variir- und Fantasirsucht so allgemein, daß man überall, wo man in Konzerten ein Fortepiano anschlagen hört, gewiß seyn darf, mit verkräuselten Thematen regalirt zu werden. Und es wird einem nun gar übel, wenn man unbärtige Burschen Unternehmungen, worauf sich nur Meister einlassen sollten, waghalsen hört, und man möchte davon laufen, wenn man ihre mit Katzensprüngen und andern tollen Zeuge angefüllte unreife Hirngeburten mit ansehen muß.

Wie ärgerte ich mich, als ich vor einigen Jahren einen Dülon mit seiner Flöte hintreten sah und sein Fantasiren mit anhörte, in welchem er, mit meinem ehr-

ehrlichen krumbeinigten Hausknecht zu reden, allerhand Schnirkel und Kribrefax herdudelte und mit Variationen — nota bene — ohne irgend ein Accompagnement endigte! — Indeß, gerade als wir, Kozeluch und ich, uns einander wechselseitig unsern Unwillen darüber äußerten, fielen uns Se. Excellenz der Herr Graf N. N. allergnädigst ins Wort: „Messieurs! Sie sind beyde Diktatoren in der Musik; müssen Sie nicht selbst eingestehen, daß nunmehr die Musik auf den höchsten Gipfel gestiegen sey? Denn, daß sich ein Mozart hinsetzt und auf einem harmoniereichen Fortepiano fantasirt, das ist keine Kunst; aber daß ein Flötraversist uns auf seinem sterilen Instrumente das Nehmliche leistet, was Mozart thut (oho! dachte ich) ist das nicht zum Erstaunen? was sagen Sie dazu, Messieurs? —" O ja sehr zum Erstaunen, sagte ich etwas sehr laut lachend, denn mir fiel gerade Blumauers Beschreibung von den Excellenzen auf der Insel der Cirze ein. Kozeluch hingegen sagte mit seiner gewöhnlichen Professormiene: o tempera! o mores! — Das Sonderbarste war, daß Se. Excellenz weder mein Lachen, noch Kozeluchs Exklamation verstand und bey seinem wiederholt nachher gefällten Urtheile hinzusetzte, Kozeluch und Dittersdorf wären vollkommen auf seiner Seite. Bravo!

Doch nun wieder zur Geschichte.

Im Dezember desselben Jahrs kam Gluck nach Wien. Schon wußte der Prinz durch seinen Korrespondenten, welchen Beyfall dieser würdige Mann in Italien erworben hatte. Eben dieser Korrespondent hatte dem Prinzen einige Wochen vorher die Partitur von der bekannten Arie: Se mai senti spirarti sul volto etc.

durch

durch welche Gluck in ganz Italien so viele Sensation erregte, geschickt. Der Prinz ließ sie durch Mademoiselle Heinisch, eine in Wien sehr berühmte Kammersängerin, vortragen, und sie wurde allgemein bewundert. Eine ganz natürliche Folge davon war es, daß der Prinz den Gluck von Person zu kennen begierig ward. Dies wurde durch Bonno veranstaltet, der ihn dem Prinzen vorstellte.

Gluck war im Umgange ein jovialer Mann, und besaß auch außer seinem Fache Welt und Lektüre, daher wurde er bald ein Hausfreund des Prinzen. Bey den Akademien, von welchen immer des Abends vorher eine Probe gehalten wurde, damit alles, besonders neue Sachen, recht ordentlich und akkurat gehen sollten, setzte sich Gluck mit der Violine à la Tête. Am Probe- und Konzerttage wurde des Prinzen Kapelle mit einer beträchtlichen Anzahl der gewählteſten Orcheſterſpieler verſtärkt; daher war es kein Wunder, wenn unſere Akademien in ganz Wien für die beſten anerkannt wurden.

Im Singen traten gewöhnlich auf, Mad. Teſi, die wir schon kennen. Mlle. Heinisch, die eine wunderschöne Sopranſtimme hatte und dabey auch bildschön war. Ungeachtet man ihr die größten Anerbietungen machte, ſo war ſie doch nie zu bewegen, ſich auf einem öffentlichen Theater zu engagiren; bey Kammermuſiken aber ließ ſie ſich für ein Douceur hören. Der Prinz hatte ſie ein für allemal für ſeine Winterconzerte engagirt. Ferner ſang Hr. Joſeph Fridert, ein Tenoriſt, den Bonno gebildet hatte und der in würklichen Dienſten des Prinzen war. Auf Inſtrumenten ließen ſich gewöhnlich hören, Hr. Beurſch auf dem Violon-

loncello; Hr. Tüne auf dem Fagott; Hr. Schmit auf der Hoboe, so wie auch auf dem englischen Horn; beyde Hubaczek auf dem Waldhorn, zuweilen einzeln, zuweilen a due, und endlich meine Wenigkeit. Außerdem aber, wenn ein Virtuos, es sey im Singen oder auf einem Instrumente, nach Wien kam und den Beyfall des Publikums in Wahrheit verdiente, so mußte Bonno vorher des Preises wegen mit ihm einig werden und dann ließ ihn der Prinz kommen. Daher geschah es, daß ich bey unsern Akademien eine Gabrieli, einen Guarducci, Manfoli im Singen; einen Pugnani, Van Maldre auf der Violine; einen Besozzi auf dem Hoboe; einen Le Claire auf der Flöte; einen Stamitz, Leutgeb auf einzelnem Waldhorn und dergleichen seltene Virtuosen mehr zu hören bekam.

Gluck ließ dem Prinzen viele seiner Kompositionen, als: Sinfonien und Arien abschreiben, und jedes Stück von der Feder dieses würdigen Komponisteurs war ein neuer und delikater Ohrenschmaus für uns.

Graf Kaiserling, der damalige russische Bothschafter in Wien, war ein intimer Freund des Prinzen. Als er eines Tages bey dem Prinzen en ami speiste, verfiel der Diskurs auf die Musik. Apropos! sagte Kaiserling, endlich sind die bey Benda in Berlin bestellten zwölf Konzerte für die Violine angekommen.

So? sagte der Prinz. Wer hat sie denn gespielt?

Kaiserl. Ein gewisser Reinhard.

Prinz (zum Bonno.) Kennen Sie den Reinhard?

Bonno. Ja, Ew. Durchlaucht.

Prinz.

Prinz. Was ist das für ein Mann?

Bonno. Hm! er ist kein Hexenmeister; es giebt wohl noch viel bessere hier.

Kaiserl. Ey das wäre? Ich habe doch den Kapellmeister vom hiesigen Dohm ersuchen lassen, mir den ersten Violinisten herzuschicken; und der muß doch wissen, wer der beste in Wien ist.

Bonno. Ey da hätten Ew. Excellenz nicht den Ersten, sondern den Besten verlangen sollen. Reinhard ist zwar der erste Violinist bey St. Stephan, aber nicht der beste in Wien.

Kaiserl. Indessen hat doch Reinhard die sechs Konzerte, die ihm vorgelegt wurden, nicht nur a vista getroffen, sondern auch recht artig und nett vorgetragen.

Bonno. Wundert mich sehr — Bendaische Konzerte — —

Kaiserl. Sind aber auch nicht so schwer, als die, welche er für sich selbst gesetzt; denn ich habe vom Fürsten N. in Petersburg die Kommission übernommen, diese Konzerte nicht in seinem, sondern in meinem Namen zu bestellen; daher hat sie auch Benda an mich hierher und nicht nach Petersburg adressirt. Ich werde sie mit dem nächsten Kourier expediren. Wenn aber (zum Prinzen) Ew. Durchlaucht Belieben tragen sie zu hören, so bestellen Sie Ihre Kapelle und ich bestelle den Reinhard, dann können wir heute Abend sechse und morgen Abends die andern hören.

Der Prinz. Warum nicht alle zwölf noch heute?

Kaiserl. Das geht nicht; Reinhard hält es nicht aus. Denn als er gestern bey mir die ersten sechse gespielt hatte, war er müde genug und konnte nicht mehr.

Prinz. Ja das ist was anders. Daran dachte ich nicht.

Graf Kaiserling fuhr nach der Tafel nach Hause, bestellte Reinhard zum Prinzen, und dieser spielte die ersten sechse denselben Abend. Wir alle, selbst Bonno, Gluck und Trani waren über die Schönheit der Konzerte entzückt, und R. hatte sie in der That sehr sauber und niedlich vorgetragen; nur war mirs nicht recht, daß er, wenn Kadenzen vorkamen, keine machte, sondern gleich in den Triller überging.

Den Tag darauf sprach der Prinz, wie mir vom Baron Ende, der das Aufwarten hatte, erzählt ward, mit Gluck und Bonno über diese Violinkonzerte und lobte den Reinhard. Hm! versetzte Bonno, ich wette, Karl hätte sie eben so gut gespielt.

Der Prinz. Das wäre der Teufel!

Bonno. Ja! ich stehe dafür.

Prinz (zu einem Bedienten.) Holt mir den Karl! — Ich kam.

Prinz (zu mir.) Haben Dir die Bendaischen Konzerte gefallen?

Ich. O ja, Ew. Durchlaucht! Sie sind wunderschön.

Prinz (schmunzelnd.) Aber schwer.

Ich.

Ich. Ich dächte nicht; die Paſſagen liegen gut in der Hand.

Prinz. Wie kannſt Du das ſagen, da Du noch keins geſpielt haſt?

Ich. Das wäre nicht gut, wenn ich das nicht vom bloßen Hören wiſſen ſollte.

Gluck. Nice bene, ha ragione.

Prinz. Hätteſt du wohl Kourage, die andern ſechſe vom Blatte zu ſpielen.

Ich. Wenn ſie nicht ſchwerer ſind, als die geſtrigen, warum nicht?

Prinz. Wenn ich nun dem Geſandten ſagen ließe, ich wollte ihm ſtatt des Reinhard einen andern Violiniſten ſtellen?

Ich. Thun das Ew. Durchlaucht immerhin.

Prinz. Wenn du aber ſtecken bleibeſt, und ich darnach zu Schanden würde?

Ich. Da will ich auf acht Tage zum Pertiet in Arreſt bey Waſſer und Brod gehen.

Gluck. (zum Prinzen.) Mi piace la presenza di spirito di questo ragazzo.

Bonno (lachend zum Gluck.) O das hat Karl ſo gut verſtanden, als wenn Sie es deutſch geſagt hätten.

Gluck. Nun, deſto beſſer.

Der Prinz ſandte auf der Stelle zum Grafen, und zu mir ſagte er: Nun geh, und ſieh zu, ob deine Violine gut im Stande iſt.

Ich. O das ist sie immer. Herr Trani hat mir ein für allemal gesagt, ein Violinist müsse des Abends nie schlafen gehen, ohne vorher sein Instrument untersucht zu haben, ob auch eine falsche Saite darauf sey; die reine, die er dafür aufziehe, könne sich über Nacht ausdehnen und den andern Tag desto besser Stimmung halten.

Gluck lächelte zufrieden.

Ich gieng auf mein Zimmer, nahm meine Violine und präparirte mich zu Kadenzen, sowohl in der harten als weichen Tonart. Trani kam dazu, schüttelte mit dem Kopf, als er von meinem Wagstück hörte, aber sprach mir doch Muth ein und empfahl mir die strengste Aufmerksamkeit.

Die Musik begann, ich spielte die andern sechs Konzerte, die Reinhard noch nicht gespielt hatte, mit der möglichsten Anstrengung durch, und unterließ nicht an Orten, wo es angezeigt war, förmliche Kadenzen anzubringen. Aus dem Gespräche der sämmtlichen Zuhörer, unter welchen Gluck sich am lebhaftesten äußerte, bemerkte ich, daß man das nicht erwartet hatte und zufrieden war. Als ich Trani fragte, ob ich den Prinzen wohl um die Erlaubniß bitten könnte, die andern sechs auch noch zu spielen, so sagte er zwar, wenn Sie nur nicht mit den letztern wieder verderben, was Sie mit den erstern gutgemacht haben; indeß als ich darauf bestand, so ging er mit den Worten in nome di Dio! zum Prinzen. Kurz, ich spielte sie ebenfalls durch und sie kamen mir nicht halb so schwer an.

Was hierüber gesprochen wurde, verschweige ich, damit ich nicht des Eigenlobes beschuldigt werde. Ich frage aber jeden Unpartheiischen, wer verdiente eigentlich Lob dafür? Unstreitig mein Lehrmeister, der sich so redliche Mühe um mich gab, insonderheit aber der gute Herr, der so viel aufwendete und sich meine Kultur so angelegen seyn ließ. Und doch, diesen meinen braven Wohlthäter — — doch ich mag mir nicht vorgreifen.

So schön mir das alles nun gelungen war, so blieb doch wie gewöhnlich die Epistel meines wackern Lehrers nicht aus. „Ehre dem Ehre gebühret! sagte er, als er am folgenden Morgen zur Lehrstunde kam. Sie haben sich gestern brav gehalten und ich bezeuge Ihnen hierüber meine aufrichtige Freude. Aber, aber! Hüten Sie sich, dergleichen Wagstücke öfters zu versuchen. Ich habe schon manchen kapitalen Virtuosen dabey straucheln und sich um seine Reputation bringen gesehen. Daß sie gestern gut fortgekommen sind, haben Sie blos dem blinden Glücke zu verdanken. Ich will den Fall setzen, während dem Spielen und gerade ein paar Takte vor den Arpeggio's, die fast in jedem dieser zwölf Konzerte vorkommen, wäre Ihnen eine Saite gerissen. Wie hätten Sie vierfaitige Arpeggio's auf drey Saiten, bey einem Konzert, das Sie nicht nach meiner Methode einstudirt haben, exekutiren oder aus dem Stegreif variiren können? Mußten Sie nicht stecken bleiben? Ich habe Sie zwar bey Ihren Exerzitien sich stets auch auf den Fall mit drey Saiten präpariren lassen; aber bey Sachen, die Sie gar nicht kennen, ist das beym Teufel! doch wohl etwas anderes? — Ich bitte, das nicht für ungut zu nehmen."

In der That ließ dieser vortrefliche und vorsichtige Lehrmeister mich allemal, wenn ich mein Konzert mit aller Präzision vorzutragen gelernt hatte, dasselbe noch einmal auf drey Saiten spielen, und diese Uebung ist mir in meiner Virtuosenlaufbahn späterhin sehr oft zu Statten gekommen.

Der Prinz fuhr oft und meistentheils des Vormittags nach Hofe. Einmal kam er mit der Nachricht von dort zurück, der Kaiser habe ihm versprochen, ihn mitten im künftigen July mit der Kaiserin und einigen der ältesten Erzherzog- und Erzherzoginnen auf einige Tage in Schloßhof zu besuchen. Er entschloß sich daher statt, wie gewöhnlich, Anfangs Juny schon Anfangs April mit allen seinen Leuten dorthin zu gehen, um die gehörigen Anstalten und Vorbereitungen zur Bewirthung und zum Vergnügen dieser hohen Gäste zu treffen. Es würden daher noch verschiedene Leute angenommen, z. B. ein Ingenieur, ein Mahler, ein Bildhauer u. s. w. Die Kapelle wurde um fünf Personen verstärkt, nehmlich mit einem Kontrabassisten, einem Violoncellisten und drey Violinisten, unter welchen letztern mein jüngerer Bruder Alexander war, der sich bereits zum fertigen Orchesterspieler gebildet hatte. Der Prinz gab ihm den Offiziantentisch und meinem ältern Bruder eine monathliche Zulage von zwölf Gulden, wofür er dem Alexander fernern Unterricht in der Violine geben, ihn kleiden und auf seinem Zimmer wohnen lassen sollte. Die Kleidung jedoch übernahm mein Vater.

---

## Achtes Kapitel.

### Dem. Starzer. Thereſe Teiber. Vorbereitungen. Bauernballet. Die Geſchichte mit vier Dudelſäcken.

Bey unſerer Ankunft in Schleßhof wimmelte ſchon alles von Profeſſioniſten und Künſtlern, Zimmerleuten, Tiſchlern, Mahlern, Lackirern, Vergoldern ꝛc. und überall, wo man ging, ſtieß man auf Leute, die geſchäftig durch einander liefen und ſichs um die Herrſchaften, die da kommen ſollten, herzlich ſauer werden ließen.

Bonno hatte ſchon längſt den Auftrag vom Prinzen, zwey dramatiſche Stücke von Metaſtaſio in Muſik zu ſetzen, und Gluck hatte ebenfalls ein Metaſtaſiſches Stück, Il ballo chineſe zu komponiren übernommen, welches letztere nur ſo lange ſich zögerte, weil der Dichter es noch einmal auf Verlangen des Prinzen umarbeiten mußte, der außer den drey Weiberrollen, woraus das Stück nur beſtand, noch eine Männerrolle hinzugeſetzt haben wollte. Gluck kam daher erſt mitten im May nach. — Außer

den gewöhnlichen Sängerinnen kam auch noch eine Mselle. Starzer mit, eine Schweſter des berühmten Balletkomponiſten gleiches Namens, deſſen Arbeiten nicht nur in Wien und Paris, ſondern auch in Petersburg, woſelbſt er über acht Jahre war, erſtaunendes Glück und Beyfall fanden und reichlich belohnt wurden. Dieſe Sängerin hatte eine tiefe Contr' Altſtimme und ſang vortreflich. Bonno hatte ſie gebildet und damit iſt alles geſagt. Welche außerordentliche Gabe dieſer Mann gehabt habe, Sänger zu bilden, davon könnte ich viele ſeiner Lehrlinge zum Beweiſe anführen; um aber alles mit einemmale geſagt zu haben, will ich nur die einzige große — große Sängerin Thereſe Teiber nennen, die nicht nur in Wien und Dresden, ſondern auch in London und ſelbſt in Italien die unerhörteſte Senſation gemacht hat, und ebenfalls ſeine Schülerin war.

Je näher die Zeit des kaiſerlichen Beſuchs heranrückte, je gröſſer wurde unſere Beſchäftigung und die Opernproben kamen in lebhaften Gang. Unter andern Spektakeln hatte der Prinz beſchloſſen, ein Bachantenfeſt zu geben, wobey ein komiſches Karrouſſel, ein Ballet und eine Cuccagna vorgeſtellt werden ſollte. Die Rollen der Karouſſel-Ritter, Tänzer und Tänzerinnen, Satyrn u. ſ. w. ſollten Bauernburſche und Bauerndirnen übernehmen. Zum Ballet wurden ein und zwanzig Paar beſtimmt, und Pompeati hatte daſſelbe erfunden und komponirt. Um aber dem Bauernvolk die vielen und wirklich ſchweren Touren begreiflich zu machen, mußten vierzig Perſonen vom Hofſtaat das Ballet erſt einſtudiren; alsdann nahm jeder von uns, je nachdem wir zu Männern oder Weibern beſtimmt waren, ſeinen Burſchen oder ſeine Dirne und trippelte ſo oft, und

ſo

ſo viele Tänze mit denſelben herum, bis ſie alle die Touren vollkommen begriffen hatten. Ungeachtet tagtäglich daran gearbeitet wurde, ſo verſtrichen doch über drey Wochen, ehe das zu Stande kam. Die Melodie, die ganz ſimpel war, hatte ich nach dem Zeitmaaß, das mir unſer Balletmeiſter Pompeati vortrallerte, aufgeſetzt, und bey den Proben wurde ſie auf einer ſolitairen Violine geſpielt.

Einſtmals, als wir wieder probirten, ſagte der Prinz: Nun müſſen wir doch auch auf ein Orcheſter, das eben ſo komiſch als das Ballet iſt, bedacht ſeyn. Er ließ die Kapelle vortreten und forderte jeden auf, ſeine Meinung zu ſagen. Selbſt Gluck und Bonno wurden zu Rathe gezogen. Einer ſchlug dies, der Andere jenes vor. Als nun die Reihe an mich kam und ich meine Stimme geben ſollte, ſagte ich, ich wäre im vorigen Jahre mit Baron Beuſt nach dem Dorfe, Hof an der March genannt, ſpazieren geritten, und als wir an das Wirthshaus gekommen, ſey eine Hochzeit da geweſen, bey welcher zwey Dudelſäcke zum Tanz geſpielt hätten; der eine große, den man ſonſt einen poluiſchen Bock nennt, ſey um eine Octave tiefer geweſen, als der kleine und beyde hätten zuſammen einerley Melodie geſpielt. Wie wäre es, fuhr ich fort, wenn man alle große und kleine Dudelſäcke, die auf den umliegenden Dörfern zuſammen zu bringen ſind, dazu nähme? Es würden ſich leicht viere darunter finden laſſen, die zuſammen ſtimmten; — und dieſe würden hinlänglich ſeyn, den ganzen Schloßplatz auszufüllen. — .

Dein Einfall iſt unter allen der beſte, ſagte der Prinz; aber ich befürchte nur, daß die Kerls die nämliche

liche Melodie zu blasen nicht im Stande seyn werden. — Darüber habe ich keinen Kummer, antwortete ich; denn die Melodie besteht ja nur sammt der Repetition in zwey und dreyßig Takten. — Gut, sagte der Prinz; besorge das, so will ich Dich darum loben.

Nach geendigter Balletprobe gab ich dem Verwalter den Auftrag, daß er sogleich auf jedes Dorf einen Expressen schicken, alle Dudelsäcke und polnische Böcke auf der ganzen Herrschaft zusammentreiben und sie um fünf Uhr Nachmittags in die Taverne bestellen möchte. Dieser Auftrag ward so gut ausgerichtet, daß ich um die festgesetzte Zeit wirklich mehr als ein Dutzend solcher Dudelsack-Virtuosen beysammen hatte. Es glückte mir sogar, zwey kleine und zwey große darunter zu finden, die genau stimmten. Diese behielt ich und die andern schickte ich wieder fort. Nun holte ich meine Violine und spielte den vier Leuten die Melodie so lange vor, bis sie selbige vollkommen inne hatten. Als es damit richtig war, befahl ich ihnen, über Nacht hier zu bleiben, bis ich sie morgen frühzeitig abholen würde.

Am folgenden Morgen früh um fünf Uhr — denn um halb sechs fing immer die Balletprobe an — lief ich in das Wirthshaus, fand meine vier Windbeutels, ließ mir die Melodie von ihnen noch etlichemal vorsammen und siehe sie gieng nach Wunsch. Nun nahm ih sie mit mir, versteckte sie hinter einen der Schloßflügel, die den Platz formirten, und befahl ihnen ganz stille zu seyn und zu warten, bis ich sie rufen würde.

Endlich kam der Prinz zur Probe. Sogleich rief er mich und sagte: Vergiß nicht deine Kommission mit den

den Dudelsäcken. — Schon alles richtig, Ew. Durchlaucht, antwortete ich; sie sind schon da. Wo? fragte der Prinz. — Ich will sie gleich herbringen; und damit lief ich spornstreichs um die Ecke herum. Holla; kommt mit mir, sagte ich zu den Dudlern, und blast immer hinter mir her. Gesagt, gethan. Sie strengten sich mit entsetzlicher Wuth an, und der Prinz konnte die Melodie schon von weiten hören. Wie wir um die Ecke waren, brach ich jubilirend los und machte lustige Bocksspringe vor ihnen her. Als sie mich so tanzen sahen, glaubten die Narren, sie müßten es eben so machen und hopsten wie toll immer hinter drein. Das machte mich selber so ausgelassen, daß ich, um sie zu äffen, die Springe in die Kreuz und Quer verdoppelte, und je ärger ichs trieb, desto ärger machten sie mirs nach. Ihr respektvoller Diensteifer war ohne Grenzen. Kurz wie musizirende tolle Böcke kamen wir alle fünfe daher gesprungen, daß dem Prinzen die Thränen vor Lachen in den Augen standen. Das Chor der Balletänzer schrie laut auf und alles wieherte umher. Brav! närrischer Junge! sagte der Prinz höchst erfreut, Du hast deine Sache vortreflich gemacht; und damit griff er in die Börse und verehrte mir sechs blanke Dukaten. — Nun giengs über das Ballet her, und nach fünf bis sechs Proben stimmten Dudelsäcke und Bauernfüße gar herrlich zusammen. Kurz die Sache war im besten Gange.

Bald nachher erhielt ich einen Auftrag, der mehr Schwierigkeiten zu haben schien, den ich aber eben so glücklich ausführte.

Bey einer Probe von Bonno's Drama: Il vero omaggio sagte der Prinz: es ist Schade, daß der letzte Vers nicht von einem Chore wiederholt wird. Wohl freylich, antwortete Bonno, aber wo nehmen wir Sänger her? — „Ich habe, sagte der Prinz, fünf Pfarreyen auf meiner Herrschaft, folglich auch so viele Schulmeister; jeder hat doch, ausser ihm, noch Buben und Mädel, auch einen Schulgehülfen, und da wären leicht zwanzig Choristen aufzubringen. — Für den Platz, für den sie bestimmt sind, antwortete Bonno, möchten aber wohl ihrer vierzig nicht zu viel seyn. —" Nun wohl, so läßt man dergleichen Sänger um die letzten Tage von Preßburg kommen. Indeß will ich die Kommission, die Schulmeister mit ihren Leuten abzurichten, dem Karl auftragen." — Ich erhielt sie und besorgte alles so gut, daß der Prinz nicht nöthig hatte, Sänger von Preßburg kommen zu lassen, wie man späterhin ersehen wird.

Nun wurden die nöthigen Arrangements zur Aufnahme der kaiserlichen Familie getroffen. Zur Sicherheit und zur Erhaltung der guten Ordnung bat sich der Prinz vom kommandirenden General zu Wien zwey Kompagnien Infanterie und eine Esquadren Kavallerie aus. Vierzig von den ersten besetzten die Posten, und die Kavalleristen wurden zu den Spektakeln bestimmt, die in entlegenen Orten gegeben werden sollten, wovon beständig viere Tag und Nacht um den Bezirk patrouilliren und auf Feuersbrunst Acht haben sollten. Diese kleine Brigade kampirte auf der Hutweide.

---

## Neuntes Kapitel.

Kaiser Franz in Schloßhof. Bauernchor von zweyhundert Stimmen, zum Theil auf Bäumen. Waſſerkarouſſel. Das ſchwimmende Gärtchen. Chineſiſche Oper von Gluck. Seltene Dekoration. Abfahrt der kaiſerlichen Familie.

Der beſtimmte Tag erſchien in ſeiner Glorie — es war das herrlichſte Wetter von der Welt und um ein Uhr Mittags trafen die erhabenen Gäſte mit ihrer Suite, die in einigen ihrer Favoritten vom hohen Adel beſtand, in Schloßhof ein. Es waren der Kaiſer, die Kaiſerin, Erzherzog Joſeph, Erzherzog Karl, Erzherzogin Mariane und Erzherzogin Chriſtine. Von der Suite aber waren Fürſt Salm, die Oberhofmeiſterin und noch ſechs andere Kavaliere und Damen. Das übrige zur Bedienung beſtimmte Gefolge war nicht ſehr zahlreich.

Der Einzug geſchahe ohne alles Geräuſch. Nichts von Triumphbogen, Böller- Kanonen- oder Mörſer-

ſchüſ-

schüssen, Trompeten und Pauken und Jubelgeschrey. Geflissentlich hatte der Prinz allen diesen Prunk vermieden, damit die andern Spektakels deste überraschender seyn sollten. Er selbst allein mit dem Hofkavalier Beust empfing sie unter dem Hauptthore.

Nach eingenommenem Mittagmahle fuhr man nach Niederwenden, und als der Prinz die hohen Gäste von einer Parthie zur andern endlich an ein lebendiges Theater, das im Hintergrunde die prächtige Aussicht bis nach dem blauen Gebürge von Preßburg gab, begleitet hatte, begann die Ouvertüre von dem Drama, während welcher eine Menge Bauervolks hervordrang und zum Theil in einer Entfernung stehen blieb, zum Theil aber auf die Bäume kletterte, welches dem Kaiser sehr wohl gefiel. — Wie ward er aber angenehm überrascht, als das gesammte Bauervolk, Männer, Weiber, Jungen und Mädchen, das rings umher stand und auf die Bäume geklettert war, die letzte Strophe des Drama, so oft sie vorkam, in einem Chor von mehr als zweyhundert Stimmen so richtig und rein wiederholten, als wenn es Sänger von Profession gewesen wären! Dieses Chor that eine so außerordentliche Wirkung, daß die Sensation davon allgemein war und der Kaiser nicht ohne Rührung blieb.

Ueberhaupt war der Kaiser ein Herr, der Natur und Einfachheit liebte, und dabey mit eben soviel Feinheit und Güte sprach und handelte. Als der Prinz sich einmal entfernen wollte, sich umzukleiden, sagte er mit vieler Bonhommie: „Ey was umkleiden! Wenn Sie mir, mein Prinz, erlauben, daß ich heute so bleiben kann wie ich bin, so werden Sie mir einen Gefallen thun, wenn

wenn Sie's auch so machen; ich wäre ja sonst der Einzige aus der Gesellschaft, der ungeputzt ist und da würden mich ja die Leute einen Sonderling nennen. — „Und ich, sagte die eben so liebreiche Kaiserin, als er ihr das erzählte, würde Sie auch im Pilgerhabit als meinen vorzüglichsten Freund schätzen.“

Es ist mir eben so unmöglich, als ich mir wenigen Dank bey meinen Lesern verdienen würde, wenn ich von allen den mancherley Festivitäten, Feuerwerken, Bachanalenfesten, Jagden u. s. w., die hier herum angestellt wurden, eine weitläuftige Beschreibung geben wollte. Doch kann ich nicht umhin, eins und das Andere davon mit einigen Worten auszuheben, weil ich, von meinem jetzigen traurigen Zustande gequält, darin eine Erheiterung finde, meine Phantasie auf diese Scenen der frohen Jugendzeit ruhen zu lassen, und ich mir versprechen darf, daß meine Leser davon einiges Vergnügen haben werden. Auf einer Reise durch ein fremdes Leben, — und das ist jede Biographie — läßt man gern einmal seinen Gesellschafter und Führer allein, und unterhält sich zur Veränderung auch von Anderen Dingen.

Also ich will von einem Wasserkarousel erzählen, das auf einem Weiher zu Kreissenbrunn gegeben wurde, den Prinz Eugen angelegt und mit großen Quaderstücken hatte ausmauern lassen, und der achtzig Schritte breit und hundert lang war. In dem Mittelpunkte der Länge dieses Weihers waren auf den beyderseitigen Gestaden zwey, eine halbe Klafter hohe, Gallerien gebaut. Auf jeder derselben saßen ein Chor Trompeten und Pauken nebst andern Blasinstrumenten,

welche sich wechselsweise hören ließen. Im Weiher selbst, drey Klafter vom Gestade, standen zu beyden Seiten in einer gleichmäßigen Entfernung acht Postamente, jedes eine Klafter breit und anderthalb hoch; diese waren steinfarb angestrichen und in jedem Felde dieser Postamente waren bronzirte Fratzenköpfe angebracht. Auf den ersten zwey Postamenten standen gegen über zwey lebendige Bären, als Pantalons angezogen; auf den zweyten zwey wilde Schweine, als Kolumbinen; auf den dritten, zwey große Ziegenböcke, als Harlekins, und auf den vierten zwey außerordentlich große Bullenbeißer.

Man kann sich leicht den Kontrast vorstellen, den das Brummen der Bäre, das Grunzen der Schweine, das Meckern der Ziegenböcke und das Geheule und Gebelle der Hunde mit der immer fortlaufenden Musik machten. Alle diese Masken standen in der ihnen angemessenen Positur und Attitüde da.

Auf den zu beyden Seiten des Weihers romantisch liegenden Hügeln standen einige Tausende von Zuschauern. Dem Angelhause gegenüber präsentirte sich eine auf Säulen ruhende Gallerie mit durchsichtigen Geländern. Sie war nur von Brettern, aber der berühmte Theater-Architekt Quaglio, den man mit Recht il Bibiena redivivo (den wieder aufgelebten großen Architekt Cavaliere Bibiena) nannte, hatte sie so optisch gemahlt, daß Jedermann sie in dieser Entfernung für ein von Stein errichtetes Gebäude halten mußte.

Nachdem der Prinz seinen Gästen Zeit genug gelassen hatte, sich an dem Anblick aller dieser Gegenstände

zu

zu weiden, gab er mit einem weißen Tuche das Zeichen, und das Spektakel begann.

Zwey Gondeln kamen zu beyden Enden der Gallerie heraus und gegen das Angelhaus gefahren. Auf jeder der Gondeln waren vier, nach Art der venetianiſchen Gondolieri gekleidete Perſonen. Einer ritt vorne auf dem Schnabel der Gondel und hatte Lanzen, Spieße und andere dergleichen Geräthſchaften quer über vor ſich liegen. Zwey Andere ruderten und hinten ſaß der Steuermann, welcher der Gondel jede beliebige Wendung geben konnte. Dieſe zwey Gondeln avanzirten und machten ihre verſchiedenen Touren nach Art der Karouſſels um die Poſtamente herum. Bald darauf kamen zwey andere, ſo dann wieder zwey und endlich die letzte. Hierdurch wurden ihre Touren achtfach verſtärkt, und ſie giengen ſo akkurat, daß ſie ſelbſt der beſte Balletmeiſter mit ſeinen Figuranten auf einem Theater nicht beſſer hätte machen können. Nachdem die acht Gondeln ihre Touren gemacht, rangirten ſich dieſelben einander gegenüber und hielten ein Tournier, wobey jeder der auf dem Schnabel ſitzenden Waſſerritter vier bis fünf Lanzen brach; ſodann machten ſie wieder eine Tour um die auf den Poſtamenten ſtehenden komiſchen Akteurs. In einem Tempo ſchlug jeder mit einem Stab bewafnete Ritter nach den Fratzengeſichtern. Durch dieſen Schlag gab der darunter angebrachte Reſſort nach, und eine Fallthüre ſank herab. Da nun in jedem dieſer inwendig hohlen Poſtamente eine große Anzahl von weiſſen Enten und Gänſen, auch in jedem ein Schwan befindlich war, ſo kann man leicht denken, mit welcher Haſtigkeit jedes dieſer gefiederten Waſſerthiere ihrem Elemente zueilten. Jedes derſelben hatte eine Marionette

auf sich reiten. Diese Marionetten waren verschiedene Figuren nach Proportion der Schwimmthiere, als Pantalons, Harlekins, Anselmo's, Doctores, Leander's, Pasquin's, Skaramouche's und dergleichen Karnevalsmasken.

Bald darauf schienen die Tournierritter in Uneinigkeit zu gerathen, ergriffen Keulen und drohten einander damit. Die Gondeln fuhren in einer geflissentlich wilden Unordnung herum. So oft eine der andern begegnete, tauchten die Ritter ihre Keulen in den Weiher — welches eigentlich Handsprützen waren, welchen man die Form der Keulen gegeben hatte — und besprützten einander. So oft sie nahe an ein Postament kamen, gaben sie den darauf befindlichen Statisten ihre ganze Ladung auf die Schnauze, wodurch denn alle diese Thiere über die Unhöflichkeit ein lautes Geschrey erhuben. Man kann sich den Effekt davon für das Ohr vorstellen, zumal da die zu beyden Seiten befindlichen Musikanten den Befehl hatten, jedesmal, sobald der Scharmützel losgieng, aus einem andern beliebigen Tone zu blasen. Da schmetterte denn ein Trompeter aus dem D., eine anderer vermittelst Krummbögen aus dem C, ein dritter aus dem E la fa. Die Pauker hatten ihre Pauken theils nachgelassen, theils angezogen. Hoboisten, Klarinettisten, und Fagottisten thaten ein Gleiches. Welche infernale Harmonie! Dabey der erbärmliche Laut der großen Thiere, das Gequitsch und Geschnatter der Enten und Gänse, die von dem Herumvagiren der Gondeln alle Augenblick ins Gedränge kamen, und endlich das gellende Gelächter von beynahe dreytausend Zuschauern! Ich will den Hypochondristen sehen, der nicht über dieses in seiner Art einzige Spektakel laut auflachen soll.

Nach-

Nachdem nun dieser Auftritt lange genug gedauert hatte, zogen sich die Gondeln zurück, und wie staunten alle Zuschauer, als sie die Gallerie in einen mit Weiden besetzten Hain metamorphosirt sahen! Das Gelächter erstarb jedem im Munde. Selbst der Chor sowohl der vierfüßigen als gefiederten Thiere, die ihre Peiniger sich nur entfernen sahen, erlosch mit einem Diminuendo, Trotz dem damals deswegen sehr angerühmten churfürstlichen Orchester von Mannheim. — Alles machte lange Hälse und stierte nach dem nun entstandenen Hayne mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aus der Mitte des Hains sahe man ganz langsam und wie von selbst ein schönes Gärtchen, gleich einer schwimmenden Insel, heraus treten und sich in einer Zeit von dreyzehn bis vierzehn Minuten bis zum Angelhause hin bewegen. Rings umher war es mit weiß und grün angestrichenen Staketen, eines halben Mannes hoch, eingefaßt. Auf dem Gärtchen befanden sich regulirte Rabatten von jungem Buchs, in welchen alle mögliche Gattungen der herrlichsten lebendigen Blumen prangten, die gerade in diesem Monath florirten. Zwischen den Rabatten standen zwölf Pomeranzen- und Zitronenbäume voll gereiften Früchten, in weiß und grün angestrichenen Geschirren. Mitten im Gärtchen war ein rundes Bassin, und in demselben wimmelte eine ungeheure Menge von Spannlangen Weißfischen. Auch war in dessen Mitte ein kleiner Delphin, aus dessen Rachen das Wasser eine Klafter hoch empor stieg. Am Ende des Gärtchens befand sich der Parnaß mit dem geflügelten Pegasus, aus dessen Hufschlag zwey Quellen rieselten, die sich rechts und links über die Felsen her-

abschlängelten und durch einen kleinen Kanal in das Bassin ergossen.

An dem Eingang standen Baron Beust als Gärtner und Mademoiselle Heinisch die ältere als Gärtnerin in weiß und grünen Atlaß gekleidet und mit natürlichen Blumen geschmückt. Der Gärtner hatte einen vergoldeten Rechen, und die Gärtnerin eine vergoldete Gießkanne.

Um das Bassin standen zwey Fischer und Fischerinnen in weiß und himmelblauen Atlas gekleidet. Ein Fischer war ich; der andere mein jüngerer Bruder; eine Fischerin Mademoiselle Heinisch die jüngere und die andere meine Schwester. Jedes von uns hatte einen kleinen Fischerhamen, dessen Stängel von schwarzgebaiztem Holz, die Netze aber von dünnen Silberschnürchen gestrickt waren.

Als das Gärtchen angelangt war, wurden die hohen Gäste vom Gärtner eingeladen dasselbe zu betreten und Blumen zu pflücken. Sie pflückten sich sämmtlich Bouquets, und die Erzherzoge und Erzherzoginnen, denen wir unsere Netze präsentirt hatten, zogen damit Fische aus dem Bassin heraus und warfen sie in den Weiher. Endlich setzten sich die Gäste auf die an den Staketen angebrachten Bänke. Der Gärtner und die Gärtnerin giengen hinter den Parnaß, hinter welchem Gefrornes stand, das sie in lieblichen Gefäßen zur Erfrischung darreichten.

Der herabbrechende stille Sommerabend, wo die Schwüle des Tages in stärkende Kühlung sich verlohr;

die

die ſanfte Muſik der Blasinſtrumente; die Heiterkeit, die ſich auf allen Geſichtern ergoß und inſonderheit die Milde und Freundlichkeit, die der gute, zufriedene Prinz gegen jeden, ſelbſt den Geringſten blicken ließ — die Erinnerung daran wird nie in meinem Gedächtniſſe erlöſchen.

Noch ſchwebt mir ebenfalls die ungemein ſchöne Aufführung der kleinen komiſchen Oper La Danza vor, welche Metaſtaſio aus ſeinem Stück il Ballo chineſe formirt und wozu Gluck die Muſik geſetzt hatte. Die Dekoration von Quaglio, war völlig im chineſiſchen Geſchmack und transparent. Lackirer, Bildhauer und Vergolder hatten ſie reichlich mit alle dem, was ihre Kunſt vermochte, ausgeſtattet. Aber was der Dekoration den größten Glanz gab, waren prismatiſche gläſerne Stäbe, die in böhmiſchen Glashütten geſchliffen worden waren, und genau in einander gepaßt in die leer gelaſſenen Flecke geſetzt wurden, die ſonſt buntfarbig mit Oel getränkt werden. Es iſt unbeſchreiblich, welchen prächtigen, höchſt überraſchenden Anblick dieſe von unzähligen Lichtern erleuchtete Prismen, die ſchon im bloßen Licht- und Sonnenſchein eine große Wirkung thun, auf das Auge hervorbrachten. Man ſtelle ſich den Spiegelglanz der Azurfarb lakirten Felder, den Schimmer des vergoldeten Laubwerks und endlich die Regenbogenartigen Farben, die ſo viele hundert Prismata mannigfaltig, gleich Brillanten vom erſten Waſſer, ſpielten, vor, und die ſtärkſte Einbildungskraft wird hinter dieſem Zauber zurückbleiben müſſen. Und nun die göttliche Muſik von einem Gluck! — Es war nicht das liebliche Spiel der brillanten Sinfonie allein, die Stellenweiſe von kleinen Glöckchen,

Triangeln, kleinen Handpanken und Schellen u. dgl. bald einzeln, bald zusammen begleitet wurde, welches die Zuhörer gleich Anfangs, ehe noch der Vorhang aufgezogen war, in Entzücken versetzte; die ganze Musik war durch und durch Zauberwerk.

Nach geendigtem Stücke trat der Kaiser mit dem Prinzen ans Orchester und begehrte, daß der Vorhang wieder aufgezogen werden sollte. Es geschah. Der Monarch nahm sein Fernglas und ließ sich darauf auf das Theater führen und sich von Quaglio alles erklären; auch bat er sich ein Stück von den Prismaten aus, worauf jener ihm einen ganzen Hutvoll brachte, wovon er drey oder vier in die Tasche steckte. Auch ersuchte er den Prinzen, von Wien jemanden herschicken zu dürfen, um die Dekoration abzeichnen zu lassen. Allein statt dessen bekam Quaglio diesen Auftrag, der auch damit am folgenden Abend fertig war, wofür er eine schöne goldene Uhr mit goldener Kette erhielt.

Im darauf folgenden Winter ließ der Kaiser dieses Stück im Hoftheater neben der Burg (dem jetzigen Nationaltheater) aufführen, und die Dekoration erregte allgemeine Sensation bey dem Wiener Publikum. Ich habe dieses Stück oft in Wien aufführen gesehen; allein ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die Wiener Dekoration, ohnerachtet sie nach den nämlichen Farben, nach derselben Zeichnung und mit eben denselben Prismaten verfertigt war, doch bey weitem das nicht war, was die zu Schlößhof gewesen ist. Woran das lag, weiß ich nicht. Ueberdies fielen die Akteurs — nicht als Sänger; denn es sangen die große Gabrieli und andere von gleichen Verdiensten dabey, —

sondern im Agiren — sehr gegen die unsrigen ab. Tesi hatte sie nicht, wie diese, gebildet.

Nachdem sechs Tage so in Freude und Jubel hingebracht worden waren, kehrten die, höchst zufriedenen Herrschaft nach Wien zurück. Der Kaiser ließ der kleinen Brigade vom Hofzahlmeister in Wien nach ihrer Rückkunft, den Offizieren eine monathliche Gage und den Unteroffizieren und Gemeinen ebenfalls die Löhnung von einem Monath, als Geschenk auszahlen. Madame Tesi erhielt von der Kaiserin zwey Brasselette, die des Kaisers und der Kaiserin Portrait in Brillanten eingefaßt, enthielten, und zweytausend Gulden am Werth waren. Bar. Beust bekam durch den Fürst Salm eine Tabatiere von Gold, an welcher der Schnabel von Brillanten war. Die Mademoiselles Heinisch und Siarzer erhielten Nippes für jede von hundert funfzig Dukaten Werths. Gluck und Benno, jeder eine goldene Dose, in welcher hundert Dukaten lagen; und an den Hofstaat und die Jägerey wurden zwölfhundert Dukaten vertheilt.

Der Prinz verordnete, daß der Kassier diese nach dem Maaßstabe der baaren Besoldung vertheilen sollte, damit Niemand sich über Partheilichkeit beschwören könne. Doch als dieser eben gehen wollte, rief er ihm nach: Der arme Schelm, der Karl, würde mit seinen Paar hundert Gulden Taschengeld dabey zu kurz kommen, also soll er dabey in Anschlag gebracht werden, als wenn er vierhundert Gulden Besoldung hätte.

Als der Abzug geschehen war, fand sichs, daß vier kaiserliche bedeckte Pferde, mit dem Hintern an die

Krippe gebunden, zurückgeblieben waren und schon glaubte man, daß die kaiserlichen Stalleute in der Trunkenheit, sie mitzunehmen, vergessen hätten. Aber bey genauerer Nachsuchung fand sich auf einer Decke ein angeheftetes Papier von des Kaisers Hand mit den Worten.

Ces quatre chevaux, mon cher Prince, sont de ce moment à votre disposition. François premier.

Der Prinz ließ die Pferde herausführen, und als die Decken abgehoben wurden, erstaunte Alles über ihre Schönheit und die Pracht der Equipage. Das Geschenk war eines römischen Kaisers und eines Prinzen von Sachsen-Hildburghausen würdig.

Drey Monathe nachher lebten wir auf den vorjährigen Fuß, nur mit dem Unterschiede, daß der Prinz mehrere Besuche von benachbarten und Wiener Freunden erhielt. Bey solchen Gelegenheiten wurden sowohl in Niederweiden, als in dem Theater die neuen Opern einige Male wiederholt.

---

## Zehntes Kapitel.

Aenderung meiner Lage. Erſter Anfang im Komponiren. Der Profeſſore di Violino. Mein Wagſtück vor dem Pulte. Blaſſe und rothe Wangen.

Bey unſerer Rückkunft nach Wien bezog der Prinz ein anderes Palais und es wurden deshalb, wegen der Menage, mit dem Hofſtaat und der Kapelle Veränderungen getroffen. Ich behielt mit meinen Brüdern Quartier im Palais und bekam einen monathlichen Gehalt von 37 Gulden 30 Kreuzern; der jüngſte von uns aber, Alexander, über welchen mir die Spezialaufſicht übertragen wurde, bekam 25 Gulden. Zugleich ward ich von allen bisherigen Tafel- und Kammerdienſten dispenſirt, und das Tragen der Uniform hörte auf. Ich hatte mir ſoviel erſpart, daß ich, zumal da ich alle meine bisherige Kleidung verkaufen durfte, mir einige ganz anſtändige Kleider anſchaffen konnte.

Da der Prinz nun ſo eben auch ſeine Herrſchaft Schloßhof dem Kaiſer, der ſich dort ſo gefallen, ſehr vor-

vortheilhaft verkauft hatte, so vermehrten sich seine Einkünfte um ein Ansehnliches. Der Hofstaat wurde also vergrößert, und wir blieben nunmehr für immer in Wien.

Meine französischen und italienischen Lehrstunden hörten auf, weil ich bereits beydes fertig sprach; aber meine Lektionen auf der Violine dauerten noch immer fort, und Trani, der weit abwohnte, ward täglich mit einem prinzlichen Wagen zur Stunde geholt.

Eines Tages sagte er zu Bonno, er glaube bey mir eine Anlage zur Komposition zu verspüren, denn meine Kadenzen verriethen Schöpfungskraft, weil ich sie selber und gut erfände. Dieser, den mein kleines Talent ebenfalls interessirte, bot mir darauf freyen Unterricht in der musikalischen Komposition an und ich erhielt von ihm die gewünschte Erlaubniß, dreymal in der Woche zu ihm gehen zu dürfen. Mit Entzücken küßte ich ihm die Hand dafür, und fühlte mich bey dieser Aussicht höchst glücklich.

Als ich das erstemal zu ihm kam, schenkte er mir Fuxens Einleitung zur Composition. Dieses Werk war damals eins der Besten dieser Art. Es ist in lateinischer Sprache geschrieben und besteht durchaus in Gesprächen zwischen Lehrer und Lehrlingen. Ich habe dieses Buch nach der Hand ins Deutsche übersetzt zu Gesichte bekommen. Indem mir Bonno das Buch gab, sagte er: Sie verstehen doch lateinisch? Ich blätterte hin und wieder, durchlief hier und da ein paar Stellen und antwortete: Das ist ja so ein Küchenlatein, daß es ein Schüler in Sekunde verstehen muß. Ey! ver-

ſetzte er mit ſeinem gewöhnlichen Korrektionston: Man muß hier nicht auf die Zierlichkeit, ſondern auf die gründlichen Lehren, die das Buch enthält, ſehen." — Nun, ja doch!

Als ich einige Wochen Unterricht genommen hatte, befahl mir Bonno eine Sonate für mich zu komponiren. Ich that es und brachte ſie ihm. Er verbeſſerte einige Noten im Baß, und verlangte, ich ſollte verſuchen ein Konzert zu ſetzen. Ich gieng daran und nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen überreichte ich es ihm. Allein mit dem vollſtimmigen Akkompagnement haperte es gewaltig; denn ich hatte nicht nur manchen Schnitzer wider die Regeln des Generalbaſſes, ſondern auch wider die goldene Regel: daß man mit der Begleitung die Singſtimmen nicht verdecken oder übertäuben müſſe — gemacht. Mein Lehrer zeigte mir alle Fehler, explizirte mir den Grund davon und ſagte mir die Vortheile, wie ich dieſe Fehler verbeſſern könne. Ich brachte vier Lektionsſtunden zu, ehe ich alles ins Reine bekam. Als das geſchehen war, ſagte er: Nun ſtudiren Sie die Prinzipalſtimme unter der Aufſicht des Herrn Trani gut ein, ſchreiben Sie die Stimmen aus der Partitur, und wenn Sie Alles in Richtigkeit haben, dann laſſen Sie ſich vor dem Prinzen damit hören.

Ich ſpielte mein Konzert. Aber wie vermöchte ich die Wonne zu beſchreiben, die mein Innerſtes durchdrang, als ich mein Machwerk zum erſtenmale in meinem Leben von einem zahlreichen und vortreflichen Orcheſter begleiten hörte! Ich ſchwamm in lauter Entzücken. Jeder, der je in meinem Falle war, wird

aber

aber auch wissen, was das auf sich hat, und sich mit Lächeln des hohen selbst eigenen Eindrucks seiner ersten genialen Emanzipationen erinnern. — Mit dem Stolze des Dichters, dem sein erstes Carmen gelungen ist, das er auf einem Silberbebrämten Bande Wunder bewirken sieht; trat ich von dem Platze ab, wo ich das erste Produkt meines damals noch sehr wirrigen Hirnkastens dem Urtheile so vieler Kenner, Liebhaber und Kritiker Preis gegeben hatte. Um einige Zolle kam ich mir größer vor.

Dieser nicht mißlungene Versuch munterte mich auf, mir wirklich alle ersinnliche Mühe um Erlernung der Regeln des reinen Satzes zu geben. Allein je größer meine Anstrengung war, je mehr wuchsen die Schwierigkeiten, die ich dabey fand. Doch ich ließ mich nicht abschrecken. So jung ich damals war, so sah ich doch bald genug ein, daß einem Komponisten nebst dem, daß er die Grundregeln dieser Wissenschaft inne habe, nichts nöthiger sey, als Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt daß er ein schöpferisches Genie besitze. Dies letztere, obschon es ein Naturgeschenk ist und Wenigen zu Theil wird, muß dennoch durch beharrlichen Fleiß kultivirt werden, sonst schießt es wie eine wilde Pflanze auf und man hat keinen Seegen davon. Ich nahm mir daher vor, nicht nur Alles was mir Neues vorkam, con tanto d'orecchio (durch welchen Ausdruck der Italiener die höchste Aufmerksamkeit bezeichnet) zu hören, sondern auch nachzuspühren, warum ein schöner Gedanke wirklich schön wäre. O wie oft entdeckte ich da nicht, daß er bloß darum schön war, weil er gerade am rechten Orte stand und außer diesem

ſem Platz nicht bemerkt worden wäre, ja ſelbſt anderwärts das ganze Werk verhunzt haben würde.

Nach Oſtern endigten die Winterkonzerte und wir waren den ganzen Sommer hindurch müßig. Wir hatten zwar den Befehl, täglich bis um vier Uhr in Bereitſchaft zu ſeyn; wenn aber bis um dieſe Stunde keine Ordre kam, ſo konnte Jeder hingehen wohin er wollte.

An einem Tage, wo ich den Prinz, ſammt der Teſi und Bonno beym venetianiſchen Geſandten zum Diner wußte, machte ich einmal einen Ausflug auf das Land zur Weinleſe. Ich war gerade ſeit einiger Zeit ein heftiger Billardſpieler geworden und hätte alſo auch dieſen Tag, gleich jenem Kaiſer für verlohren gehalten, wenn ich an demſelben nicht Billard geſpielt hätte. Kaum kam ich um dreyviertel auf ſechs Uhr auf das Kaffeehaus zurück, ſo kam mir gleich der Markeur mit dem Ausruf entgegen. Es iſt tauſend Glück, daß Sie gekommen ſind; der Laufer vom Prinzen hat Sie ſchon dreymal hier geſucht; es iſt um ſechs Uhr Muſik beym Geſandten; die andern Herren ſind ſchon Alle hingegangen, nur Sie fehlen noch! — Haſtig flog ich nach Hauſe, zog mich geſchwind um, ließ während dem einen Fiaker beſtellen und um ein Viertel nach ſechs war ich in der Antichambre, wo man mir ſagte, daß der Prinz ſchon dreymal nach mir heraus geſchickt und erfahren habe, daß nur ich allein noch fehle. Nachdem man unſer Beyſammen ſeyn gemeldet hatte, wurden wir herein gerufen. Des Prinzen ernſter und finſterer Blick, ließ mich deutlich ſehen, daß es morgen ein tüchtiges Kapitel ſetzen würde.

Das Konzert begann mit einer Sinfonie, und da Trani, Unpäßlichkeit halber, nicht zugegen seyn konnte, so war ich à la Tête des Orchesters. Der Botschafter konnte sich schon hierüber nicht genug wundern. Wieviel mehr aber ward er befremdet, als seine Gemahlin eine Arie, die ich nie gehört haben konnte, sang und ich sogleich das Tempo völlig richtig nahm. Es war das aber nichts Besonderes; denn die Bewegung der paar ersten Noten am Flügel, den Bonno spielte, hatte ich in einem Nu weg, wie es überhaupt in ähnlichen Fällen allemal seyn muß. Allein der Gesandte gieng nach der Arie zum Prinzen, machte ein erstaunliches Wesen aus meiner Direktion und setzte hinzu: daß er dies am besten verstehen müsse, da er selbst, obgleich Dilettante, ein Professore di Violino wäre. — Gut, sagte der Prinz, ich werde ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Solo spielen lassen, damit Sie, als ein so großer Kennet, beurtheilen mögen, ob er Hofnung giebt einmal ein Virtuos zu werden.

Ich hatte jedes Wort vernommen und dachte, ich müßte vor Angst in die Erde sinken; denn ich hatte in der Eilfertigkeit vergessen, ein Konzert oder eine Sonate zu mir zu stecken. Ich sann hin und her, um eine List zu erfinden, durch welche ich mit guter Manier davon loskommen könnte, um nicht eingestehen zu müssen, daß ich sorglos genug gewesen sey, auf so etwas nicht zu denken; ein Fehler, den der Prinz nie pardonirte, um so weniger, da er schon über mein Zuspätkommen Ursach genug hatte, ungnädig zu seyn. — Endlich nach vielem Ueberlegen verfiel ich auf ein verwegenes Mittel. Du mußt mir aus der Noth helfen, sagte ich zu meinem jüngern Bruder. Wenn ich ja noch eine Sonate spielen

soll,

soll, so akkompagnire mir die aus dem G. aus dem Kopfe; fehlt auch hier und da eine Note, so laß das gut seyn; hier ist schon einmal nichts Anders zu thun! — Meinetwegen, sagte mein Bruder; fürs Steckenbleiben wollen wir wohl sorgen. Wer war froher wie ich!

Endlich kam der gefürchtete Befehl, mich hören zu lassen. Mit der unbefangensten Miene von der Welt gieng ich zu einem Tischgen, worauf die Musikalien lagen, erwischte aus der nächsten besten Sinfonie die erste Violinstimme und den Baß. Die erste Stimme legte ich für mich, die andere für meinen Bruder auf. Unglückseliger Weise aber war die Sinfonie aus E Dur; demungeachtet fieng ich meine Sonate aus dem G herzhaft an. Allein kaum hatte ich zehn oder zwölf Takte gespielt, so bemerkte ich, daß der Bothschafter von seinem Platz aufstand, im Vorbeygehen einem andern italienischen Kavalier zu folgen, winkte und beyde hinter mich traten. Man kann sich meine Angst vorstellen, die mich überfiel, da ich den Professore di Violino so nahe hinter mir hatte. Zum größten Ueberfluß nahm der ein Fernglas aus der Tasche und guckte mir über die Achsel in meine Stimme. Das wird schön werden, dacht' ich. Nun wirds sauber werden, flüsterte ich meinem Bruder zu. Unterdeß faßte ich auf der Stelle den Entschluß, nach Endigung des ersten Satzes dem Bothschafter die Wahrheit zu gestehen, und ihn zu bitten, er möchte mich nicht bey dem Prinzen verrathen. Allein ich wurde bald gewahr, daß der Herr Bothschafter nicht nur kein Professor der Violine, sondern ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte und seinen Nachbarn nur seine erlogenen Kenntnisse anforingen wollte; denn völlig der Wahrheit entgegen tuschelte er ihnen

einigemale zu: Adesso viene un passagio! (Jetzt kommt eine Passage.) Ich war alsdann schalkhaft genug einen Lauf, einen Schnörkel oder irgend eine Variation aus dem Stegreif zu machen, welches mir öftermalen sehr gut gerieth. Da ich mich außer aller Gefahr sah, so wuchs meine Laune dermaßen, daß ich meine Sonate mit einer ungewöhnlichen Präcision durchspielte und zu aller Satisfaktion endigte. Der Bothschafter applaudirte mir und konnte dem Prinzen nicht genug sagen, welche herrliche Acquisition er an mir gemacht habe.

Während dem trat Bonno mit den Worten zu mir: Es ist wahr, Sie haben heute mit einer außerordentlichen Fertigkeit gespielt; aber Ihrem Bruder muß ich den Text lesen, weil er so schlecht akkompagnirt hat. — Das thun Sie nicht, antwortete ich; denn er hat den Baß auswendig gespielt. — Wie das? fragte Bonno; er hatte ja die Baßstimme vor sich liegen. — Ja, es war nur so zum Schein, erwiederte ich und erzählte ihm die ganze Geschichte. Sehr verwegen, das muß ich sagen! antwortete er einigemale; aber als ich auf das Adesso viene un passaggio kam, lachte er von ganzem Herzen los, so daß der Prinz, dadurch aufmerksam gemacht, ihn zu sich winkte. Unterdeß, ich hatte an Verschwiegenheit gebeten, und also war ich seinetwegen sicher. Ich ging vergnügt meiner Wege.

Des andern Tages ließ mich der Prinz, als er an der Tafel saß, rufen. Mir ahndete nichts gutes; denn ich hörte schon von dem Bedienten, daß von mir gesprochen worden war. Bestürzt trat ich ein, denn der Gedanke setzte mich außer mich, daß ich meinen Verwurf nicht blos in Gegenwart der Tafelgäste, sondern auch der Bedien-

dienten erhalten sollte, und betroffen blieb ich in der Thür stehen. Ha! sagte der Prinz, wie der Bursche so blaß dasteht, wie eine H — re vor der Polizey; aber ich werde Dir deine Wangen bald röther färben! Wer sollte denken, daß der da gestern so effrontirt seyn würde, aus einer Sinfoniestimme in E la sa eine Sonate aus dem G zu spielen und einen Bothschafter zum Narren zu haben!

Das war nicht meine Absicht, Ew. Durchlaucht, sagte ich; denn ich hatte mir vorgenommen ihn sogar zu bitten, daß er mich nicht bey Ihnen verrathen sollte.

„Thatst Du das wirklich? versetzte der Prinz. — Es war nicht nöthig, antwortete ich; denn ich merkte bald, daß er keine Note kannte.“ — „Dem sey wie ihm wolle, fuhr der Prinz fort, es war allemal ein verwegener Streich von Dir. Was hast Du dafür verdient?“ — Ich zog die Achseln und stammelte: Strafe. — „Nun so komm her, und empfange deine Strafe!“ — Eine Ohrfeige war das Wenigste, was ich erwartete; aber statt deren gab er mir seinen Teller, woraus ein Glas mit Tokayer gefüllt stand und nebenher fünf oder sechs Biskuiten lagen. „Ich versprach Dir deine blassen Wangen röther zu färben, sagte er, indem er ihn mir hinreichte. Da nimm, setze dich dorthin damit, und versuche, ob das nicht so kommen wird.“ — Ich that, wie mir befohlen wurde, und als ich das dritte Biskuit aufhob, siehe da lagen 10 Dukaten darunter. Das ist dafür, sagte der Prinz, als ich aufstehen und mich dafür bedanken wollte, daß du dich gestern so gut aus der Affaire gezogen hast.

Am allerliebſten pflegte der Prinz, wie ich ſchon einmal geſagt zu haben glaube, Proben von Geiſtesgegenwart zu belohnen; und da Geiſt ſich nun oft findet, wo man weiß, daß er bemerkt wird, ſo gelang es mir nicht ſelten, einigen Lohn dafür bey ihm zu verdienen.

Um dieſe Zeit ward Gluck nach Rom verſchrieben, wo er vielen Beyfall erwarb und Cavaliere dello Sperone d'oro wurde.

Dieſer Orden wird in Rom ausgetheilt, und die Mitglieder deſſelben führen den Titel: Comites palatii romani. Sie erhalten ein auf Pergament geſchriebenes und durch ein großes Inſiegel beſtätigtes Diplom. Auch genieſſen ſie in Rom, wie in allen päbſtlichen Staaten alle Freiheiten des Adels und können frey und ungehindert in den päbſtlichen Pallaſt eintreten, haben auch daſelbſt den Rang, den an andern regierenden Höfen die Kammerherren haben. Ihr Ordenszeichen iſt ein gelb emaillirtes in Gold gefaßtes Kreuz in Geſtalt, wie das der Maltheſer-Ritter. Sie tragen daſſelbe, ſo wie jene um den Hals an einem Ponceau-farbenen Bande; auch etwas kleiner und manchmal auch ganz von Gold an einem rothen Bande in dem Knopfloch an der Bruſt. Dieſer Orden iſt ſehr alt, und war vormals in gröſſerem Anſehen, als er jetzt iſt. Um die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften noch mehr in Flor zu bringen, ertheilten ſpäterhin die Päbſte dieſen Orden großen und ausgezeichneten Genies, z. B. einem Metaſtaſio, Bibiena, Guarini ꝛc. Eben ſo erhielt denn auch Gluck dieſen Orden, und ſeitdem ſchrieb er ſich immer: Cavaliere, Chevalier oder Ritter Gluck.

Man

Man halte mir zu Gute, daß ich mich bey der Beſchreibung dieſes Ordens ſo lange aufhalte. Ich bin aber ſelber 1770 demſelben beigeſellet worden. Es iſt aber nicht darum, daß ich mich nunmehr von Dittersdorf ſchreibe; ſondern im Jahre 1773 bin ich vom kaiſerlichen Hofe wirklich in den Adelſtand erhoben worden, wovon man das Weitere zu ſeiner Zeit leſen wird.

## Eilftes Kapitel.

### Kurzes Exil in Hildburghausen. Schweitzer. Die Unglückweissagende Schlittenfahrt.

Im Jahre 1758 brach der sogenannte siebenjährige Krieg aus. Im folgenden Jahre wurde dem Prinzen das Kommando über die Reichsarmee aufgetragen. Er nahm vierzehn Personen von seiner Kapelle mit in die Kampagne, worunter ich und meine zwey Brüder waren.

Mitten im April desselben Jahres trat die Equipage des Prinzen unter einer hinlänglichen Bedeckung von Kavallerie die Reise an, und nach vier Wochen trafen wir in Fürth bey Nürnberg ein, woselbst der Versammlungsort der Reichsarmee bestimmt war. Wir blieben wohl gegen zwey Monathe da, ehe die Armee, die aus 90,000 Mann bestehen sollte, zusammentraf; Sodann marschirten wir nach Erfurth in Thüringen, woselbst der französische General Soubise mit 25,000 Franzosen stand, um sich mit den Reichstruppen zu kombiniren.

ren. Ich hätte manches zu erzählen, wenn es nicht außer meinem Plane läge.

Bey dem Vorrücken beyder Armeen wurde die Bagage und Suite des Prinzen rückwärts nach Hildburghausen, unter Bedeckung von zwey Eskadronen Kürassier, transportirt. Wir passirten den ungeheuren Thüringer Wald und den Sattel (einen hohen Berg, über welchen eine Passage geht.) Unsre Marschroute gieng über Saalfeld und die berühmte Universität Jena, und am zehnten Tage trafen wir glücklich in Hildburghausen, der Residenz des regierenden Herzogs, ein, woselbst wir den ganzen Winter über verblieben. Alle Woche wurde hier einmal Konzert auf dem herzoglichen Schlosse gegeben, bey welchem wir jedesmal erscheinen mußten.

Mit der herzoglichen Kapelle lebten wir in enger Freundschaft. Unter andern war daselbst ein junger Mensch, der als Knabe ein vortreflicher Diskantist gewesen war, nun aber die Stimme gewechselt hatte und bey den herzoglichen Musiken die Bratsche spielte. Da ich mit ihm in gleichem Alter war, so kamen wir täglich zusammen. Mein älterer Bruder gewann ihn so lieb, daß er ihm einen Platz in seinem sehr geräumigen Quartier anboth, und beyde wohnten bis zu unserer Abreise in zwey neben einander gelegenen Zimmern. Dieser liebe junge Mensch hieß Schweitzer, und ist derselbe, der sich nachher durch seine Kompositionen, insonderheit von Wielands Alceste, so rühmlich ausgezeichnet hat.

So einen angenehmen Winter erinnere ich mich nicht jemals zugebracht zu haben; Und dennoch fehlte kein Haar, und ich wäre in der Blüthe meiner Jahre hingerafft worden.

Ein herzoglicher Bereiter, ein sehr artiger Mensch, dessen Vater ein feines Vermögen hatte, spielte die Violine und bat mich, ihm Unterricht zu geben. Ich that es, nahm aber kein Geld. Dafür suchte er mir allerhand Vergnügen zu machen, zu Pferde und zu Wagen. Es fiel dieses Jahr schon frühe ein großer Schnee und dieser hielt den ganzen Winter an. Da holte er mich denn wöchentlich ein paarmal in einem Rennschlitten ab, und kutschirte mich nach einem stark besuchten Gasthofe, eine halbe Meile von der Stadt. Einsmals kam er sehr sauber angezogen in Schuhen und Strümpfen und bat mich, mich eben so anzuziehen; denn es sey heute dort eine große Fete zum Geburtstag eines Hofadvokaten angeordnet, und er habe den Auftrag, mich zum Ball einzuladen; um drey Uhr würde ein herzoglicher Stallknecht mit einem schönen Rennschlitten vor meinem Hause seyn. Mit Freuden nahm ich die Einladung an und gieng zu meinem Schrank, um mir Strümpfe, Schuhe und ein sauberes Kleid hervorzulangen. Aber kaum hatte er mein Zimmer verlassen, so überfiel mich eine Angst, als wenn mir Jemand mit einer eiskalten Hand über den Rücken führe. Ohne an Ahndungen zu glauben, vergieng mir doch mit einmal die Lust mitzufahren. Ich schloß den Schrank wieder zu, und setzte mich an meinen Schreibtisch; und als der Bereiter wieder kam, sagte ich ihm rund heraus, daß ich mich anders besonnen habe. Alle sein Bitten war umsonst, wiewohl ich keinen vernünftigen Grund anzugeben wußte. Der Friseur,

ſeur, der ſo eben kam, ward in ſeiner Gegenwart fortgeſchickt. Schmollend gieng der Bereiter fort und ließ nun, ſtatt meiner, den Stallknecht ſich in den Schlitten ſetzen, damit dieſer ſein ordentliches Gewicht bekäme. Er ſelbſt ritt auf dem ſogenannten Löffel und durch mein Fenſter ſahe ich ihn durch die Straße über den großen Platz nach dem Stadtthore zufahren.

Kaum entfernte ſich der Schall von dem Schlittengeläute, als ich meinen Mantel umnahm und zu meinem Bruder gieng. Ich traf ihn mit Schweitzer, über Rabeners Satyren an, die ſie einander wechſelsweiſe vorlaſen. Wir machten uns an ſechs neue Richterſche Quartetts, die Schweitzer bekommen hatte. Er ſpielte das Violoncell, ich die erſte, mein älterer Bruder die zweyte Violine und mein jüngerer die Bratſche. Mitten durch tranken wir einen köſtlichen Kaffee und rauchten den feinſten Kanaſter dazu. Wir waren recht vergnügt.

So eben ſtimmten wir zu einem neuen Quadro ein, als plötzlich die Nachricht aus dem Hauſe zu uns herauf erſcholl, der Bereiter habe das Unglück gehabt gerade beym Stadtthore in eine Schleuder zu gerathen, der Schlitten ſey an einen Stein geprallt, umgeſtürzt und der Stallknecht mit der Stirn gerade gegen das eine Ende des Stadtthores geflogen, er habe ſeine Hirnſchale zerſchmettert und ſey auf der Stelle todt geblieben. — Man denke ſich meine Erſchütterung! — Schweitzer lief fort, um ſich darnach zu erkundigen. Nach einer halben Stunde war er wieder da, und beſtätigte die traurige Geſchichte. Den Bereiter hatte man auf die Hauptwache geſetzt, wo er Schweitzern ſagte, es ſey ihm

der einzige Troſt bey dieſem Unglücke, daß ich nicht mit ihm gefahren ſey, weil es mit unfehlbar eben ſo ergangen ſeyn würde. Der Herzog ließ der unglücklichen Wittwe Lebenslang die halbe Gage des Mannes, und der Vater des Bereiters legte ihr die andere Hälfte, durch gerichtliche Zuſicherung zu. Der Bereiter aber ward wegen ſeiner Unvorſichtigkeit zu einem vierwöchentlichen Arreſt auf der Hauptwache verurtheilt.

So rettete eine unbeſtimmte Empfindung mein Leben.

Bis im März blieben wir hier, wo wir unſere ziemlich groſſe und langwierige Reiſe nach Wien wieder antraten.

## Zwölftes Kapitel.

**Ich gerathe in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler. Desertion. Verhaftnehmung. Transport nach Wien und wie es mir dort ergieng.**

Da der Prinz das Kommando niedergelegt hatte, so wäre es ihm beynahe leid gewesen, Schloßhof verkauft zu haben, weil er den Sommer über nicht gern in der Stadt, sondern lieber auf dem Lande zu leben pflegte. Er entschloß sich daher eine Jagdbarkeit auf irgend einer in Oestreich oder Mähren gelegenen Herrschaft zu miethen. Dies veranlaßte ihn, bald hierhin bald dorthin zu reisen, und dies machte, daß wir viele Monathe lange im Müssiggange zubrachten.

Dies war mein Verderben. Ich gerieth in liederliche Gesellschaft und meine Gage wollte nicht zulangen. Ungeachtet ich neben dieser noch eine ziemlich ansehnliche Zubuße von einigen Scholaren hatte, die gut bezahlten; ungeachtet ich mich bald in Kirchen, bald in Pri-

vat-

vathäuſern hören ließ und manchen ſchönen Dukaten verdiente, ſo reichte doch alles dieſes nicht zu; denn Billard, Karten- und Kegelſpiel machten mich oft ſchon in der Hälfte des Monaths rattenkahl. Freylich gelang es mir auch zuweilen im Billard, das ich ſehr gut ſpielte, anſehnliche Gewinſte zu machen, womit ich meine Schulden bezahlen konnte, und wieder neuen Kredit erhielt. Allein dies beſtärkte mich nur um ſo mehr in meiner Liederlichkeit. Indeſſen mein Kunſtſtudium — und das war noch das Beſte — verlohr nichts dabey. Ich unterließ nicht, ſowohl fleißig Violine zu ſpielen, als der Kompoſition ernſtlich obzuliegen. Ich ſchrieb ſechs Sinfonien, die ſowohl in Wien als in Prag Aufſehen machten.

Graf N., ein böhmiſcher Kavalier, der ſelbſt eine Kapelle hielt, hatte dieſe Sinfonien auch bekommen. Er kam nach Wien. Natürlicherweiſe war ihm darum zu thun, mich von Perſon kennen zu lernen. Er ließ mich rufen, beſtellte ſechs neue Sinfonien bey mir, akkordirte mir dafür 24 Dukaten, gab mir 12 davon im Voraus und gab ſeinem Agenten den Auftrag, bey Ueberlieferung meiner Partitur die andern 12 Dukaten zu bezahlen. Zugleich fragte er mich, ob ich engagirt ſey? Ich ſagte ihm, daß ich in Dienſten des Prinzen wäre und monatlich 37 Fl. 30 Kr. Gage hätte. Pfuy Teufel! verſetzte er, das iſt kein Gehalt für einen Menſchen, der das verſteht, was Sie verſtehen. Wenn Sie bey mir in Dienſte gehen wollen, ſo gebe ich Ihnen monathlich 16 Dukaten, den Offiziertiſch, freye Wohnung und jährlich zwey ſchöne Kleider. Ich gab ihm zur Antwort, daß es undankbar ſeyn würde, die Dienſte eines Prinzen zu verlaſſen, der mich Alles, was ich könnte,

mit

mit vielen Kosten hätte lernen lassen. Wie Sie wollen, versetzte der Graf. Doch, sollten Sie sich einmal vom Prinzen losmachen, so finden Sie jederzeit bey mir, was ich Ihnen so eben versprochen habe.

Da ich meine schlechte Lebensart immer so fort trieb, so blieb allerwärts, wo ich zu bezahlen hatte, etwas hängen und ich war gegen 70 Gulden schuldig. Meine Gläubiger drohten mir, mich beym Prinzen zu verklagen, wofern ich sie nicht mit dem Ersten des künftigen Monaths befriedigen würde. Nun war es aber doch eine platte Unmöglichkeit, mit meiner Gage von sieben und dreyßig Gulden eine Summe von siebzig Gulden zu tilgen und dabey zu leben. Ich vertraute mein Anliegen einem meiner liederlichen Spießgesellen, wie auch das Anerbieten jenes Grafen, und siehe da, ich ließ mich endlich von ihm bereden — Reißaus zu nehmen.

Am andern Morgen kam er zu mir mit der Nachricht, daß er auf einer am ersten künftigen Monaths nach Prag gehenden Landkutsche bereits einen Platz für mich bestellt habe. Nun waren bis dahin noch fünf Tage übrig. Während diesen schleppte ich nach und nach, unter meinem Mantel, Kleider, Wäsche und Musikalien zu ihm; auch lieh er mir einen kleinen Koffer, in den er meine Habseligkeiten packte und den er richtig zum Landkutscher hinbesorgte. Unsern Kassier beredete ich, daß er mir meine am ersten Monathstage erst fällige Gage einen Tag vorher auszahlte. Mein Herz pochte mir oft, wenn ich diesen schlechten Streich überdachte; aber es war nun einmal, meiner Meynung nach, zu weit mit mir gekommen und ich suchte mich

wie

wie jeder, der etwas Unedles will, mit dem Gedanken an die Nothwendigkeit zu übertäuben.

Am ersten früh Morgens fuhr ich denn also mit ängstlichem Herzen von Wien ab. Es war mir, als wenn Bäume und Felder mir meine Undankbarkeit vorwürfen und ich mich nicht getrauen dürfte, die schöne Natur, die in frühem Sommerlichte hervor gieng, anzublicken. Schaamvoll hüllte ich mich in meinen Mantel. Aber mein Leichtsinn drang bald wieder durch und je weiter es gieng und je mehr die Bewegung des Wagens mein Blut in Umlauf setzte, je froher und munterer ward ich; denn ich kam mir jetzt frey und als der Herr meines eigenen Schicksals vor.

Nach fünf Tagen war ich in Prag. Sogleich eilte ich zum Grafen. Aber o Himmel! wie erschrak ich, als der Portier mir den traurigen Bescheid gab, er sey schon vor drey Monathen mit seiner Gemahlin nach Paris gereist, woselbst er vielleicht noch dreyviertel Jahre sich aufhalten würde. Da stand ich, und wollte im Gefühl meiner Verlassenheit versinken. Endlich ließ ich mich zum Haushofmeister führen. Diesem erzählte ich, wer ich wäre und wie der Graf mir in Wien seine Dienste angeboten habe. Allein ich erhielt ganz trocken zur Antwort, daß er vor der Hand keinen Auftrag habe, mir Gage, Kost und Wohnung zu geben; er zweifle zwar nicht an der Wahrheit meiner Aussage, aber er müsse dieserhalb erst an den Grafen schreiben, worüber aber fünf, sechs auch wohl mehrere Wochen hingehen könnten, bevor ich Antwort haben könnte; ich müsse mich also so lange gedulden.

Freylich war nichts anders zu thun. Aber wovon bis dahin leben? Meine kleine Baarſchaft war nicht hinlänglich. Zufälliger Weiſe hörte ich von einem ſehr guten Hoboiſten, der bey dem Grafen Breda in Dienſten wäre. Am folgenden Morgen ſuchte ich ihn auf; eröfnete ihm meine Verlegenheit, bat ihn zugleich mir bis zur Zurückkunft des Grafen einen Verdienſt zu verſchaffen, verhielt ihm aber ſorgfältig, daß ich aus Wien und vom Prinzen ſchändlicher Weiſe durchgegangen wäre. Der gute Mann hatte Mitleiden mit mir und ſagte, ich ſolle nur ein wenig verziehen, er werde mit ſeinem Grafen darüber ſprechen.

Nach einer Weile kam er wieder und führte mich zu ſeinem Herrn. Dieſer empfieng mich ſehr gütig mit den Worten: Haben Sie keinen Kummer. Bis Sie Antwort vom Grafen N., der mein ſehr guter Freund iſt, erhalten, gebe ich Ihnen in meinem Hauſe freye Wohnung und Tiſch; und damit Sie ſich mittler Weile etwas verdienen, ſo komponiren Sie mir frchs Sinfonien und zwey Konzerte für meinen virtuoſen Hoboiſten. Hier haben Sie etwas, es waren zwölf Dukaten, a Conto. — Nun war ich geborgen. Von dieſen Dukaten nahm ich 30 Gulden und übergab ſie dem Hoboiſten mit der Bitte, ſie an meinen Gaſtwirth nach Wien zu expediren. Er bewerkſtelligte das getreulich.

Nach einem Zeitraume von vier Wochen hatte ich drey Sinfonien und ein Hoboekonzert verfertigt. Der Graf gab mir wieder zwölf Dukaten, und ich expedirte wieder 40 Gulden auf eben die vorige Art.

Bald darauf, als ich gerade wieder des Morgens komponirte, ließ mich Graf Breda rufen. Wie vermag ich mein Erschrecken zu schildern, das mich beym Anblick des Haushofmeisters — Bremer überfiel! der, einen Policeykommissarius zur Seite, vor mir stand und ohne ein Wort zu sagen, mit traurig ernstem Blicke mich ansahe. Sie haben mich, fuhr mich der Graf an, durch Ihr Verschweigen, daß Sie aus Wien durchgegangen sind, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Da — indem er mir ein Dekret hinreichte — lesen Sie selbst! Es war von dem damaligen Statthalter in Prag, dem Grafen Wiepprick unterschrieben und dem Grafen Breda ward darin ernstlich aufgetragen, mich sogleich dem Policeykommissair auszuliefern und sich selber wegen des Verdachts, mich aus den Diensten des Prinzen debauchirt zu haben, standhaft zu verantworten. Nein! schrie ich, nein, nein! Graf Breda hat nicht den geringsten Antheil an meiner Entweichung.

Hat dies seine Richtigkeit? fragte der Kommissarius. — So wahr, wie Gott lebt! antwortete ich. — Sogleich ward diese meine Aussage zu Protokoll genommen und ich gestand den ganzen Vorgang der Sache. Nochmals ward es mir vorgelesen, von mir genehmigt und vom Kommissair und mir unterzeichnet.

Indem ich ihm folgte, versprach ich dem Grafen die noch rückständigen drey Sinfonien und das Hoboekonzert, die er mir schon im Voraus bezahlt, von Wien aus nachzutragen. Er nahm das Anerbieten aber nicht an, und dies kränkte mich mehr als Alles.

Ich

Ich mußte mit dem Polizeykommiſſair in einen Wagen ſteigen, und ward nach dem Altſtädter Rathhaus in ſichere Verwahrung gebracht. Ich fand daſelbſt ein ziemlich ſauberes Zimmer. Auch das Mittagsmahl war ſehr gut; aber das beſte dabey fehlte mir, der Appetit. Kein Biſſen wollte hinunter. Bis zum dritten Tage dauerte mein Arreſt und in Begleitung Bremers, des Kommiſſairs und noch zweyer Polizeydiener ward ich endlich wieder nach Wien transportirt.

Als ich hier ankam, ſperrte man mich ſogleich in das Nebenzimmer des Portiers ein, und kurz darauf erſchien Bremer wieder, mich auf Befehl des Prinzen noch einmal wegen meiner Entweichung ſummariſch zu verhören. Alle meine Antworten, die er niederſchrieb, liefen darauf hinaus, daß ich theils durch die Verheißungen des Grafen N. angelockt, theils aus Furcht vor meinen Gläubigern entwichen wäre. Alles kam darauf an, daß ich mich von dem Verdachte dieſelben betrügen zu wollen, reinigte, und das ward mir nicht ſchwer; da ſie ſämmtlich auf mein Verlangen ſogleich die Quittungen ausſtellten. Das änderte ſehr die Lage der Dinge. Denn am folgenden Morgen kam Bremer wieder und meldete mir im Namen des Prinzen: daß er mich von dem Verdachte einer ehrloſen Handlung gegen meine Gläubiger zwar losſpreche, mir aber dennoch mein undankbares Betragen gegen ihn, ſeinen Wohlthäter nicht ungeſtraft hingehen laſſen könne; es ſey alſo Sr. Durchlaucht Befehl, daß ich von heute an vierzehn Tage hier beym Portier im Arreſt, und jeden vierten Tag bey Waſſer und Brod zubringen ſollte.

Thränen der Rührung stürzten mir aus den Augen, und ich war kaum im Stande, für diese Schonung meinen Dank dem großmüthigen Prinzen sagen zu lassen. Aber als ich nun gar am Ende des dritten Tages, wo ich schon dem Brod und Wasser des morgenden Tages traurig entgegensahe, von Bremer zum Prinzen geführt ward, da überwältigten mich Reue und Schaam, und ich wagte es nicht ihn anzublicken und brach in ein lautes Heulen aus. Der Prinz schwieg, bis sich mein Gewinsel verlor. Dann sprach er: „Ich sehe, daß dein eigenes Gefühl dich schon hinlänglich peinigt; es bedarf also keiner Strafe mehr. „Du bist deines Arrestes entlassen.' Vielleicht gelingt „es mir, dich durch Schonung mehr zu bessern, als „durch harte Strafe, die du verdient zu haben selber „eingestanden hast. Geh! leb ordentlich; dann werde „ich die Schande, die du mir und dir selber angethan „hast, vergessen."

Ich ging in mein Zimmer, und so gesund meine Leibeskonstitution sonst war, so hatte mich doch dieser Auftritt so erschüttert, daß ich die ganze Nacht bald Kälte bald Hitze empfand, mit einem Worte, ein hitziges Fieber bekam, das mich vier Wochen im Bette hielt. Während meiner Krankheit, worin ich wie ein Kind vom Hause gepflegt und gewartet wurde, ließ mir der Prinz sagen, er habe Alles lange vergessen, und ich sollte mich nur beruhigen und machen, daß ich bald wieder gesund würde. Eben so erfuhr ich, daß er seinem ganzen Hofstaat, bey Strafe des Dienstverlustes, habe verbieten lassen, mir den geringsten Vorwurf zu machen.

Meine

Meine Gesundheit fand sich allgemach wieder ein. Ich studirte und komponirte fleißig, und so vergingen nach dem, im Hause des Prinzen gewöhnlichen Brauch, volle zwey Jahre. Endlich trat ein Zeitpunkt ein, der meinem künftigen Schicksale eine ganz andere Richtung gab.

## Dreyzehntes Kapitel.

Die abgedankte Kapelle. Graf Durazzo. Meine Reise mit Gluck nach Italien. Die Marini. Aufenthalt in Bologna. Farinelli. Nicolini und der blinde Bettler. Deputation. Pater Martin. Furcht. Uebereilte Rückkehr nach Wien. Mein Wetteifer mit Lolli.

Der regierende Herzog von Sachsen Hildburghausen, dessen Großoheim der Prinz, mein Wohlthäter war, starb; und der zurückgebliebene Erbprinz dieses Herzogthums war ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Dies hatte zur Folge, daß meinem Prinzen nicht nur die Vormundschaft über seinen Mündel, sondern auch die Administration und Regentschaft des Herzogthums angetragen wurde, die er weder ablehnen konnte noch wollte und die ihn also nöthigte, nach Hildburghausen zu ziehen.

Da

Da er an diesem Hofe schon eine Kapelle fand, und überhaupt mit der Erziehung des Erbprinzen, auch mit der Administration des Landes, alle Hände voll zu thun bekam, so mußte er den größten Theil seiner eigenen Kapelle entlassen. Damit aber die Entlassenen ihr Brod nicht verlieren möchten, so wurde mit dem Grafen Durazzo, der damals die Hauptdirektion des Hoftheaters hatte, verabredet, daß dieser uns übernahm und mit uns einen Kontrakt auf drey Jahre schloß, Kraft welchem wir sowohl beym Orchester des Theaters, als bey der Hofkapelle um den nehmlichen Gehalt, den wir beym Prinzen hatten, dienen mußten.

Niemand war hierbey übler daran, als ich; denn ich mußte nicht nur beynahe täglich von zehn Uhr früh bis zwey Uhr Nachmittags bey den Opern- und Balletproben, so wie des Abends bey den Spektakeln im Theater von halb sieben bis zehn Uhr, sondern auch bey den alle Freytag gehaltenen Theaterakademien akkompagniren, so wie auch alle vierzehn Tage Konzert spielen. Eben so war ich verbunden, an Fest- und Galatagen beym Kaiserlichen Hofe selbst mich zu produziren.

Man kann leicht denken, daß ich bey diesem beschwerlichen Dienste weder Zeit hatte Scholaren anzunehmen, noch Privatkonzerte zu frequentiren, wodurch mir jeder Nebenverdienst abgeschnitten war. Und da damals überdem der Luxus aufs Höchste gestiegen war, so konnte ich ja doch auch, wenn ich als Virtuose vor dem Publikum, ja selbst vor dem Kaiserlichen Hofe auftreten mußte, mich nicht in Kleidung vernachlässigen. Meine 37 Fl. 30 Kr. monathlicher Gage gingen für Frühstück, Mittag- und Abendessen darauf. Nirgend

konnte ich mich in die Kost bedingen; denn wer hätte mir außer den Gasthäusern um zwey, auch wohl halb drey Uhr aufgetischt? Ich mußte daher hier für theures Geld zehren, und ich hatte manchen Tag einen Gulden verthan, ohne mich satt gegessen zu haben.

Gluck war schon seit zwey Jahren als Hof- und Theater-Kapellmeister mit einem Gehalt von 2000 Gulden engagirt. Schon beym Prinzen hatte er mich in Affektion genommen. Ich suchte mich durch mein Anschmiegen an ihn darin zu erhalten, und es gelang mir ihn so zu gewinnen, daß er mich wie seinen Sohn liebte. Ich nahm also meine Zuflucht gerade zu ihm und stellte ihm die Umstände vor, wie sie es in der That waren, worauf er mir versprach sich meiner anzunehmen.

Des andern Tages fuhr ich mit ihm zum Graf Durazzo. Gluck klärte ihm Alles auf, und ich bat entweder um eine Zulage an Besoldung, oder um meine Entlassung. Gluck ermangelte nicht mich aus allen Kräften zu unterstützen. Endlich sagte der Graf zu mir: Liebes Kind! es steht nicht in meiner Macht Ihnen weder Zulage zu geben, noch Sie zu entlassen; denn ich kann nichts wider Ihren Kontrakt thun. Aber vier Täge in der Woche kann ich sie dispensiren, mithin können Sie an diesen Tagen für sich verdienen, was Sie wollen, und auf diese Art sind Sie doch einigermaßen erleichtert. Ich dankte Sr. Excellenz für diese Gnade in den rührendsten Ausdrücken, und befand mich so wohl dabey, daß ich in manchem Monathe mehr verdiente und einnahm, als meine Gage betrug. Daher verwendete ich meinen Nebenverdienst auf prächtige

tige Kleidung, welches dem Grafen so wohl gefiel, daß er mein gnädiger Patron wurde und mich öfters zu seiner Tafel lud. Dafür verdoppelte ich aber auch meinen Eifer, und ich hatte bald das Glück, den ungetheiltesten Beyfall des Wiener Publikums zu erhalten.

Schon waren beynahe fünf Vierteljahre verflossen, als mir eines Tages Gluck erzählte, daß er nach Bologna verschrieben sey, um dort eine Oper zu komponiren, und fragte mich zugleich, ob ich Lust hätte mit ihm nach Italien zu reisen; jedoch, verstünde sich, müßte ich die Hälfte der Reisekosten tragen, so wie auch meine Diäten aus meinen eigenen Mitteln bestreiten; die Erlaubniß dazu wollte er mir schon beym Grafen Durazzo bewirken. — O unendlich gern! antwortete ich im höchsten Enthusiasmus, den ein Mann wie Gluck, der meine Liebe zur Kunst, so wie meine ganzen Umstände kannte, über Alles hätte achten sollen; aber, — setzte ich traurig hinzu, es fehlt mir dazu an Gelde. Ja: antwortete Gluck kalt und wegzewandt, dann kann freylich nichts daraus werden. —

An eben demselben Abende soupirte ich bey dem damaligen Hofagenten, dem Herrn von Preiß und erzählte ihm die Proposition, die mir Gluck gemacht hatte. Ey tausend Sapperment! sagte Herr von Preiß, schlagen Sie ein und nehmen Sie Gluck beym Worte! Ja, erwiederte ich mit Achselzucken, wo aber Geld hernehmen? Gluck will mich wohl mitreisen lassen, aber ich soll die Hälfte der Kosten tragen. — Pah! antwortete der Biedermann — gesegnet sey seine Asche! — dazu will ich schon Rath schaffen. Ich

strecke Ihnen hundert Dukaten vor, die Sie mir eher nicht wieder geben sollen, als bis Sie in bessere Umstände kommen. Speisen Sie morgen bey mir. Ich werde Herrn von Allstern einladen und ihn bey einem guten Glase Gränzinger (dem besten östreichischen Wein) dahin zu bringen suchen, daß er Ihnen ebenfalls so viel vorschieße. Ueberdem gebe ich Ihnen auf den Nothfall einen offenen Wechsel auf 600 Gulden mit, mithin haben Sie gegen 1500 Gulden. Mit diesen können Sie schon gut fertig werden. Gedrängt sollen Sie deshalb von keinem von uns werden. Gehen Sie gleich morgen zu Gluck, machen Sie Alles richtig und dann kommen Sie Mittags zum Essen.

Mit Freudenthränen dankte ich dem edlen Mann und ging des andern Tages zeitig zu Gluck. Er war außerordentlich erfreut darüber, befahl anzuspannen und wir fuhren zum Grafen Durazzo. Dieser ertheilte mir nicht nur die Erlaubniß und schenkte mir zu meiner Reise 50 Dukaten, sondern versprach mir auch einen sechsmonathlichen Vorschuß aus der Theaterkasse, und somit wurde unsere Abreise in vierzehn Tagen angesetzt.

Mit einem Herzen voll Wonne eilte ich zum Mittagsmahl beym Herrn v. Preiß, wo Alles so eintraf, wie er mir den Tag zuvor versprochen hatte. Kurz darauf lud mich Graf Durazzo mit Gluck zu Tische, stellte mir darauf die Anweisung auf 225 Fl. aus der Theaterkasse mit dem Beyfügen zu, daß die Kaiserin mir damit ein Geschenk zu meiner Reise mache und meine Gage auch während meiner Abwesenheit immer fortlaufen solle. Wenn Sie, fuhr er fort, mit Ihrem

Gelde

Gelde nicht ausreichen sollten, so wird Ihnen Herr Kapellmeister Gluck hier, gegen Anweisung auf Ihr Gehalt, sehr gern einen Vorschuß thun. Ich werde keinen brauchen, versetzte ich etwas schnell und trocken; denn ein Paar gute Freunde haben für den Fall schon von selber gesorgt. Tanto meglio! sagte der Graf.

Unsere Reise verzögerte sich um einige Tage einer Signora Marini wegen, die als Prima Donna zwey Jahre hindurch in Prag auf dem Theater gewesen war und nun mit ihrer Mutter nach ihrer Vaterstadt Venedig zurück wollte. Gluck hatte sie schon vor drey Jahren in Italien gekannt und war so artig, um ihrentwillen die Reise noch fünf Tage aufzuschieben, jedoch mit dem Beding, daß sie sich alsdann gefallen lassen müßte, Tag und Nacht zu reisen. Sie war dazu bereit und wir fuhren in zween Wagen mit Postpferden von Wien ab.

Ich hatte den Auftrag von Gluck, alle Ausgaben der Reise zu bestreiten und Rechnung darüber zu führen. Auch Signora Marini ersuchte mich um diesen Dienst und gab mir eine wohlgespickte Goldbörse mit dem Bedeuten, daß sie sie, wenn sie leer wäre, wieder füllen würde.

Sie war ein sehr schönes, interessantes Mädchen von ungefähr vier und zwanzig Jahren, munter, launig und sehr unterhaltend; übrigens aber von sehr edlem, anständigen Betragen. Gleich beym ersten Mittagsmahl in Neustadt bat sie sich aus, daß wir Chapeaux, um unsers beyderseitigen Umgangs zu genießen, bey jeder Station bis Venedig wechseln und

bald Gluck bald ich in ihrem Wagen fahren möchten. Ihre Mutter, eine muntere lustige Frau von etwa funfzig Jahren, ausgelassen wie ihre Tochter, fuhr beständig in unserm Wagen, bald in meiner, bald in Glucks Gesellschaft, und die Zeit päſſirte uns Allen sehr angenehm. Gluck war galant und suchte sich angenehm zu machen; ich suchte ihm aber alles wieder zu verderben, sobald ich ihm den Platz abgewonnen hatte und diese kleine Eifersucht half, uns die Reise um so pikanter zu machen. Das Mädchen war souveraine Gebieterin und Amor der Kapellmeister. Er gab Ton und Stimmung an. Glucks heiligster Vorsatz, Tag und Nacht zu reisen, ward früh unterminirt, und wir fanden es unter so günstigen Umständen doch gemüthlicher in Grätz, Laybach und Görz ein bequemeres und einträglicheres Nachtlager zu halten, als diskursive immer weiter vorwärts zu rücken, was uns nicht viel mehr als — Meilen einbrachte.

Am siebenten Abend unserer Reise kamen wir in Mestri an. Wir hatten uns zwar vorgenommen daselbst zu übernachten und am andern Morgen in einer Peota (einem größern zweyrudrigen Schiffe, worauf sechs bis zehn Personen mit Bagage Raum haben) nach Venedig zu fahren. Aber die Marini war hartherzig genug, nun sie so nahe an Venedig war, von woher vielleicht süße Erinnerungen der vorigen Zeit auf sie eindrangen, uns noch für den Abend zur Ueberfahrt zu bewegen, und also kamen wir vor Mitternacht in Venedig an. Es war gerade in der Nacht zwischen dem Palmsonntage und dem Montage der Charwoche.

Gluck beſchloß, acht Tage hier zu bleiben. Wie bedauerten wir, daß unſer Aufenthalt in Venedig gerade in die Charwoche traf, in welcher kein Theater offen war und wir daher außer einem Oratorium agli incurabili nichts von Muſik hörten. Es taugt niemals, wenn man von einer Sache vorher zuviel eingenommen iſt. Nicht nur in Wien hatte ich vorlängſt gehört, ſondern auch unterweges erzählte mir Sign. Marini, daß agl' incurabili und alla Pietà ein Orcheſter von Frauenzimmern wäre, das ſowohl in Abſicht der Singſtimme als der Exekution alle Orcheſter in Italien übertrafe. Kaum konnte ich den Tag erwarten. Aber wie fand ich mich betrogen! Die Kompoſition dieſes Oratoriums war ſehr mittelmäßig; die Violinen waren durch das ganze Stück verſtimmt und wenn eine Aria aus dem F fa oder E la fa kam, griffen die Violinſtimmen um einen Achtel- auch wohl Viertelton zu hoch. Mit den Tempo's ging es auch nicht richtig; denn bald ſchwankten ſie, bald ſchleppten, bald eilten ſie. Außer zwey Singſtimmen, deren eine ein reiner Sopran, und die andere ein runder Contr'Alt war, hörte ich nichts, was nur der mindeſten Aufmerkſamkeit werth geweſen wäre.

Zur Schadloshaltung für dieſe Muſik ſahe ich zwey Feyerlichkeiten, die meine ganze Bewunderung erregten. Die eine war die Feyer des Abends am grünen Donnerſtage, wo unſer Heiland in Prozeſſion zu Grabe getragen wurde. Die andere die Beyſetzung des damaligen Doge, der zwey Tage vor unſerer Ankunft geſtorben war. Beydemal war der groſſe Markusplatz illuminirt, das heißt, vor jedem Fenſter der Palläſte, die auf dieſem Platze ſtehen, brannten zwey armdicke und eine

Klaf-

Klafter lange Fackeln, welches den herrlichsten Anblick gab. Beydemal gingen feyerliche Prozessionen um diesen festen und prächtigen Platz; es war schwer zu bestimmen, ob das Begräbniß Christi oder jenes des Doge mit gröſserer Feyerlichkeit begangen wurde.

In der Nacht zwischen dem Charsammstage und dem ersten Osterfeyertage reisten wir nach Bologna. Der andere Pfingsttag war zur Eröfnung des neuen, prächtigen, von lauter Quaderstücken erbauten Opernhauses, das an die Stelle des ein Jahr vorher von Grund aus abgebrannten, auf Subscription der Vornehmsten und Reichsten vom Adel errichtet worden war, bestimmt. Der Direktor desselben, Graf Bevilaqua, ein Associé der Gesellschaft, hatte zur Einweihung die Metastasische Oper Il Trionfo di Clelia angeordnet und Gluck zur Bearbeitung dieses Stücks verschrieben. Primo Uomo war der berühmte Kastrat Mansoli; Prima Donna Signora Girelli Aquilar (welcher letztere Beyname der Name ihres Mannes, eines berühmten Hoboisten und gebornen Spaniers war, der dem weltbekannten Besozzi nichts nachgab.) Secondo Uomo war ein junger Kastrat Toschi, der zwey Jahre darauf nach Wien berufen wurde. Sec. Donna war ein junges hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren; sie hatte eine reine und angenehme Stimme, aber war noch Anfängerin. Ihr Name ist mir entfallen. Primo Tenore war der berühmte Giuseppe Tibaldi, den Gluck hernach nach Wien verschrieb und der sich hier sehr zu seinem Ruhme auszeichnete. Zur Direktion der ersten Violine wurde der damals in gutem Ruf stehende Konzertspieler Luchini aus Mayland, und zur zweyten der ebenfalls sehr renomirte Spagnoletti aus Cremona verschrieben.

Das

Das Orchester bestand aus etlichen siebenzig Personen. Da in Italien bey so großen Orchestern zwey Flügel üblich sind, so wurde zum zweyten der bekannte Kapellmeister Mazzoni bestimmt. Er war in Bologna ansäßig, und zugleich in einigen der angesehensten Kirchen, Klöster und Prälaturen besoldeter Kapellmeister.

Der Graf, Bevilaqua, ein sehr liebenswürdiger Kavalier, nahm uns sehr gütig auf. Gluck stellte mich ihm als seinen Scholaren vor; dem wir hatten verabredet, daß ich mich nirgends eher als Konzertspieler angeben sollte, bis wir nicht erst die vornehmsten Violinisten gehört hätten.

Gluck bezeigte dem Grafen sein Verlangen, die Sänger von der Oper zu hören und sogleich besorgte er ein Konzert von dreyßig der besten Subjekte in seinem Hause für den folgenden Nachmittag, wo außer uns dreyen sonst kein Zuhörer war. Ich war außerordentlich entzückt über die Girelli, über Mansoli und Tibaldi, vorzüglich aber gefiel mir eine Arie, bey welcher Aquilar mit der Hoboe seiner Frau akkompagnirte. Auch hörte ich Luchini und Spagnoletti, jeden ein Violinkonzert spielen. Nun — sagte Gluck heimlich zu mir — vor diesen zween Hexenmeistern brauchen Sie sich eben nicht zu fürchten. Ich dachte das wohl eben auch; aber ich erwiederte: ich dächte, sie spielen beyde sehr gut, nur hat jeder eine andere Methode.

Nun fing Gluck an zu komponiren. Da er aber in Wien schon viel vorgearbeitet hatte, so gab er nach zehn Tagen den ersten Akt zum Abschreiben.

Des Nachmittags arbeitete Gluck niemals, sondern blos am Abend und am Vormittage. Nach Tische gingen wir Besuche zu machen, sodann auf das Kaffeehaus, wo wir gewöhnlich bis zum Abendessen blieben.

Eine unserer ersten Visiten machten wir dem großen Farinelli, von dem meine Leser schon wissen, daß er sich nach dem Tode seines größten Wohlthäters, des Königs von Spanien, hierher begab. Er war damals schon ein Greis von beynahe achtzig Jahren. Er lud uns einigemale zu Gaste und bewirthete uns königlich. Allein es war kein Wunder, denn er war gegen eine Million reich. Ich erinnerte ihn an Mad. Tesi, erzählte ihm, wie ich Jahre lang mit ihr in einem Hause gelebt u. s. w. und das brachte mir bey ihm Vortheil.

Auch besuchten wir den weltbekannten klassischen musikalischen Diktator, den Padre Martino. Er war fast eben so alt, als Farinelli, und beyde waren innige Busenfreunde. Gluck kannte ihn schon viele Jahre und reiste nie durch Bologna, ohne diesem Padre di tutti i Maestri (wie ihn noch heute alle Kapellmeister nennen) seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Zufälligerweise erfuhr der Kapellmeister Mazzoni, daß ich ein Violinspieler sey und, nachdem er mich gehört, ersuchte er mich, bey dem großen Kirchenfeste, das bey San Paolo gehalten werden werden würde, und wozu er sowohl die beyden Vespern als das Hochamt neu komponirt habe, früh beym Hochamte mich mit einem Konzerte hören zu lassen. Ich willigte ein.

Am

Am Nachmittage vor dem groſsen Feſttage ging ich mit Gluck in dieſe Kirche, um Mazzoni's erſte Veſper zu hören. Die Muſik beſtand mit Chören und Inſtrumenten aus mehr, als hundert Perſonen. Die Kompoſition war ſchön und prachtvoll, nur ſchien ſie mir für die Kirche ein wenig zu munter und profan; denn ſie glich — die muſterhaften Fugen ausgenommen — mehr einer Opera seria, als einer Kirchenmuſik. Zwiſchen den Pſalmen ſpielte Spagnoletti ein Konzert von Tartini, das ich vor einigen Jahren einſtudirt hatte. Die ganze Kirche war voll von Kennern und Muſikliebhabern, und man ſah aus den Mienen aller Zuhörer, daſs der Violiniſt allgemeinen Beyfall fand. Gluck ſagte zu mir: Nun können Sie auf den Beyfall Ihrer Zuhörer morgen ſichere Rechnung machen, da ſowohl Ihre Kompoſition, als Ihr Vortrag viel moderner iſt.

Schon war es ruchbar, daſs am folgenden Tage beym Hochamte ein deutſcher Virtuos ſich auf der Violine hören laſſen würde. Als wir aus der Kirche kamen, hörten wir, daſs zwey Herren zu einander ſagten: Domau' mattina sentiremo un virtuoso tedesco, worauf der Andere erwiederte: Temo, che si farà canzonar, dopo che abbiamo sentito quel bravo Spagnoletti (Ich fürchte er wird ſich auslachen laſſen, nachdem wir den braven Spagnoletti gehört haben). — Aber als ich den Tag darauf ein Konzert von meiner Kompoſition ſpielte, ward ich doch nicht ausgelacht, wie jener Herr prophezeiht hatte. Gluck, Herr Bevilaqua und Sign. Manſoli gratulirten mir zu dem allgemeinen Beyfalle, den ich von allen Zuhörern eingeärndet hätte. Gluck erzählte mir, daſs er ſich geſtiſ-

flissentlich an die gestrigen beyden Kritiker herangedrängt habe, um ihr Urtheil zu hören, und da habe denn der Eine von ihnen ausgerufen: Per Dio! quel ragazzo suona come un angelo (bey Gott! der junge Mensch spielt wie ein Engel), und der andere hinzugesetzt: Come è mai possibile, che une Tartaruga tedesca possa arrivare a tale perfezione? (Wie ists möglich, daß eine deutsche Schildkröte zu einer solchen Vollkommenheit gelangen kann?) Worauf er denn sich die Freyheit genommen zu dem Zweyten zu sagen: Signor, con permissione! Anch' io sono una Tartaruga tedesca, ma con tutto questo ho l'honore di scriver l'Opera nuova per l'apertura del Teatro ristabilito. (Mit Erlaubniß, mein Herr: Auch ich bin eine deutsche Schildkröte, aber bey alle dem habe ich die Ehre, die neue Oper bey Eröfnung des wieder aufgebaueten Theaters zu schreiben.) Der eine habe darauf deprezirt und versichert, daß er von nun an von dem Vorurtheile, das man ihm von der deutschen Nation beygebracht habe, gänzlich geheilt sey.

Kaum hätte Gluck seine Erzählung geendigt, so kam der Pater Prior des Klosters mit noch zwey Ordensgeistlichen, und dankte mir für meine Mühe; da er aber, sagte er, aus seinem Stalo (Beichtstuhl) in der Kirche bemerkt hätte, welchen Beyfall ich bey den Zuhörern erworben habe, so wage er die Bitte, daß ich heute Nachmittag bey der Vesper noch ein Konzert spielen möchte. Ich schlug es ihm aber rund ab. Mein guter Prior ließ demungeachtet nicht nach. Doch da Graf Bevilaqua versichette, dies sey eine Distinktion die, so lange Bologna stehe, noch keinem Virtuosen zu Theil geworden sey, und daß es in der Stadt eine allge-

allgemeine Senſation machen würde, ſo willigte ich ein.

Am Abend war die Kirche gedrängt voller Menſchen und eine Menge hatte wieder fortgehen müſſen, die keinen Platz mehr finden konnte. Ich ſpielte — aber hatte ich Vormittag gut geſpielt, ſo gelang es mir jetzt noch einmal ſo gut.

Nach der Veſper wurden wir im Kloſter bewirthet, wobey Gluck, ich, Mazzoni und die beyden Kaſtraten, Potenza und Nicolini, die am heutigen Tage geſungen hatten, zugegen waren. Es war wirklich ein ſardanapaliſches Souper, denn Alles, was nur Italien leckerhaftes um dieſe Zeit hervorbrachte, ward zum Beſten gegeben. Wir ſchwelgten da bis gegen Mitternacht und giengen recht ächt musice nach Hauſe.

Von dieſem Nicolini muß ich doch ein Geſchichtchen erzählen, wovon ich Augen- und Ohrenzeuge war. Er war, nach dem Schlage vieler junger Kaſtraten, lebhaft, keck, munter, plauderhaft und arrogant. Seiner Gewohnheit nach hatte er die Augen mehr in der Luft, als auf der Erde. Wir kamen um eine Ecke, um in eine andere Straße einzubiegen, in der ein blinder Bettler auf der Erde ſaß. Nicolini, der ihn nicht gewahr wurde, ſtolperte über ſeine Füße, ſo daß er bald gefallen wäre. Voller Ingrimm ſchrie er mit ſeiner ſonoren Kaſtratenſtimme: Eh! cane d'un Orbo maledetto! (Du verfluchter blinder Hund!). Der Bettler, der ihn wegen ſeiner Diskantſtimme für eine Weibsperſon hielt, blieb ihm nichts ſchuldig: Eh! Putana di Strada! ſchrie er ihm nach, Perchè strapazzi

puzzi un povero orbo mendicante? (I du Straßenhure! warum ſchimpfſt du einen armen blinden Bettler?) Wir alle brachen in ein helles Gelächter aus, beſorgten aber doch Mißhandlungen für den armen Teufel von Seiten Nicolini's. Allein der griff in die Taſche, nahm zwey Lire (acht Groſchen), und drückte ſie dem Bettler mit den Worten in die Hand: Nun alter, da du es doch einmal errathen haſt, wer ich bin, ſo ſchenk ich dir zwey Lire zum Allmoſen. Der Blinde, als er würklich dieſe Münzen in der Hand fühlte, raffte ſich dankbar zuſammen, ſchloß die Hände mit ſeiner Krüke bittend in einander und ſagte: Gott vergelte es! und verleihe Euch dafür die Gnade, daß Ihr euch gleich der heiligen Magdalene bekehren; euer ſchändliches Leben verlaſſen und Buße thun möget! — Hatten wir nicht gelacht, ſo mußten wir noch zehnmahl mehr lachen. Es war eine der komiſchten Scenen meines Lebens.

Das Geſchichtchen verbreitete ſich bald in ganz Bologna, und von Stund an nannte man den Nicolini la Santa Magdalena.

Es iſt in Italien bey den Klöſtern Sitte, daß, wenn Jemand von einem Kloſter ein Präſent erhält, ihm ſolches öffentlich mit einem eigends hierzu beſtimmten Apparat in ſeine Wohnung getragen wird. Es pflegt gewöhnlich ein Mann in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht mit einer großen Perücke voran zu gehen, dann folgen zwey Kirchendiener in Chorröcken, die das Präſent auf einem ungeheuren ſilbernen Präſentierteller mit zwey Henkeln und mit einem Stück Damaſt zugedeckt, tragen; hinter ihnen kommen zwey andere Layenbrüder in ihrem Mönchshabit, worüber ſie weiße Rockette anhaben.

Wenn

Wenn auch gleich die Wohnung desjenigen, der das Geschenk erhält, nahe bey dem Kloster ist, so geht doch — man sehe die Eitelkeit der Mönche! — diese Karavane mit manchen Umwegen durch die Hauptplätze und Strassen der Stadt; und obschon jeder Einwohner ohnehin weiß, daß Jemand ein Präsent bekommt, so hat doch der voraufgehende Mann den Befehl, jedem Wißbegierigen aufzuklären, woher — wohin — und warum dieses Präsent komme.

. . . . . .

Am andern Morgen kam mein Wirth und meldete mir, daß eine Deputation von San Paolo da sey und vorgelassen werden wolle; ich würde, sagte er, ein Präsent bekommen, wofür ich dem Ueberbringer einen Scudo (harten Thaler) zum Trinkgeld (bona man) geben müsse. Ich ließ die Leute eintreten. Der Deputirte hielt eine Anrede an mich, die über eine Viertelstunde dauerte und immer weiter nichts enthielt als Danksagungen von Seiten des Priors und des ganzen Konvents, und wie sehr sie mich bitten ließen, in Betracht ihrer überaus großen Armuth (die ich denn doch bey dem gestrigen sardanapalischen Souper nicht wahrnahm) mit diesem kleinen Geschenke vorlieb zu nehmen. Es bestand aus mehr als zwanzig Pfund der herrlichsten kandirten Früchte und des allerbesten Zuckerwerks. Dabey lagen sechs Paar weißseidene und sechs Paar schwarzseidene Neapolitaner Strümpfe; sechs doppelseidene Mayländer Schnupftücher und zwölf größere und kleinere Reliquien, welche alle in silbernen Fil di grano gefaßt waren. Ich ließ dem Prior und dem ganzen Konvent meinen Dank vermelden, gab den Demosthenes mit der Perücke seinen Scudo, und mit tiefen Bücklingen und Kratzfüßen entfernten sie sich.

An eben demſelben Nachmittage, als wir gerade nach dem Kaffeehauſe gehen wollten, kam der ehrwürdige Greis Padre Martino zu uns, um ſeine Gegenviſite zu machen. Bey dieſer Gelegenheit erſuchte er mich, ich möchte bey der bevorſtehenden großen Feyerlichkeit in ſeiner Kirche ein Konzert ſpielen; doch verlange er es nicht umſonſt und hoffe, daß ich mit der gewöhnlichen Taxe von 12 Doppien (Doppeldukaten) zufrieden ſeyn würde. Ich antwortete, daß ich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine Bezahlung annehmen zu dürfen, ſpielen würde und daß ich die Ehre, von dem Vater der Muſik dieſes Vorzugs würdig geachtet zu ſeyn, weit höher als alles Gold ſchätze. Der gute Greis dankte mir für meine, wie er ſie nannte, ſchöne Denkungsart und nachdem er ſich noch eine halbe Stunde bey uns aufgehalten hatte, gieng er, ſo wie er kam, von einem Layenbruder am Arm geführt und auf eine Krücke geſtützt, fort.

Bald wurde es in Bologna ruchbar, daß ich vom Padre Martino zu dem erſten Feſttag der überaus groſſen Feyerlichkeit per la visità della Madonna di San Lucca geladen ſey; man wußte ſogar, daß ich die mir angebotene Bezahlung ausgeſchlagen und blos zur Ehre Gottes zu ſpielen verſprochen habe.

Der Tag kam heran, an welchem die erſte Feyerlichkeit des Umgangs des wunderthätigen Madonnenbildes, das der Evangeliſt Lukas gemahlt haben ſollte, und welche drey Tage dauerte, begann. Wir gingen zur Vesper in die Kirche. Die Kompoſition war vom Padre Martino. Ach! welch ein Abſtich war zwiſchen dieſer Muſik und der von Mazzoni!! — So einem maje-

majeſtätiſchen, erhabenen und rührenden Kirchenſtyl habe ich nie gehört. Selbſt Caldara's Kompoſition mußte dieſer Arbeit weit nachſtehen. In einem Pſalm — mich dünkt, es war ein Magnificat — war das Amen eine achtſtimmige Fuge. Ach Gott! welch ein künſtliches Gewebe!! — Man ſtelle ſich die Wirkung vor, welche dieſe herrliche Fuge machen mußte, da das Orcheſter aus 160 Perſonen beſtand, unter welchen achtzig Vokalſtimmen waren!

Am folgenden Morgen gieng ich mit Gluck zu dieſem verehrungswürdigen Greiſe, der uns auf eine Chocolade gebeten hatte. Wir äußerten unſer Erſtaunen über das herrliche Werk, die Veſper nähmlich, die wir gehört hatten. „Vermuthlich, ſagte er, werden die geſtrige Veſper und das heutige Hochamt mein Schwanengeſang ſeyn; denn ich fühle bereits die merkliche Abnahme meiner Leibes- und Seelenkräfte.“ Wir bedauerten, daß wir wohl niemahls wieder Gelegenheit haben würden, die achtſtimmige Fuge zu hören. Ey, verſetzte der liebenswürdige Greis, ich werde dieſe Fuge ſtatt dem Amen im Credo, das aus eben dem Tone iſt, einlegen und ſo weit iſt Ihr Wunſch befriedigt.

Bey dem Graduale ſpielte ich mein Konzert mit aller möglichen Anſtrengung, und es glückte mir vollkommen, weil ich mich acht Tage darauf präparirt hatte. Bald nach meinem Konzert verfügte ich mich mit Gluck nach der Kirche, um das Credo und das Amen in der Entfernung zu hören. Welche neue Schönheiten entdeckten wir heute bey der achtſtimmigen Fuge, die uns geſtern entſchlüpft waren! Wonnetrunken giengen wir nach Hauſe und ſetzten uns zu Tiſche.

Bald nach der Mahlzeit kam unser Wirth, brachte einen ziemlichen Pack in Papier versiegelt und sagte: Padre Martini schickt Ihnen beyden einige Pfund Chocolade. Auf dem Packet war von seiner eigenen zitternden Hand geschrieben: 12 libre per il mio caro amico, il Cavagliere Gluck, e 12 libre per il mio caro figliuolo, il Signor Carlo Ditters.

Am folgenden Morgen trat unser Wirth in mein Zimmer mit der Nachricht, unten sey ein Kerl, der mich zu sprechen verlange, er sey aber so zerlumpt und sehe so verdächtig aus, daß er Bedenken getragen habe, ihn vorzulassen. Er verlange aber durchaus mich selber zu sprechen. Ich rathe Ihnen nicht, setzte er hinzu, daß Sie allein bleiben; man darf nicht jedermann trauen. Ich will daher meine zwey handfeste Hausknechte mit mir heraufnehmen, dann mag er immer kommen. Unterdessen riegeln Sie gleich hinter mir die Thür ab und machen Sie nicht eher auf, als bis Sie meine Stimme hören. — Der Wirth gieng; ich schloß ab und bat Gluck, auf mein Zimmer zu kommen. Zu mehrerer Sicherheit nahm ich meine beyden Sackpistolen. Eine hielt ich unter meinem Schlafrock versteckt, die andere verbarg Gluck unter seinem Kleide.

In einer Weile hörte ich klopfen und der Wirth meldete sich mit den Worten: e permessa? Ich schob den Riegel auf und trat mit Gluck hinter einen Tisch, der mitten im Zimmer stand. Der Wirth kam mit den Hausknechten, die an der Thür stehen blieben, zuerst herein, und hinter ihnen der zerlumpte Kerl, der mich fragte, ob ich der junge deutsche Virtuose wäre, der gestern bey den Minoriten gespielt hätte? — Ja! antwor-

wortete ich; e poi? (und was weiter?) und während dem zog ich die Piſtole gleichſam ſpielend unter dem Schlafrock hervor, Gluck that ein Gleiches. Der Kerl lächelte, ſahe ſich nach den beyden Hausknechten um und ſagte mit komiſchem Lächeln: die Vorſicht hätten Sie nun eben nicht nöthig; ob ich gleich ſchlecht angezogen bin, ſo bin ich doch ein galant' uomo. Aber ſo ſagt, was Ihr wollt? redete der Wirth ihn an. Ohne ein Wort zu antworten, griff er in die Taſche, zog ein Billet ſammt einem kleinen Schächtelchen hervor und legte beydes auf den Tiſch. — Was ſoll das? fragte ich. — Ich weiß nicht; belieben Sie nur das Billet zu leſen. — Ich las, und mit gefliſſentlich verſtellten Zügen ſtand folgendes in italiäniſcher Sprache darin:

> Nehmen Sie beyliegendes Schächtelchen als einen Beweis des Vergnügens, das mir Ihr geſtriges Konzert in der Minoritenkirche verurſacht hat, und belieben Sie beyliegenden Empfangsſchein zu unterſchreiben.

Ich ließ das Schächtelchen von dem Ueberbringer öffnen, und es war eine ſchöne goldene Uhr darin. Ich unterſchrieb den Schein; er nahm ihn. Aber den Scudo, den ich ihm geben wollte, ſchob er zurück und entfernte ſich, ohne mir weder auf Bitten noch Drohen ſagen zu wollen, von wem das Geſchenk käme. Ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu verrathen, ſagte er; ſon galant' uomo, e tanto basta. Und ſo ging er.

Wir ſannen nach, von wem wohl das Geſchenk kommen möchte, und wir muthmaßten endlich, daß es von den Patern Minoriten ſeyn könnte.

Am folgenden Tage waren wir bey Farinelli zu Mittag gebeten und wir trafen eine ansehnliche Gesellschaft dort an. Wie erstaunte ich, als ich bey dem Essen in seinem Kammerdiener, dieselben Gesichtszüge des gestrigen Kerls zu erkennen glaubte. Nach dem Essen richtete ich einige unbedeutende Fragen an ihn, und sein Ton der Stimme war ebenfalls der nehmliche, und also wußte ich woran ich war. Alles Ableugnen von Seiten Farinellis half nichts, er mußte es eingestehen; aber mit vieler Feinheit wußte er mich alles Dankes dafür zu überheben und es durfte davon keine Rede mehr seyn. —

Endlich kam es zur Aufführung der Gluckischen Oper. Sie gefiel ungemein, ungeachtet sie lange nicht nach der Idee des Komponisten ausgeführt wurde. So viel man des Rühmens von den italiänischen Orchestern überhaupt macht, so unzufrieden war Gluck damit. Siebenzehn große Proben wurden gehalten, und demungeachtet fehlte bey der Produktion das Ensemble und die Präzision, die wir bey dem Wiener Orchester von jeher zu hören gewohnt waren.

Nach der dritten Recita wollten wir nach Venedig zurückkehren, um All' Ascensione (zur Himmelfahrt), bey welcher Feyerlichkeit immer vier oder fünf Theater zu gleicher Zeit in Venedig offen sind, die neuen Opern daselbst zu hören, und dann nach Mailand, Florenz und überhaupt nach andern großen Städten Italiens zu reisen. Allein wir erhielten Briefe vom Grafen Durazzo, der uns nach Wien zurückberief, weil gegen Anfang des Herbstes die römische Königskrönung des nachherigen Kaisers Joseph 2. zu Frankfurth am Mayn vor sich gehen

ben, ſollte. Wir mußten daher unſer Vorhaben aufgeben. Unterdeß machten wir noch einen kleinen Abſtecher nach Parma, woſelbſt wir die Oper Catone in Utica von Bachs Kompoſition (dem nähmlichen, der nachher mit dem Namen des Londner Bachs in Deutſchland benannt wurde) hörten. Etliche Arien waren ſehr ſchön, die übrige Muſik aber war nach italieniſcher Sitte, nur ſo hingeworfen. In Parma beſchloſſen wir, einen andern Weg nach Wien zu nehmen. Wir gingen daher über Mantua, Klagenfurth, Trient ꝛc. nach Wien zurück. Kaum waren wir angekommen, ſo ward die Krönung bis auf künftiges Jahr verſchoben und ich hatte die Reue, Italien ganz unnöthiger Weiſe ſo frühe verlaſſen zu haben.

Während ich in Italien war, kam der große Violiniſt Lolli nach Wien, wo er ſich einige Monathe aufhielt und viel Geld erwarb. Mein älterer Bruder konnte mir, gleich am Abend meiner Rückkunft, nicht genug von der Senſation ſagen, die ſein Spiel überall gemacht hatte. Auf meine Frage, in welcher Manier er ſpiele, gab er mir eine Sonate von ihm, der er habhaft geworden war, und verſicherte mich, aus dieſer könne ich mich ganz in ſeiner Spielart orientiren; denn was ſie enthalte, komme mit einiger Veränderung in allen ſeinen Stücken vor. Ich ſah ſie durch, und die ganz eigenthümlichen Paſſagen machten mir das vollkommen begreiflich. — Wie iſt ſein Adagio? fragte ich. Nicht ſonderlich! verſetzte mein Bruder, und überdies lebt und webt es darin von allerhand krauſen Bocksſprüngen. Indeß bedauern deine Freunde dich ſehr, weil die meiſten Wiener ſagen: Nun iſt unſer armer Ditters abgeſtochen. Allein ich weiß gewiß, wenn

du acht Tage darauf ſtudirſt, machſt du alle Paſſagen nach. — Behüte Gott! ſagte ich. Ich muß gerade das Gegentheil thun, und durch ſolides Spielen und Ausdruck im Adagio abzuſtechen ſuchen.

Am folgenden Morgen gieng ich mit Gluck zum Grafen Durazzo, um unſere Zurückkunft zu melden. Ich bat den Grafen, mich einen Monath lang mit Konzertſpielen zu verſchonen, weil ich während meiner Abweſenheit von Wien einige neue Konzerte entworfen hätte, die ich aber erſt ausfeilen und gut einſtudiren müßte, um alsdann mit neuen Gedanken auftreten zu können. Brav, mein Sohn! ſagte der Graf; ich gebe Ihnen ſechs Wochen Zeit, denn Sie werden einen ſchweren Stand haben. Lolli hat erſtaunende Senſation gemacht; aber ich verlaſſe mich doch auf Sie.

Ich ſperrte mich ein, ſchützte Krankheit vor und ſtudirte vom Morgen bis zum Abend. Ehe noch vier Wochen verſtrichen waren, meldete ich mich beym Grafen und ſagte, ich ſey nun vollkommen bereit aufzutreten. Er beſtimmte hierzu den nächſtfolgenden Akademietag im Theater.

Ich ſpielte mein neues Konzert, deſſen erſtes Allegro keine ſehr großen Schwierigkeiten enthielt. Im darauf folgenden Adagio befliß ich mich, daſſelbe in der Singart des im Adagio und hauptſächlich im Rubbamento di Tempo vortreflichen Kaſtraten Potenza, den ich öfter in Bologna gehört hatte, vorzutragen. Um aber den Zuhörern doch auch zugleich zu zeigen, daß ich im Stande ſey Schwierigkeiten zu exekutiren, hatte ich das Finale mit ſehr ſchwer ſcheinen-

neuden aber doch gut in der Hand liegenden Paſſagen hinlänglich gepfeffert. Dies überraſchte das Publikum ſo ſehr, daß keine Hand war, die nicht Beyfall klatſchte; und mit einer Stimme ſchrie alles über laut: Finale da Capo! Finale da Capo! — Durch dieſen Beyfall aufgemuntert, wiederholte ich das Finale in einem noch raſcheren Tempo, ſpielte es mit der größten Fertigkeit, und bey der letzten Kadenz fiel ich in ein Cappriccio, gieng durch Arpeggio's in verſchiedene Töne, aus denen ich mich wieder herauswand und ſchloß mit einem Doppeltriller, den man von mir noch nie gehört hatte. Kurz ich hatte das Glück den Lolli aus dem Sattel zu werfen, und in Wien erſcholl der allgemeine Ruf: Lolli erregt Erſtaunen, Ditters erregt es auch, ſpielt aber zugleich fürs Herz.

Den Reſt des Sommers und den folgenden Winter brachte ich, außer meinen Dienſtgeſchäften, in öftermaliger Geſellſchaft des liebenswürdigen Joſeph Haydn zu. Welcher Freund der Muſik kennt wohl nicht den Namen und die ſchönen Arbeiten dieſes ausgezeichneten Komponiſten? — Ueber jedes neue Stück, das wir von andern Tonſetzern hörten, machten wir unſere Bemerkungen unter vier Augen, ließen jedem, was gut war, Gerechtigkeit wiederfahren, und tadelten, was zu tadeln war.

Ich rathe jedem angehenden Tonſetzer mit einem ſeiner Kollegen ohne Neid und Mißgunſt eine genaue Verbindung zu ſtiften und das zu thun, was ich und Haydn mit unſerm Nachforſchungsgeiſte thaten; ich ſtehe ihnen dafür, daß nichts mehr im Stande ſeyn wird ihn zu bilden, als dergleichen freundſchaftliche Bemerkun-

lungen, wenn anders alle Vorurtheile dabey beseitigt sind. Er wird davon nicht nur den Nutzen haben, sich mancher Schönheit mit sicherer Wirkung bedienen zu können, sondern wird auch lernen, jene Klippen, an welchen dieser und jener Komponist gescheitert ist, sorgfältig zu vermeiden. Es ist übrigens gar nichts Neues, was ich da sage; denn es ist weltbekannt, daß Kritik — ächte, unpartheyische Kritik wahrer Kenner — von jeher allen schönen Künsten und Wissenschaften den ergiebigsten Nutzen gebracht hat und immerfort verschaffen wird.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Schlechter Gewinn bey Joseph 2. Königskrönung. Graf Spork und ich im Mißverstande. Der Bischof von Großwardein. Mein Engagement.

Die Zeit der Krönung des Erzherzogs Joseph nahete heran. Graf Durazzo, der selbst mit nach Frankfurt gieng, bedorderte Gluck, den Kastraten Quadagni, mich und noch zwanzig Personen von der kaiserlichen Hofkapelle, zu dieser großen Feyerlichkeit. Die beyden Ersten erhielten 600 Gulden Reisekosten und täglich 6 Gulden Diäten; ich aber und die andern zwanzig von allen nur die Hälfte. Man kann sich leicht vorstellen, daß niemand von uns weder bey der Reise, noch bey der Vertheurung der Lebensmittel, die bey einem solchen Zulauf eine ganz natürliche Folge ist, Seide spinnen konnte. Statt etwas zu gewinnen, mußten wir zusetzen.

Da ich nun in der Qualität eines kaiserlichen Hofvirtuosen, wie mein Paß lautete, in Frankfurt zum ersten-

erstenmal auf dem Römer, zum zweytenmal aber in des Kaisers Quartier, jedesmal bey öffentlicher Tafel, mit einem Konzert auftreten mußte, so wollte ich doch auch dem kaiserlichen Hofe Ehre machen und schaffte mir zwey prächtige Kleider an, die mir gegen 700 Gulden zu stehen kamen, in der Hoffnung, daß ich, wie mir vom Kameralzahlamte versichert wurde, ein beträchtliches Douceur bekommen würde. Allein, wie es denn in der Welt zu gehen pflegt, daß der das wenigste erhält, der es am ersten verdient, so gieng es hier. Gluck und Quadagni bekamen bey unserer Zurückkunft in Wien, außer jenen Diäten, annoch jeder 300 und ich armer Teufel nicht mehr, als 50 Dukaten. Es ist also offenbar; daß mir die Ehre als Titular-Virtuos bey der größten Feyerlichkeit Deutschlands figurirt zu haben, einen Schaden von 400 und etlichen Dukaten verursachte. Selbst Graf Durazzo war hierüber aufgebracht, als er davon hörte. Da er aber reich genug dazu war, so schenkt er mir aus seinem Beutel 50 Dukaten.

Schon waren wir, da mein Kontrakt in einigen Monathen zu Ende gieng, übereingekommen, daß ich nunmehr eine jährliche Gage von tausend Gulden haben, dafür aber, wie bisher, so oft es befohlen würde, im Theater und bey Hofe Konzert spielen, auch bey der italienischen Oper das Orchester als erster Violinist aufführen sollte, als er mir drey Tage nachher bekannt machte, daß er zum kaiserlichen Botschafter nach Venedig ernannt worden sey, mich aber seinem Nachfolger, dem Grafen Wenzel Spork, sobald er von Prag hier eingetroffen seyn würde, kräftig empfehlen und ihn zu bewegen suchen wolle, mir den mündlich verabredeten Akkord zu halten.

Vierzehn Tage nachher kam Graf Spork und übernahm die Direktion. Ich meldete mich bey ihm, und er ließ mich vor. Als ich eintrat, lag er auf einem Sopha hingestreckt und rückte und rührte sich nicht. „Hör er, fing er an, ich weiß schon, daß Sein Kontrakt mit dem Theater nun bald zu Ende geht; will Er sich neuerdings um den nämlichen Gehalt, den er vorhin gehabt hat, engagiren?“ Mir fuhr das Er gewaltig vor den Kopf. Ew. Excellenz halten mir zur Gnade, antwortete ich; ich weiß nicht wie ich dazu komme, daß Sie mich Er heißen. Ich habe öfters die Ehre gehabt bey Ew. Excellenz Vorfahr und andern kaiserlichen Geheimen Räthen zu speisen, und keiner von ihnen hat mich Er geheißen. So eine Herabsetzung bin ich nicht gewohnt und beleidigt mich! — Der Graf stutzte und indem er sich verlegen das Kinn strich, sagte er in einem drollig betroffenen Tone: So? — Seht doch, welch stolzes junges Herrchen! Doch — Es kommt mir auch darauf nicht an: Also wollen Sie einen neuen Kontrakt eingehen?

Für das bisherige Bagatell kann ich nicht mehr dienen. Er wollte zulegen, aber es fehlte noch viel an jenen tausend Gulden. Wenn er Sie, sagte Graf Durazzo, dem ich das erzählte, gehöret haben wird, wird er sich wohl dazu verstehen; wenn nicht, so gehen Sie mit mir nach Venedig und ich gebe Ihnen 200 Dukaten, meine Tafel und freye Wohnung. Da ich aber wußte, daß weder die Bothschafter selbst, noch die Leute von ihrem Gefolge irgend einen Umgang mit eingebohrnen Venetianern haben dürfen, weil dieses ihren Staatsmaximen entgegen ist, so deprezirte ich mit aller möglichen Bescheidenheit.

Um

Um aber sowohl den Grafen Spork, als das Wiener Publikum nach mir lüstern zu machen, erfand ich folgenden Kunstgriff. Ich sah vorher, daß künftigen Freytag die Tour ein Konzert im Theater zu spielen an mich kommen würde; daher nahm ich mir vor, mich krank zu stellen und wenigstens unter vier Wochen kein Konzert zu spielen, damit ich Zeit gewönne ein paar Konzerte, die ich skizzirt hatte, ins Reine zu bringen und einzustudiren. Da ich aber bey jeder andern vorgeblichen Krankheit Gefahr lief, entdeckt zu werden, so verfiel ich auf eine Verrenkung der Achsel. Auf die Treue meines Bedienten, so wie auf die Verschwiegenheit meines Barbiers, konnte ich mich verlassen. Ich blieb also zu Hause, und so oft jemand sich bey mir melden ließ, bespritzte ich das Zimmer mit Kampfergeist, und schob ein Kissen unter meinen Schlafrock gerade über die rechte Achsel. Niemand zweifelte an der Wahrheit meines Unglücks.

Noch waren nicht drey Wochen verstrichen, als ich mit allem fertig war. Der freywillig mir aufgelegte Hausarrest ward mir zuwider und ich fing an auszugehen. Mein erster Gang war zum Grafen Spork, dem ich plausibel zu machen wußte, daß ich unter vierzehn Tagen noch nicht spielen könne und er ertheilte mir diese Frist sehr gerne.

Endlich erschien der Abend, an welchem ich auftreten sollte. Das Theater war gepfropft voll. Mein neues Konzert gefiel so, daß ich das letzte Allegro wiederholen mußte, das ich sodann wieder rascher nahm und variirte. Der Beyfall war allgemein.

Am folgenden Morgen ließ der Graf mich rufen. Ich sehe ein, sagte er, daß ich Ihnen etwas zulegen muß. Er bot 700, er bot 800 Gulden. Ich nahm sie nicht an. Nun, sagte er, mehr kann und will ich nicht geben. — Wie es Ew. Excellenz beliebt! versetzte ich, machte meine Verbeugung und gieng.

Zu dieser Zeit kam der Bischof von Groswgrdein von der berühmten Familie Patachich in Croatien, der, wie die meisten Ungarischen Magnaten und Obergespanne, zu dem Landtage nach Preßburg berufen war, nach Wien. Er hörte mich den Hofe spielen, ließ mich rufen und erzählte mir, daß er nicht nur ein ausserordentlicher Freund der Musik sey, sondern auch seine eigene Kapelle habe; da aber sein bisheriger Musikdirektor Michael Haydn (ein Bruder von Joseph Haydn) nach Salzburg als Konzertmeister gehe, so offerire er mit dessen Stelle mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Gulden, der herrschaftlichen Tafel, freyer Wohnung und freyer Besoldung, Kost und Livree für meinen Bedienten. Ich antwortete dem Bischof, daß ich dies Anerbieten auf der Stelle annehmen würde, wenn ich nicht gerade mit der Theaterdirektion in Unterhandlung stünde, versicherte aber zugleich, daß ich, falls die Sache sich nicht machte, ihm zu Befehl stehen wolle. Da er mir sagte, daß er noch drey Tage in Wien bleiben wolle und alsdann Gewißheit davon haben müßte, so versprach ich ihm, mich binnen dieser Zeit kathegorisch zu erklären.

Am dritten Tage gieng ich zum Grafen Spork. Er akkordirte nach einem langen Gespräch bis auf 900 Fl. hinauf. Ich ließ nicht nach. Es thut mir leid,

sagte ich endlich, um so einer Kleinigkeit willen meinen Geburtsort verlassen zu müssen. Nun, versetzte er, damit Sie nicht sagen können, ich habe Sie daraus verdrängt, so will ich so resonabel seyn und Ihnen noch 50 Fl. zulegen. — Und wenn mir, fuhr ich im übereilten Unwillen zu, Ew. Excellenz 999 Fl. 59 Kreuzer geben und es fehlt der sechzigste Kreuzer, so dien' ich nicht.

Er. (sehr aufgebracht.) Ey seht doch! das junge Bürschen hat viele Eigenschaften eines Virtuosen, hauptsächlich aber eine ziemliche Portion Impertinenz.

Ich. (kalt.) Haben Ew. Excellenz die Gnade, sich jetzt gleich zu erklären; denn es liegt mir daran, heute noch zu wissen woran ich bin.

Er. Heute noch?

Ich. Ja, Ew. Excellenz.

Er. (zornig.) Und heute ist es mir gerade nicht gelegen. Scheeren Sie sich Ihrer Wege, und erscheinen Sie nicht eher bey mir, als bis ich Sie rufen lasse!

Ich machte eine Verbeugung und gieng, aber gerade in den Gasthof, wo der Bischof von Grosswardein logirte. Ich schloß mit ihm ab und versprach, daß ich mit Anfang des folgenden Monaths mit Sack und Pack in Preßburg eintreffen wolle, worauf er mir einen Vorschuß von hundert Dukaten auf die Hand zahlte.

Als ich an demselben Abend mit eben der Wirkung, wie das vorige Mal mein zweytes neues Konzert gespielt hatte, winkte mir Graf Spork aus seiner Loge, daß

daß ich zu ihm kommen sollte. „Ungeachtet mich Ihre trotzige Antwort sehr beleidigt hat, sagte er, so will ich doch darüber hinaussehen und ich akkordire Ihnen jetzt die verlangten tausend Gulden. Ich erklärte ihm aber die nunmehrige Lage der Umstände und so leid es ihm that, so ersahe er doch wenigstens zugleich, daß ich ihr durch meine ungestüme Forderung nicht hatte beleidigen wollen und hatte die Güte, mich für den morgenden Tag zur Tafel zu bitten. Nach aufgehobener Tafel nahm er mich ans Fenster und sagte: „Sollte es Ihnen in Ungarn nicht behagen, so finden Sie hier immer ein Gehalt von tausend Gulden wieder. Unterdeß, da Sie durch die etlichen P-s des deux, die Sie für die Turchi und den Paganina gemacht, gezeigt haben, daß Sie Talent für die Balletkomposition besitzen, so will ich Ihnen alljährlich vier solcher Ballette zu komponiren geben, wodurch Sie einen Zuschuß von hundert Dukaten haben. Uebrigens thut es mir leid, Sie verlieren zu müssen; aber mir sind vom Hofe die Hände gebunden und ich muß mich einrichten. Auch habe ich allen von der Hildburghausischen Kapelle, die Zulage oder Entlassung begehrten, die letztere aus eben dem Grunde geben müssen.

Ich erstaunte, den Grafen, der sich erst so brüsk gegen mich geäußert hatte, in einem so gütigen vertraulichen Tone mit mir sprechen zu hören. Verzeihen Ew. Excellenz, sagte ich zu ihm, wenn ich Sie durch meine dreiste Antworten beleidigt habe; ich kannte damals Ihr vortreffliches Herz nicht. Er lächelte, drückte mir die Hand und antwortete: „Auch ich kannte Ihren musikalischen Werth und Ihren festen Charakter nicht; es ist daher das Beste, wir vergessen, was un-

ter uns vorgefallen iſt. An mir ſollen Sie jederzeit einen Mann finden, der es gut mit Ihnen meynt."

Wer hätte denken ſollen, daß wir ſo gut aus einander gehen würden!

---

## Funfzehntes Kapitel.

### Ankunft in Preßburg. Reise nach Prag. Pichel.

Zur versprochenen Zeit traf ich glücklich in Preßburg ein. Gleich bey der ersten Unterredung sagte mir der Bischof: Ich habe durch Ihre Acquisition neue Lust bekommen meine Lieblingsneigung, so viel in meinen Kräften steht, zu befriedigen und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht bey 80,000 Fl. Einkünfte thun sollte. Ich habe mir daher vorgenommen jährlich 16,000 Fl. auf meine Kapelle zu verwenden. Hier ist die Liste, worauf die verhandenen Mitglieder derselben verzeichnet sind und hier eine andere von Jenen, die ich zu haben wünsche. Ich gebe Ihnen den Auftrag dazu, und zu dem Ende werden Sie auf meine Kosten eine Reise nach Wien und Prag unternehmen, und mein Haushofmeister soll Sie begleiten, um Kontrakte abschließen zu können.

In Prag adreſſirte ich mich an Herrn Strohbach, erſten Violiniſten in der italieniſchen Oper, um mir mit gutem Rath an die Hand zu gehn. Er ſagte mir, er wolle mir einen jungen Menſchen ſchicken, den er mir als einen guten Orcheſterſpieler anpreiſen könne, und dieſer würde mir, ſeiner großen Bekanntſchaft wegen, eben ſo gut als er dienlich ſeyn.

Am andern Morgen kam ein junger Menſch, der ſchon bey ſeinem Eintritte mein ganzes Herz an ſich riß. Pichel hieß er. Er erbot ſich, nicht allein ſelber als Violinſpieler mitzugehen, ſondern verſchafte mir auch obendrein Gelegenheit, die übrigen verlangten Subjekte in einem Collegium musicum, bey den Karmelitern zu hören. Außer Pichel und Fuchs, welche beyde Violinkonzerte ſehr brav ſpielten, hörte ich einen gewiſſen Ungericht, der nicht nur ein guter Orcheſtergeiger, ſondern auch Baßſänger war. Ferner Herrn Satya, einen ſehr guten Flautraverſiſten und die zwey ſehr braven Waldhorniſten Oliva und Pauer. Ich engagirte ſie alle.

Da ich bald bey der erſten Sinfonie wahrnahm, daß hier das Orcheſter ſehr gut war, ſo ſchickte ich heimlich nach meiner Violine und meinen Muſikalien. Als ich ſie alle gehört hatte, ſagte ich: meine Herren! Sie haben für mich geſpielt; es iſt billig, daß ich auch für Sie ſpiele. Ich legte eine neue Sinfonie von mir auf, dirigirte ſie ſelbſt und ſpielte darauf ein Konzert und eine Sonate. — Pichel beredete mich darauf, mich öffentlich hören zu laſſen, war gütig genug Alles dahin Gehörige in der kurzen Zeit, die ich nur noch hier zu verweilen hatte, einen Tag nämlich zu beſorgen, und

da man mir umsonst assistirte, so hatte ich eine reine Einnahme dafür von 418 Fl. davon ich 28 für ein Souper für die Musiker aussetzte.

In Wien engagirte ich als Violoncellisten den nachher so beliebt gewordenen Wenzel Himmelbauer, und als Kontrabassisten den braven Pichelberger. Mit dem weit und breit berühmten Klavicembalisten und Organisten, dem Pater Michael aus dem Minoriten-Orden, konnte ich aber seiner Verhältnisse wegen nicht zu Stande kommen, und er konnte erst durch unmittelbare Verwendung des Bischofs bey dem Provinzial gewonnen werden. Meine Rekruten trafen zur bestimmten Zeit ein, und der Bischof war mit meiner Wahl sowohl, als mit meinem Akkord des Gehaltes, vollkommen zufrieden.

Während ich in diesem Kommissionsgeschäft begriffen war, hatte der Bischof Herrn Renner, einen vortreflichen Tenoristen, den Bonno gebildet hatte, in seine Dienste genommen. Aber er kam erst im August nach Großwardein, wohin wir schon Anfang Aprills giengen.

Und so war nun Alles nach Möglichkeit arrangirt.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Ich werde Kapelldirektor. Mein erstes Benehmen. Renner. Ungericht. Pater Michael. Stadler ꝛc. Meine erste große Kantate. Errichtung eines Theaters. Mein Oratorium Isacco. Kurzes Abentheuer mit der Tochter von einem adlichen Cassae perceptor.

Nach unserer Ankunft ließ der Bischof sowohl die in Großwardein einheimischen, als die neu angeworbenen, so wie auch die bey der Kathedralkirche befindlichen Musiker in den großen Speisesaal zusammen berufen und stellte mich ihnen förmlich als ihren sämmtlich Kapelldirektor vor, zugleich befahl er ihnen, mir allen möglichen Gehorsam zu leisten; auch gab er mir in ihrer Gegenwart die Vollmacht Jedem, der seinen Dienst vernachläßigen oder sich sonst etwas zur Last kommen lassen würde, ohne erst viel zu fragen, nach meiner Willkühr den Dienst aufzukündigen. „Zugleich räume ich meinem Kapelldirektor, fuhr er fort, die Gewalt

walt ein, alle und jede Händel, die Ihr Herren unter einander habt, nach ſeinem Gutbefinden zu ſchlichten und will, daß ſeine Entſcheidung ſo reſpektirt werde, als wenn es meine eigene wäre. Sollte Jemand ein Anliegen haben, worüber ich entſcheiden ſoll, ſo muß es mir ebenfalls durch ihn vorgetragen werden, der ihm alsdann meine Reſolution ertheilen wird."

Eine große, ſehr ausgedehnte Gewalt, die allerdings unter Umſtänden nicht wenig Mißbrauch zuläßt und die Rechte eines Kapellmitgliedes etwas ſehr zurückſetzt, unterdeß zur Erhaltung der Ordnung von der andern Seite wieder ſehr nöthig iſt, da Muſiker nicht ſelten übermüthig, unruhig und quärulirend zu ſeyn pflegen und ſich gern gegen ihre Vorgeſetzten aufmachen.

Nachdem der Biſchof abgetreten war, redete ich die Verſammlung ſo an: „Meine Herren! Ungeachtet ich, außer Herrn Pichel, der Jüngſte an Jahren unter Ihnen bin, ſo haben Sie doch nicht zu befürchten, daß ich die mir jetzt ertheilte Gewalt mißbrauchen werde. Ich habe zwölf Jahre hindurch an einem noch größern Hofe, als dieſer hier iſt, gedient, mithin hinlänglich gelernt, wie man ſich im Herrendienſte zu verhalten hat. Ich erſuche Sie demnach, unter einander verträglich zu leben. Niemand wird an einem Hofe von den andern Dienern höhern und niedern Ranges mehr beneidet und angefeindet, als die Kapelle, weil jedet glaubt, daß die Muſiker ein müßiges Leben führen und ihren Gehalt nicht verdienen. Aber man begreift nicht, wie viele Mühe und Zeit es koſtet, ehe man es in der Muſik ſo weit bringt, daß man einen honorablen Gehalt zu ziehen im Stande iſt. Wir müſ-

sen daher zusammen halten und zeigen, daß wir uns einander selber ehrenwerth halten. Ich verspreche Ihnen auf meine Ehre, daß ich, sobald nur Einem von unserer Kapelle und sollte es auch von einem der ersten Komitatsbeamten geschehen, nur die mindeste unverdiente Beleidigung wiederfährt, ich nicht eher rasten will, bis der Beleidigte vollkommen Satisfaktion erhalten hat. Endlich aber ersuche ich Sie blos, wenn ich à la tête des Orchesters bin, mir genaue Folge zu leisten, und versichere Sie auch, daß Sie mich außer dem Dienste als Ihren trauten Freund und Bruder behandeln können."

Alle versicherten mich der Verträglichkeit unter sich und des bündigsten Gehorsams, und hielten treulich Wort.

Der Bischof ließ mir acht Tage Zeit, ehe die erste vollständige Musik aufgeführt wurde. Während diesem ließ ich lange Pulte und Bänke machen; denn ich führte die Wiener Methode ein, sitzend zu spielen und rangirte dabey das Orchester dergestalt, daß jeder Spieler gegen die Zuhörer Front machte. Alle Sonntage, Dienstage war Akademie. Alle Domherren, so wie auch die kaiserlichen Offiziere und der gesammte Adel von Großwardein hatten Eintritt zur Musik und nachher zur Gesellschaft beym Bischof.

Das Orchester bestand aus 34 Personen, unter welchen 9 Livreebedienten, ein Kammerdiener und ein Zuckerbäcker, ferner noch 7 Kapitular-Musiker waren, die einigen Zuschuß dafür vom Bischof erhielten, so daß also für die Requisiten noch 5000 Gulden Kassenbestand blieben.

Als wir bey der ersten Probe, bey welcher der Bischof zugegen war, eine neue Sinfonie von mir mit Trompeten und Pauken durchgespielt hatten, stand ich auf und sagte: Meine Herren! Ich habe eine Erinnerung zu machen, die aber nur die Schwächern unter uns betrift. Es sind mir verschiedene Unrichtigkeiten beym Vortrag aufgefallen, die ich niemals dulden werde. Erstens sind Einige unter uns nicht rein gestimmt; zweytens sind die Forte und Piano nicht nach der Vorschrift gehalten worden; drittens haben Einige im Tempo bald geeilt, bald geschleppt; und endlich haben einige den unverzeihlichen Fehler begangen, nicht richtig zu pausiren. Ich hoffe, daß jeder seinen Fehler bey einer Wiederholung selber bemerken und verbessern wird. Sollte aber wider Vermuthen meine jetzige Erinnerung nichts fruchten, so hat sichs Jeder selber zuzuschreiben, wenn ich ihn künftig darüber öffentlich korrigire. Und nun besser zusammen gestimmt, und dann — da Capo! Die Sinfonie wurde wiederholt und gieng, wie sichs gehört. Bravo! rief ich; so muß es immer seyn, wenn Sie mir, ich Ihnen und wir Alle Sr. Excellenz unserm gnädigsten Herrn Ehre machen sollen. Und nun für heute Basta!

Die Kapelle gieng aus einander; der Bischof aber winkte mir, ihm ins Zimmer zu folgen. Ich danke Ihnen, sagte er, für die standhafte Rede, die Sie an meine Kapelle gehalten haben und freue mich täglich mehr über Ihre Acquisition. Auch sollen Sie gleich einen kleinen Beweis meiner Freude darüber haben. Er ließ sich meinen Empfangschein, den ich in Wien über den Vorschuß von 100 Dukaten ausgestellt hatte, bringen, und zerriß ihn. Ich fuhr dem Bischof dafür

nach

nach der Hand, küßte sie und sagte: Ew. Excellenz sind heute sehr gnädig, daher wage ich es noch um eine Gnade zu bitten. Der Bischof stutzte und fragte endlich nach meinem Begehren. Daß mich Ew. Excellenz, sagte ich, statt Sie, Du nennen. Ich bin, fuhr ich fort, das Du von meinem vormaligen Herrn, dem Prinzen von Hildburghausen, der Vaterstelle bey mir vertrat, so gewohnt, und da Sie nunmehr so väterlich an mir handeln, so bitte ich um diese Gnade. — Nun, sagte der Bischof nach einer Pause, wenn Du es denn durchaus so haben willst, so sey es. Und da Du mich zu deinem Vater haben willst, so wirst Du mir auch erlauben, daß ich Dich als meinen Sohn betrachte. Dabey trocknete er sich die Thränen, die aus seinen Augen hervorquollen.

Der gute Herr! er war von sehr weichem Gefühl. Wenn er Jemanden froh machen konnte, geschahe es nie ohne Thränen; hauptsächlich aber perlen sie ihm bey Anhörung einer rührend vorgetragenen Musik von den ehrwürdigen Wangen herab. Dabey war er aber übrigens im geringsten nicht weichlich, vielmehr im Dienste ernst und strenge, so daß es wohl gar das Ansehn der Härte hatte, wie ich mit vielen Beyspielen belegen könnte.

Endlich kam der vortrefliche Tenorist Renner mit seiner Familie an. Sein schöner Vortrag, seine gute Aussprache des Italienischen, seine schöne klare Stimme und seine fertige Kehle machten ihn zu einem der vorzüglichsten Sänger. Der Umfang seiner Tonleiter war sehr groß, denn er hatte die Gabe sein Falset in akuten Tönen so zu egalisiren, als wenn es natürliche Stimme gewesen wäre.

Außer

Außer ihm und Ungericht waren auch ein Paar Kastraten engagirt, ein Sopranist und ein Contr' Altist. Da nun ersterer überdem ein gutes Violoncell, und der andere eine gute Violine spielte, so gab ihnen der Bischof zu dem Gehalt, den sie von der Domkirche hatten, eine Zulage, freyen Tisch, Quartier u. dgl.

Wir hatten bey unserm Orchester zwölf Konzertspieler und vier Sänger. Außer mir nämlich Fuchs und Pichel für die Violine; Pater Michael auf dem Flügel; Pohl und Stadler auf der Hoboe; Fournier auf dem Klarinett; Satza auf der Flöte; Himmelbauer auf dem Cello, Pichelberger auf dem Kontrabaß und Oliva und Pauer auf dem Waldhorn. — Jeder mußte nach meiner Einrichtung, beständig gefaßt seyn, außer der Ordnung aufgerufen zu werden.

Schon im September fing ich an auf des Bischofs Namenstag, der gegen Ende Decembers fiel, bedacht zu seyn. Ich besprach mich mit Pichel'n hierüber; der nicht nur ein guter Lateiner war, sondern auch viel Talent zur Poesie hatte und gute lateinische Verse machte. Wir beschlossen eine panegyrische Kantate von vier Singstimmen mit einigen Chören zusammen zu stoppeln. Ich mußte Latein wählen, weil außer dem Bischof, zween Domherren und mir Niemand Italienisch verstand. Die lateinische Sprache aber hatten nicht nur alle Großwardeiner Männer, sondern selbst einige Damen inne. Pichel machte sich darüber her und als er dieses Lobgedicht fertig hatte, zeigte ich es dem Bischof, wobey ich ihm zugleich meine ganze Absicht eröfnete. Es wurde beschlossen, diese Kantate, die, wie

sich

sich vorher sehen ließ, zwey volle Stunden dauren würde, am Vorabend statt der gewöhnlichen Akademie aufzuführen. Das Orchester ward bey dieser Feyerlichkeit erhöht, eingefaßt und symmetrisch verziert, welche Besorgung der Bischof selbst übernahm und recht artig ausführte.

In fünf Wochen war ich mit meiner Arbeit fertig. Da ich aber vorher sah, daß am Abende des Namenstages selbst doch auch eine Kammermusik seyn müsse, so komponirte ich, während der Kopist die lat. Kantate abschrieb, zwey große neue Sinfonien zum Anfang und zum Schluß, und eine Mittelsinfonie mit obligaten Blasinstrumenten und noch ein neues Violinkonzert für mich. Endlich nahm ich aus Metastasio eine kleine italienische Kantate für Eine Singstimme — er hatte sie einst auf Kaiser Karls des siebenten Namenstag gemacht — und da darin einigemal das Wort *Auguſto* vorkam, so setzte ich dafür *Adamo*, des Bischofs Taufnahmen, hin, komponirte sie für den braven Renner und vergaß nicht, seine Fertigkeit zu benutzen. Alsdann schrieb ich den Text sauber ab, schickte ihn heimlich nach Pest, ließ daselbst 200 Exemplare sauber abdrucken und einfassen; für den Bischof aber eins in Violet-Atlaß (die Farbe der Bischöfe) und reich mit goldenem Laubwerk verziert einbinden. Ich erhielt das Packet in acht Tagen, verschwieg aber alles sorgfältig.

Der Vorabend erschien. Das Arrangement des Orchesters und besonders die gleiche, geschmackvolle Uniform der Kapelle, welche ich mit Genehmigung des Bischofs, angeordnet hatte u. s. w. Alles das machte einen herrlichen Eindruck und gefiel dem zahlreichen ungari-

garischen Adel ungemein. Obgleich die Musik dieser Kantate — denn es war meine erste große Singarbeit — nicht weit her war, so gefiel sie dennoch und ich profitirte wenigstens dieses dabey, daß ich dadurch bey künftigen Fällen vor dergleichen unüberlegten und den Text unangemessenen Gängen, als ich sans rime et sans raison hier reichlich angebracht hatte, mich hüten und sie vermeiden lernte.

Da ich eines Tages Pichel meine Unzufriedenheit mit der Musik in Bezug auf den Text äußerte, so legte er einen andern Text unter die Arien und Chöre, der für die Kirche taugte, ohne auch nur eine Note meiner Partitur zu verändern. Es entstanden daraus Motetten, die beständig wechselsweise in der Domkirche aufgeführt wurden.

Den andern Abend begann die Akademie, worin ich den Bischof zu überraschen mir vorgenommen hatte. Schon die ersten Takte der Sinfonie kündigten ihm an, daß sie neu war. Pater Michael spielte darauf ein neues wunderschönes Konzert von seiner Komposition. Des Bischofs Angesicht glühte vor Freude. Jetzt trat Renner auf. Ich gab das verabredete Zeichen, auf welches der Haushofmeister erschien und dem Bischof auf einem silbernen Präsentirteller das in Violet eingebundene Exemplar der italienischen Kantate überreichte, gleichwie auch die übrigen unter dem Adel vertheilt wurden. Wir hatten nicht vier Zeilen gespielt und schon glänzten in den Augen des Bischofs Freudenthränen. Ueberglücklich und höchst überrascht war er, den ganzen Abend hindurch lauter neue Musik zu hören; er stand auf und dankte mir in den rührendsten Ausdrücken. Und so endigte diese Feyerlichkeit.

Nach einem Jahre ergab sich, daß von den für die Kapelle ausgesetzten 16000 Fl. 1400 erspart worden waren. Ich fiel alsa darauf — ein kleines Theater im Schlosse zu errichten. Grundriß und Anschlag wurden vom bischöflichen Architekt Neumann entworfen, und der Bischof genehmigte Alles mit Freuden, zumal da der Kostenbetrag für den Bau und viermalige Vorstellungen im Jahre nicht die ersparte Summe überstieg.

Da sein Namenstag mit den letzten Adventstagen zusammen traf, an welchen prosane Stücke, Opern und Komödien aufzuführen vom Hofe verboten war, so wählte ich das überaus schöne Oratorium von Metastasio: Isacco figura del Redentore; da aber Pichel nicht Italienisch genug verstand, so übernahm der Bischof selber die Uebersetzung ins Lateinische. Die Rezitative behandelte er, nach meinem Rathe, frey, die Arien aber strenge metrisch. Sobald er einen Auftritt fertig hatte, ließ er mich rufen, las mir ihn vor; feilte, besserte, änderte je nachdem es nöthig war, bis er endlich nach vier Wochen das Werk so schön vollendet hatte, daß selbst der Originaldichter eingestanden haben würde, die Uebersetzung habe dem Grundtexte vollkommen entsprechen.

Während der Bischof an der Uebersetzung arbeitete, wollte ich die Zeit auch nicht müßig verstreichen lassen. Ich komponirte also in der Stille ein großes Konzert für elf Instrumente, wobey sich im ersten Allegro jeder Konzertist mit einem ganzen Solo erst einzeln hören ließ; dann traten, 3, 5, 7 und zuletzt 9 Stimmen nach und nach ein. Im letzten Solo aber kamen alle eilf zusammen, die beym Ende desselben in eine

Kadenz

Kadenz fielen, die sich eben so stuffenweiß verstärkte. Im Adagio trug die Violinkonzertstimme einen schmelzenden Gesang vor, bey welchem die andern konzertirenden zehn Instrumente bald zu 4, bald zu 6, bald zu 10, theils mit verschiedenen Minauderien, theils mit reichen harmonieusen Aushaltungen einstimmten, wozu die Ripienstimmen mit einem durchgängigen Pizzikato akkompagnirten. Dieses Adagio schien am Ende in einer lugubren Melodie mit einer reichhaltigen Harmonie einzuschlummern; wurde aber von einem feurigen und brillanten Tempo di Minuetto plötzlich aufgeweckt, das von zwölf Alternativen (die man heut zu Tage sehr mißbräuchlich Trio nennt) aus allen homogenen Tonarten abgewechselt wurde; das zwölfte Alternativ aber wurde von allen eilf Konzertstimmen produzirt, das ebenfalls mit einer Kadenz, und, nach einem ziemlich abwechselnden Capriccio, mit einem neunfachen Sexttriller schloß.

Wir studirten dieses große Konzert gut ein, machten öfters heimliche Proben davon, und da ich den Bischof damit überraschen wollte, verbot ich der ganzen Kapelle etwas davon kund werden zu lassen. Kaum war ich damit fertig, so übergab mir der Bischof seinen Text. Nun arbeitete ich fleißig an diesem Oratorium. Mitlerweile war Neumann auch nicht müßig, und wir beyde wurden fast zu gleicher Zeit fertig, so daß wir auf dem Theater zu probiren anfingen.

Am Vorabend wurde mein Isaac aufgeführt. Ein Beweis, daß er durchgängig gefiel, war dieser, daß er vier Jahre hindurch jeden Sonntag in der Fasten wiederholt wurde und der Salon bey jeder Vorstellung im-

mer voll von Zuhörern war. Die Akteurs, Renner, Mademoiselle Nicolini, der Kastrat, der die Sara vorstellte, und Ungericht, alle, selbst der Knabe, der den Engel vorstellte, spielten vortreflich und trugen sehr gut vor. Die Dekoration stellte, nach Vorschrift des Dichters, einen Hain mit dem an der einen Seite stehenden Wohnhause des Abraham vor. Selbst das Kostum war nach antiken Zeichnungen vortreflich beobachtet.

Für jenes Konzert schenkte mir der Bischof seine Lieblings-Tabatiere, in der ein Paar Dutzend Kremnitzer lagen.

Da wir nun einmal ein Theater hätten, so dachte ich auch an mehrere Spektakel. Ich fragte den Bischof, ob er erlauben wolle, daß wir, besonders zur Fastnachtzeit, auch lustige Stücke aufführen dürften. Warum nicht? sagte er, wenn sie nur nicht unmoralische Zweydeutigkeiten enthalten.

Nun war unter den bischöflichen Köchen ein gewisser Sicca. Dieser war einige Jahre in Italien gewesen und hatte ein außerordentliches Talent fürs Theater. Als er bey uns ein Theater errichten sah, kam er zu mir und sagte: Wenn Sie einmal etwas Lustiges geben wollen und einen Narren brauchen, so stehe ich zu Befehl. Ich bin zwar nicht musikalisch, habe aber ein gutes Gehör. Er sang mir einige italienische Scenen aus den Opere buffe, die er in Italien gesehen hatte, so komisch vor, daß ich laut auflachen mußte; auch deklamirte er mir deutsche Schnaken und Theaterpossen, bald als Hanswurst, bald als Kasperl, Lippert u. dgl.

komi-

komische Personagen, die damals nach gänge und gäbe waren, mit solchem Nachdrucke, daß ich ihm meine Bewunderung darüber bezeugte, daß er nicht lieber Schauspieler geworden sey. Da vertraute er mir denn das Geheimniß, daß er einmal seine Profession verlassen und zu einer reisenden Theatertruppe übergegangen sey; das zügellose, skandalöse Leben habe ihm aber einen solchen Ekel dafür beygebracht, daß er die Bühne wieder verlassen und wieder zu seinem Metier zurück gekehrt sey.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Vergnügen ich über den Zuwachs eines so brauchbaren Akteurs hatte.

Ich stoppelte für den künftigen Fasching aus jenen Burlesken, die ich ehemals in Schloßhof von der Truppe des Piloti gesehen hatte, ein Stück mit kleinen Liedern zusammen, und am ersten Faschingstage ward es gegeben. Mademoiselle Nicolini spielte ihre Rolle so vortreflich, und der Koch Sicca war fähig auch den größten Hypochondristen zum Lachen zu bringen. Den Zuhörern war dieses lustige Stück so willkommen, daß sie jedem Sonntag, an welchem immer Theater war, mit Sehnsucht entgegen harrten.

Für den Geburtstag des Bischofs machte ich aus den beyden uralten Stücken: Frau Sybilla trinkt keinen Wein und aus dem Reich der Todten ein Stück. Dieses wurde am Faschingstage, der bald darauf folgte, wiederholt. Am Montage darauf gab der Bischof einen Ball für seine Hausleute, wozu der Großwardeiner Adel geladen wurde. Hier kam ich nicht

wieder so davon, als ich hinaufgegangen war. Ueber so etwas ist es, meiner Meinung nach, am besten, kurz hinweg zu gehen.

Also kurz und gut, ich machte mit einem Fräulein Furkowics, des General-Perceptors einziger Tochter, einer artigen schlank gewachsenen Person Bekanntschaft und verliebte mich in sie. Nach ihres Vaters Tode hatte sie eine Erbschaft von 20,000 Gulden zu hoffen; aber nicht ihre Gulden, sondern ihr munteres Wesen machte mich in sie verliebt. Ich machte ihr gleich rund heraus mein Geständniß, und Tages darauf beym zweyter Ball erhielt ich das ihrige. Schneller kann in der Welt nichts gehen. Ein Gleiches wiederfuhr dem Pichel zur nähmlichen Zeit mit einem Fräulein Samogy. Wir vertrauten uns gegenseitig unser Glück und seufzten in Duetten mit einander. Das Beste war dabey, daß beyde Mädchen von langer Zeit her vertraute Gespielinnen waren, die mit ihren Eroberungen eben so wenig zurück hielten. Sie waren in Pest in der Kostschule der Ursulinerinnen erzogen und von daher noch ununterbrochene Freundinnen.

Nachdem ich über drey Monathe geschmachtet hatte und sicher hoffen konnte, daß mir meine Schöne keine abschlägige Antwort geben würde, rückte ich mit einem ernstlichen Heyrathsantrag heraus und verhehlte ihr nicht, daß ich, falls ich einmal von Großwardein wegzugehen mich entschließen sollte, in Wien ein eben so gutes Unterkommen finden würde. Sie versicherte mich, daß sie mit tausend Freuden in mein Verlangen willige, nur befürchte sie, daß ihr Vater Schwierigkeiten machen werde; er habe, sagte sie, wie die meisten Ungarn, einen

gen beſondern Haß gegen die Deutſchen; ſodann halte er auf ſeinen Adel, und endlich habe er einen jungen faden Edelmann auf dem Korne, der ſchon einmal förmlich um ſie geworben, aber von ihr abſchlägige Antwort erhalten habe. Dieſer habe hier herum ein kleines Landgut, das ihm zwar nur fünf bis ſechs hundert Gulden abwürfe, aber — ſetzte das Mädchen hinzu — mit meinem Muttererbe und dem, was ich noch zu hoffen habe, meint er, könnten wir hinlänglich auskommen. Ich rathe Ihnen, ſtecken Sie ſich hinter den Biſchof, ehe noch mein Vater dem Kengyel ſein Wort giebt; das wird vielleicht helfen, und mein Vater wird das dem Biſchof ſicher nicht abſchlagen.

Am folgenden Morgen brachte ich mein Anliegen dem Biſchof vor. Biſt Du denn ſchon mit dem Mädchen richtig? fragte er. Vollkommen, antwortete ich. — Nun, dein Freywerber will ich wohl ſeyn; aber erlaube mir, vorher noch als Vater und als Biſchof einige Fragen an Dich zu thun. Nun ſuchte er mich auf eine ſehr vernünftige und gütige Weiſe zum Nachdenken zu führen. Nachdem dies geſchehen, fragte er: Nun was giebts denn ſonſt für Beſorgniſſe?

Ich. Ihr Vater kann, wie mehrere Ungarn, die Deutſchen nicht leiden.

Er. O darüber will ich ihm wohl ein paar Worte ans Herz legen.

Ich. Auch will er das Mädchen einem Edelmanne geben, obwohl deſſen Einkünfte ſich höchſtens nur auf 500 Fl. belaufen.

Er. Da wäre ja ihr Vater für einen Cassae perceptor ein schlechter Rechner, wenn er nicht einsähe, daß deine Einkünfte noch einmal so stark sind. (Nach einer Pause) Gut, ich will mich der Sache annehmen. Bleib hier! Du sollst Dich selbst überzeugen, ob ich mir einen Kuppelpelz zu verdienen Geschicklichkeit genug habe.

Der Bischof klingelte, befahl den alten Jurkowics zu rufen, und als dieser kam, machte Ersterer mit Würde und Anstand seinen Antrag.

O ich unglücklicher Mann! rief der alte Heuchler. O hätten mir Ew. Excellenz nur vor vierzehn Tagen einen Wink davon gegeben; mit tausend Freuden würde ich meine Tochter einem so wackern Manne (viro egregio, sagte der verstellte Schuft) gegeben haben. Allein nun ist es damit zu spät, denn grade heute vor vierzehn Tagen habe ich dem Herrn von Lengyel meine Tochter versprochen. Ew. Excellenz werden selbst einsehen, daß ich mein Wort nicht mehr zurück nehmen kann, und daher untröstlich bin.

Der alte Gleißner wandte sich zu mir und sagte ebenfalls lateinisch: Aber Sie böser Mann! Konnten Sie Ihr Maul nicht eher aufthun, da Sie doch so oft und vielmal bey mir aus und ein giengen? Sehen Sie, in welch ein Unglück Sie mich durch Ihre Verschwiegenheit stürzen, da ich mir durch eine abschlägige Antwort die Ungnade meines Herrn über den Hals laden muß. Ich antwortete ihm ebenfals lateinisch: Sie können das Alles wieder gut machen, wenn Sie dem Lengyel wieder absagen (aus Schonung wollte ich ihn nicht Lügen strafen, und in den Bart hinein sagen, daß er uns

mit

mit seinem Wortgeben belegen habe). — Was? erwiederte er; absagen? — Hören Sie, fuhr er mit Stolz fort, Sie müssen wissen, daß jeder Ungar, wenn er sein Wort sub fide nobili giebt, dasselbe auch halten muß, sonst ist er nicht werth ein ungarischer Edelmann zu seyn. Aber, fiel der Bischof ein, wenn die Tochter nun nicht will? — O erwiederte der Alte, sie wird wohl müssen, wenn sie anders ihren Vater nicht zum Lügner machen und enterbt seyn will; Ew. Excellenz sind ja die ungarischen Gesetze bekannt.

In weinerlich affektirtem Tone fuhr er fort: Um alles in der Welt lassen mich es Ew. Excellenz nicht entgelten und gönnen Sie mir noch länger Ihr Brod — und hier wollte der kriechende Heuchler niederknien. Der Bischof verhinderte es und sagte kalt; O laß er das bleiben, wenn er anders will, daß ich dergleichen Auftritte nicht für übertriebene Grimassen halten soll. Er weiß so gut, als ich und jeder Anderer, der gesunde Vernunft hat, daß dergleichen Familiengeschichten nicht zu den Dienstpflichten eines Beamten gehören; Er ist Vater von seinem Kinde; ich will und kann Ihm in dieser Sache nichts befehlen. Somit entließ er ihn.

Da standen wir und starrten uns über eine Minute an. Endlich sagte der Bischof mit einem etwas bittern Lächeln. Da stehen Se. Excellenz der Bischof von Großwardein — und Hochderoselben Musikdirektor — mit einer langen Nase!

Ew. Excellenz haben gut lachen, fiel ich ein; aber mir ist diese Beschimpfung nicht so lächerlich. Hörten Sie nicht, wie er den Ton auf den ungarischen Edel-

mann legte? — „Wohl hab' ichs gehört; daher nimm mirs nicht übel, wenn ich Dir sage, Du hätteſt darauf eher denken ſollen, ehe Du Dich mit dem Mädchen ſo weit einließeſt; denn die ungariſchen Geſetze enthalten klar, daß, wenn ein Kind wider den Willen ihrer adelichen Eltern, ſich in eine Mißheirath einläßt, ſo haben die Eltern das Recht ſie zu verſtoßen und zu enterben.' — Ueberhaupt, fuhr er fort, will ich Dir einen väterlichen Rath ertheilen: Faſſe Dich und bedenke, daß Du mit deiner Kunſt — deiner Geſtalt — deinem guten Charakter und mit dem, was Du überall zu verdienen im Stande biſt, hundert Mädchen für eins haben kannſt, die weit hübſcher und reicher ſind. Als Biſchof aber rathe ich Dir: Ueberlaſſe Dich dem Willen der göttlichen Vorſicht. Wer weiß, ob dieſe Heirath zu deinem Beſten geweſen wäre. Es ſcheint nicht nur, ſondern ich glaube es auch feſt, daß hier dieſe göttliche Vorſicht gewaltet — — Aber ich ſehe aus deinen Blikken, daß Du keiner Empfänglichkeit für meine guten Rathſchläge fähig biſt. Verſprich mir nur das Einzige, daß Du wenigſtens heute ruhig ſeyn willſt."

Ich verſprach es und gieng; — aber zu Pichel. Mein Gott! ſchrie er, was iſt Ihnen geſchehen? Sie ſehen ja ſo verſtört aus. — Es iſt aus mit mir. Ich habe einen Korb — und damit erzählte ich ihm die ganze Geſchichte. Ach Gott! antwortete er ſeufzend, das prognoſtizirt mir heut oder morgen ein ähnliches Schickſal. Und was würden Sie in dem Fall thun? fiel ich ihm ein. — Je nun! erwiederte er nach einer Pauſe, was kann ich anders thun, als was ein vernünftiger Mann thun muß; die Philoſophie zu Hülfe zu nehmen und mich in mein Schickſal zu finden? — O fort

mit

mit Ihrer Kaltblütigkeit! rief ich unwillig. Ich komme her um Troſt bey Ihnen zu ſuchen, und nicht mich mit Ihrer froſtigen Philoſophie abſpeiſen zu laſſen.

Ich eilte in mein Zimmer. Kaum war ich einige Minuten da, ſo kam Pichel zu mir. Kommen Sie, wir wollen ein wenig ſpazieren gehen; ich will den ganzen Zuſammenhang näher erfahren, vielleicht gelingt es mir Ihnen einen guten Rath zu geben. Lange mußte er bitten, aber ich gieng mit und ich muß es dieſem klugen und liebenswürdigen Jüngling nachſagen, ſein Reden fruchteten mehr bey mir, als die weiſen Rathſchlägungen des Biſchofs. Bey der Tafel erſchien ich weit heiterer, als der Biſchof vermuthet haben mußte; denn er gab mir darüber ſeine Verwunderung zu erkennen. Ich geſtand ihm ehrlich, daß nebſt ſeinen väterlichen Ermahnungen Pichel großen Antheil an meiner Beruhigung habe. Brav, ſagte der Biſchof; dafür ſoll er auch meinen Dank haben. Unterdeß, da in ſolcher Gemüthslage, wie die deinige, nichts beſſer als Zerſtreuung iſt, ſo gebe ich Dir Erlaubniß auf drey Monathe nach Wien zu reiſen. Verſprich auch, alsdann wieder hier zu ſeyn. Uebrigens gebe ich Dir Pferde bis Peſt und bezahle Dir die Reiſekoſten von hier bis Wien, und von Wien wieder bis hieher, das verſteht ſich.

Ich bediente mich dieſer Erlaubniß und divertirte mich herrlich in Wien. Dabey hatte ich den erklecklichen Vortheil, während dieſer Zeit meine Leidenſchaft gänzlich zu vertilgen.

In Wien befand ſich eine vortrefliche Truppe von einer italieniſchen Opera buffa. Ein Stück, das ſie

ſpielten, gefiel mir außerordentlich. Es war Amore in Musica. Ich kaufte mir das gedruckte Büchelchen, um dieſes Stück ins Deutſche zu überſetzen. Bald nach meiner Rückkunft in Großwardein — wohin ich, beyläufig geſagt, — meine jüngſte Schweſter mitbrachte, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, die eine reine aber etwas ſchwache, wiewohl für unſer Theater hinlänglich ſtarke Stimme hatte — machte ich mich an die Ueberſetzung dieſer Opera buffa, komponirte eine ganz neue Muſik dazu und gab ſie auf unſerm Theater.

Unter verſchiedenen angenehmen Abwechſelungen — worunter die Jagd, beſonders jene auf Moräſten, meine Lieblingsunterhaltung war, welchem letztern Vergnügen ich aber leider einen großen Antheil meiner jetzigen Lähmung an den Füſſen zuſchreibe — verſtrichen fünf Jahre. Auf einmal wurde all das Vergnügen zerſtört.

---

## Siebzehntes Kapitel.

### Schändliche Delation bey Maria Thereſia. Leiden des Biſchofs. Die Kapelle wird zerſtört. Pichels Heyrathsgeſchichte.

Der Biſchof war nicht nur für ſich ſelbſt ſchon ein großer Freund vom Militär, ſondern wurde auch von der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia dazu aufgemuntert; denn ſie ſagte ihm bey einer Audienz: Sie werden mich ſehr obligiren, wenn Sie mit Ihrer Garniſon in Großwardein gut harmoniren. — Dieſer Wink war für den Biſchof hinreichend, um dieſer Garniſon, vom Chef bis zum gemeinen Mann, alle mögliche Politeſſe zu erzeigen.

Sollte man wohl denken, daß gerade das die Urſache wurde, warum die Kapelle des Biſchofs zerſtört ward?

Bey einer in Ungarn damals nicht ungewöhnlichen Dislokation der Garniſonen traf es, daß das Regiment in ein anderes Komitat verlegt wurde, und dafür

das Regiment Neuklein hold in Grosswardein einrückte. Der Obrist von letzterm Regimente war aus der Famile der Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst. Er war ein Herr von 27 Jahren, ein groſser Freund der Musik und des Theaters, auch überdieſs ein ausserordentlicher Liebhaber vom Tanzen. Es war daher kein Wunder, daſs der Bischof demselben nicht nur alle Politesse, die einem Prinzen gebührte, erzeigte, sondern auch dessen Lieblings-Leidenschaften zur Musik, dem Theater und Tanze auf alle mögliche Art zu befriedigen suchte. Als der Prinz unsere erste Musik gehört hatte, versicherte er dem Bischof auf seine Ehre, daſs er an keinem reichsfürstlichen Hofe, auſser Braunschweig, München, Mannheim und Stuttgard, eine so wohl eingerichtete Kapelle angetroffen habe. Eben so vergnügt war er, als er unsere Oper: Amore in Musica hörte. Er lud mich am folgenden Mittage zur Tafel. Während der Mahlzeit erzählte er mir, daſs er einen Stallmeister habe, der nicht nur einen artigen Tenor sänge, sondern auch auf dem Theater gut zu gebrauchen wäre, und daſs mir dieser, so oft ich ihm eine Rolle geben würde, zu Diensten stände.

Bey eben diesem Regimente befand sich auch ein Oberlieutenant, Graf Strasoldo, der eine schöne Tenorstimme, und die Musik vollkommen inne hatte; eben so war auch der Auditeur vom Regiment Herr von Wreden ein guter Akteur, und ganz Baſs. Diese Beyde boten sich selbst an. Endlich war auch des Obristlieutenant Grafen Figuemont Tochter, Comtesse Josephe, erböthig unser Theater zu betreten, um, wie ihr Vater sagte, die Politesse zu erwiedern, die der Bischof

der

der ganzen Garniſon erwieſe. Sie war ſehr musikaliſch, hatte eine angenehme Stimme und war eine Schönheit vom erſten Rang. Man kann leicht denken, wie ſehr ich dieſe Anerbietungen benutzte, und wie dadurch unſer Haustheater zur einer Art von Vollkommenheit gelangte, die ich nachher auf meinen Reiſen bey vielen Provinzialtheatern: als: Grätz, Peſt, Presburg, Brünn u. ſ. w. vermißt habe.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich durch meinen Aufenthalt in Groswardein und durch die immerwährende Verſuche von Theaterkompoſitionen die Kenntniſſe erworben habe, mittelſt welchen ich in meinem männlichen Alter das Glück gehabt, ſo manche Senſation zu bewirken.

Es verſteht ſich, daß ich nicht nachließ unſere Akteurs in beſtändiger Uebung zu erhalten, um unſern verehrungswürdigen Prinzen zu amüſiren. Aus eben dieſem Grunde gab der Biſchof nicht nur im Faſching, ſondern auch ſelbſt im Sommer manchesmal Bälle, und Spektakel auf dem Theater. Nur zur Advent- und Faſtenzeit wurde der ſo beliebte Iſaak gegeben; daher war Großwardein in einen Ort umgeſchaffen, der jedem Liebhaber eines anſtändigen Vergnügens treflich behagte.

An einem Abende, an welchem ein Ball in der biſchöflichen Reſidenz beſtimmt war, präparirte der Prinz, um den Biſchof zu überraſchen, in aller Stille mit ſeinen Offizieren und den Großwardeiner Damen, eine Maskerade, die in einer Bauernhochzeit beſtand, und elegant ausgeführt wurde.

Als des Prinzen Geburtstag (mich dünkt es war im Sommer) eintraf, lud dieser den Bischof acht Tage vorher auf ein Diner von vier und zwanzig Konverts ein, und verhehlte ihm nicht, daß er an dem nämlichen Abende der Großwardeiner Noblesse auf dem Rathhause, weil die Zimmer seines Quartiers zu eng wären, einen Ball zu geben beschlossen hätte.

Da nun der Bischof dem Prinzen für seine letzthin angestellte Maskerade ebenfalls ein unerwartetes Vergnügen bereiten wollte, so fragte er mich dieserhalb um Rath. Ich proponirte einen türkischen Einzug. Mein Vorschlag wurde genehmigt, und unter Begleitung einer türkischen Musik gieng der Zug über den großen Platz in der Stadt aus des Bisthofs Residenz, woselbst sich die Maskerade versammelt hatte, nach dem Saale des Rathhauses.

Aber man sehe, wie weit die Bosheit gieng, die eine an sich selbst unschuldige Sache mit so schwarzen Farben zu mahlen sich erfrechte!

Der Bischof hatte unter seinen Domherren einen heimlichen und rachgierigen Feind. Dieser war über eine Sache, bey welcher der Bischof keinen Antheil hatte, höchst aufgebracht.

Es ist nöthig zu wissen, daß die ungarischen Bischöfe nicht durch die Wahl der Domherren, wie bey andern Bisthümern gebräuchlich ist, kreirt werden, sondern ein König von Ungarn hat unmittelbar das Recht den Bischof, so wie den Domprobst zu bestimmen, zu benennen, und einzusetzen. Nach dem Tode des vor-

mali-

maligen Domprobſtes ernannte die Kaiſerinn, als Königin von Ungarn, an die Stelle des Verſtorbenen einen gewiſſen Grafen Kolonics aus einer der anſehnlichſten Familien in Ungarn. Obgedachter Domherr hatte ſich auf dieſen Poſten geſpitzt; da er aber leer ausgieng, ſo glaubte er ſteif und feſt, der Biſchof habe der Kaiſerinn den Kolonics vorgeſchlagen, und deswegen ſey er übergangen worden; daher kam eben ſein Haß gegen ſeinen Biſchof. Was that der Nichtswürdige? — Er ſteckte ſich hinter eine Favoritin der Kaiſerinn, und ließ durch ſie der Monarchin hinterbringen: daß der Biſchof nicht nur ein ſtehendes Theater unterhalte, ſondern auch zu verbotenen Zeiten, als Faſte und Advent darauf Komödien ſpielen laſſe. — Daß er nicht nur das ganze Jahr hindurch Bälle, ſondern auch maskirte Bälle gebe; ja letzthin ſelbſt verordnet habe, daß ein ganzer Zug von mehr als funfzig vermummten Menſchen aus dem Biſchofhofe über den Marktplatz der Stadt öffentlich und unter Vortretung einer lärmenden Muſik gezogen ſey, und daß dieſe und noch mehr dergleichen Auftritte dem ganzen Klerus zum größten Skandal gereichten.

Der heimtückiſche Menſch! — Er wußte gar wohl, daß die Kaiſerinn nie erlaubte an heiligen Zeiten auf einem, es ſey öffentlichen, oder Privattheater Komödien oder Opern zu ſpielen. Aber geiſtliche Stükke, nämlich: Oratorien waren erlaubt. Folglich war die erſte Angabe ſchon eine Lüge, weil Iſaak ein Oratorium war. Eben ſo wußte er, daß die Kaiſerinn die Masken, — aber nur die verlarvten verboten hatte, daher bediente er ſich des Wortes: Vermummt, damit die Monarchin glauben ſollte, es wären verlarvte

Mas-

Maskeraden gewesen. — Eben so war es auch grundfalsch, daß der ganze Klerus sich darüber skandalisirt hätte; denn es war außer dem Denunzianten keiner unter den Domherrn, der nicht unsere Theater-Spektakel gesehen, und sich daran statt zu ärgern, höchlich ergötzt hätte.

Was waren die Folgen dieser Denunziation? — Der Bischof erhielt von dem Kabinets-Sekretair der Kaiserinn Baron von Pichler ein Privatschreiben, folgenden Inhalts:

Sub rosa berichte ich Euer Exzellenz, daß Dieselben bey S. M. der Kaiserinn über folgendes denunzirt sind; nämlich: Daß auf dem Theater, das im Bischofhofe errichtet ist, in der Advents- und Fastenzeit Komödien gespielt werden, welches in allen k. k. Staaten geschärft verboten ist. Ferner: daß in dem Bischofhofe das ganze Jahr hindurch nicht nur maskirte Bälle gehalten werden, sondern daß sogar zum Skandal des Groswardeiner Kleri eine ganze Truppe maskirter Personen, bey einer lärmenden Musik aus dem Bischofhofe durch die Stadt über den großen Platz gezogen wäre. S. M. werden daher vermuthlich demnächstens die Sache durch eine eigends von Wien abzuschickende Kommission untersuchen lassen. Dieser Prostitution aber können Euer Exzellenz vorbeugen, wenn Dieselben je eher je besser den Stein des Anstoßes hinwegräumen. Werden Euer Exzellenz dieses aus eigenem Antriebe thun, so stehe ich dafür, daß S. M. die Untersuchung niederschlagen werden ꝛc.

Die-

Dieſes Schreiben intimidirte den Biſchof dergeſtalt, daß er, ſo klug er ſonſt war, dennoch alle Beſinnung verlohr. Er verſchloß ſich nach der Tafel, und ließ Niemanden ganze vier Stunden vor. Endlich am Abend ließ er mich rufen, und ſagte mit einer ſehr niedergeſchlagenen Miene: Willſt Du nicht morgen mit mir nach Bellènieſs (einem dem Bisthum gehörigen Landgute, woſelbſt ein niedliches Wohnhaus war) fahren? Ich bin zu Befehl, antwortete ich. Punkt ſechs Uhr, erwiederte er, werden wir morgen früh reiſen. Mit dem Glockenſchlag ſaßen wir in dem Wagen. Schon waren wir beynahe eine Meile gefahren, und der Biſchof hatte noch keinen Laut von ſich gegeben. Endlich entſtand folgendes Geſpräch:

Ich. Euer Exzellenz ſind doch wohl nicht krank?

Er. Jawohl! mein lieber Karl! Ja wohl bin ich krank; aber nicht am Körper, ſondern am Gemüthe.

Ich. Darf ich mich erkühnen zu fragen, was E. E. am Herzen liegt?

Er. Ich habe Dich deswegen mitgenommen, um Dir meinen Kummer zu entdecken. Hierzog er des Baron Pichlers Brief hervor: Da! lies einmal!

Ich. Nachdem ich den Brief dreymal durchgeleſen hatte. Welch gottloſe Verläumdung! welch ehrvergeſſene Lügen!

Er. Lügen ſagſt Du? Iſt es etwa nicht wahr, daß zur Advents- und Faſtenzeit auf meinem Theater geſpielt worden iſt?

Ich. Distinguo! — Komödien, Trägödien, Drama, und überhaupt alle weltliche Stücke sind zu diesen Zeiten streng verboten; aber Oratorien sind erlaubt. Ich habe selbst mitten in der Fasten bey eben dem nämlichen Oratorium Isaak von Bonno's Komposition in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes, und des höchsten Adels im Orchester mitgespielt.

Er. Nun das mag seyn. Doch ist es keine Lüge, daß ich einen Ball gegeben, bey welchem eine Maskerade von einer Bauernhochzeit war — daß ich selbst einen öffentlichen Einzug in türkischer Maskerade veranstaltet habe?

Ich. In Ansehung der Maskerade eine eben so niederträchtige Lüge. Denk — Larven ohne Ausnahme sind in den k. k. Erblanden streng verboten, aber anständige Verkleidungen, als zum Beyspiel: Domino, Bauern- oder Nationaltrachten, wenn nur das Angesicht nicht verlarvt ist, sind durchgängig erlaubt. Ich selbst bin öfters auf der Redoute zu Wien bald im Domino, bald in spanischer Tracht, bald als Nobile veneziano, bald als holländischer Bauer gewesen. Da nun die Eine unserer Maskeraden in einer Bauern- die Andere in einer Nationaltracht bestand, und Keiner von den Verkleideten mit einer Larve vor dem Angesicht erschien, so ist auch hiebey nicht wider den Hofverboth gesündigt worden; folglich können E. E. hierüber nie zur geringsten Verantwortung gezogen werden.

Er. Biß sich in die Lippen und blieb stumm.

Ich. Was werden E. E. dem Baron Pichler antworten?

Er.

Er. Ich habe ihm schon geantwortet.

Ich. Doch vermuthlich, daß es eine falsche und unwahrhafte Denunziation sey?

Er. O nein! ganz was Anderes.

Ich. Nun?

Er. Daß ich ihm für seinen gütigen Wink danke, und auf der Stelle beschlossen habe — um den Stein des Anstoßes auf die Seite zu räumen — nicht nur Theater und Bälle zu kassiren, sondern auch den größten Theil meiner Kapelle zu entlassen.

Ich. Den Brief müssen E. E. wieder zerreißen.

Er. Er ist schon fort; ich habe ihn gestern Abend durch eine Stafette nach Wien expedirt.

Ich. O weh! — Verzeihen mir E. E., da haben Sie sich übereilt.

Er. Leider, Leider! habe ich mich übereilt. O hätte ich Dich doch gestern, eh ich diese unselige Antwort schrieb, rufen lassen! — Aber jetzt ist es zu spät. Du wirst selbst einsehen, daß sich nun nichts mehr ändern läßt.

Ich. Mit Achselzucken. Freylich läßt sich nichts mehr ändern. Jammerschade, daß die so gut eingerichtete Kapelle zerrissen werden soll!

Er. Ja wohl, jammerschade! — Laß uns davon abbrechen.

Um drey Uhr Nachmittags langten wir in Bellenieß an. — Nach aufgehobener Tafel sagte der Bi-

schof: Komm in einer Stunde zu mir; ich will Dir meine Entschließung bekannt machen, nach welcher Du alsdenn deine Maßregeln zu nehmen hast.

Ich kam, und Folgendes wurde gesprochen:

Er. Ich bin Willens so lange hier zu bleiben, bis meine Kapelle sich ganz zerstreut hat; denn mein Herz würde es nicht aushalten, wenn sich die braven und guten Leute bey mir beurlaubten. Dich — den Pater Michael — und die beyden Waldhornisten will ich noch behalten.

Ich. Nehmen E. E. nicht ungnädig: was soll ich hier ohne Kapelle?

Er. Als mein Freund bis an meinen Tod bey mir bleiben, den bisher gehabten Gehalt und dieselben Vortheile beziehen, und mich dafür trösten.

Ich. Nach einer Pause. E. E. werden selbst einsehen, daß ich ohne eine Kapelle mein Talent so wohl zur Violine, als zur Komposition vergraben müßte. Ich bin daher Willens auf Reisen zu gehen, und mich sodann an irgend einem Orte oder Hofe, wo es mir gefällt, zu etabliren.

Er. Dein Vorhaben ist so lobenswerth, daß ich es für Sünde halte, Dich davon abwendig zu machen. Versuche also dein Glück in der Welt, es wird Dir nirgends an Unterkommen fehlen. Solltest Du aber — dafür Dich Gott behüte — ein auf Reisen gar leicht mögliches Unglück haben, eine Hand oder einen Arm zu brechen, so komm zu mir; deinen jetzigen Gehalt wirst Du immer, so lang ich lebe, bey mir finden, und ich werde dafür sorgen, daß Du auch nach meinem To-

de nicht darben ſollſt. Morgen um eilf Uhr erwarte ich Dich in meinem Zimmer; bis dahin wirſt Du meine Anſtalten wegen der Kapelle finden.

Als ich am andern Tage kam, überreichte mir der Biſchof einige eigenhändig geſchriebene Papiere, und ſprach: Hier haſt Du die Liſte derjenigen Perſonen, die ich entlaſſe. — Hier einen Befehl an den Haushofmeiſter, nicht nur binnen drey Tagen jedem Entlaſſenen das in fünf Wochen gefällige Quartal baar, ſondern auch überdieß noch jedem ſtatt Reiſekoſten eine dreymonatliche Gage zu bezahlen — hier einen Befehl an meinen Hausſekretair, daß er jedem einen Abſchied und Zeugniß ſeines Wohlverhaltens nach beyliegendem Formular ausfertige, und mir zur Unterſchrift hieher ſchikke — hier einen Befehl an meinen Stallmeiſter, daß er euch bis Peſt Pferde und gute Wägen gebe — und hier noch einen kleinen Zettel an den Haushofmeiſter, daß er den Koch Peter Haßmann ſamt einem Lehrkoch und einem Hausknechte mit hinlänglichen Viktualien und Wein mit euch ſchicke, damit ihr bis Peſt die ſechs Tage, die ihr bis dahin zubringen werdet, mit Speiſe und Trank genugſam verſehen ſeyd.

Und nun noch eins; Verhindere, daß keiner von den Entlaſſenen hieher komme, um ſich etwa bey mir zu beurlauben; denn das würde mir nur meine Wunde wieder aufreißen. Nur Dich allein, mein Sohn! nur Dich allein will ich noch einmal hier in Bellènieſs ſehen.

Hiernächſt gönne ich jedem Entlaſſenen ſo viel Zeit, als er, um ſich zu ſeiner Reiſe zu arrangiren bedarf;

doch sähe ich auch gern, wenn Ihr alle an einem und eben demselben Tage zugleich abreisen möchtet, um so mehr, als ich alle Anstalten zu eurer Beköstigung und Bequemlichkeit bis Pest getroffen habe. Morgen früh gehst du nach Großwardein, besorgst alle meine Kommissionen; und kömmst vor deiner Abreise noch einmal zu mir. — Ich versprach es; nur erkundigte ich mich, ob ich dem Hofmeister die Ursache mittheilen dürfte, warum die Kapelle entlassen sey? Allerdings, sagte der Bischof; nicht nur der Hofmeister, sondern die ganze Stadt soll zu eurer Rechtfertigung wissen, daß ihr unverschuldet aus meinen Diensten gehet.

Man kann leicht denken, welch ein Donnerschlag meine traurige Nachricht für ganz Großwardein war. Sowohl die verabschiedete Kapelle als die Großwardeiner Innwohner wurden über diese Nachricht mismüthig; Erstere — weil sie einen so vortreflichen Dienstherrn verlohren; Letztere — weil alle angenehme Unterhaltungen, woran Jeder seinen Antheil nehmen konnte, so plötzlich in die Luft gesprengt waren, wodurch Großwardein neuerdings in die vormalige wüste Einöde umgestaltet wurde. Niemand war über diese Nachricht untröstlicher als mein lieber Pichel. Allein ich hatte während meiner Rückreise von Bellènieß nach Großwardein seinem Liebeshandel nachgedacht, und einen Plan entworfen, dessen glückliche Ausführung zwar noch im weiten Felde lag. Ohne dem Pichel ein Wort von meinem Plane zu sagen, gieng ich an dem Abende meiner Zurückkunft zu einem Domherrn, von welchem ich wußte, daß er mit dem alten Herrn von Samogy (dem Vater der Geliebten des Pichels) in enger Freundschaft lebte. Es gelang mir bald, diesen wür-

würdigen Geistlichen in Pichels Interesse zu ziehen, und er versprach mir, das Seinige beyzutragen. Da ich ihm aber vorstellte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, so verabredeten wir, daß er am folgenden Mittage den Samogy einladen wolle, und ich sollte auch da speisen.

Bey der Tafel sagte der Domherr seinem alten Freunde einige Gläser des vortreflichsten Tokayers ein, und dieser Nektar stimmte den Herrn Papa in die beste Laune. Diese benutzte der Domherr vortreflich und Samogy gab die Einwilligung zur Heurath des Pichels mit seiner Tochter. Voll Freude über die glückliche Wendung sagte ich: Herr von Samogy! Ihnen ist gewiß das alte Sprichwort: Qui cito facit, bis facit bekannt! Wie wäre es, wenn wir heute noch die Eheversprechen hielten? Samogy sprach gut deutsch, und hatte wenigstens nicht so viel Nationalhaß gegen unsere Nation. Meinetwegen! sagte er; Ich bin es zufrieden. Bravo! fiel der Domherr ein, wir wollen das Verlöbniß heute Abend bey mir halten, und ich gebe euch obendrein ein gutes Nachtmahl. Wohl! sagte der alte Herr. Hören Sie! fiel ich ein. Wir wollen aber unsere jungen Brautleute überraschen. Haben Sie die Güte, Herr von Samogy! Ihrer Fräulein Tochter kein Wort von Ihrer Einwilligung zu sagen, sondern sie blos zum Souper bey seiner Hochwürden mitzubringen. Ich will es mit Pichels eben so veranstalten. Mein Projekt gefiel, und wir verabredeten noch Eines und das Andere, um unser Verhaben desto auffallender zu machen.

Ich gieng nach Hause, suchte Pichels auf, und prepenirte ihm einen Spaziergang. Er war bereit, und

sagte: Bis um sieben Uhr Abends bin ich Ihnen zu Befehl, aber dann muß ich Sie verlassen, denn ich habe um diese Stunde meiner Caton (der Name seines Mädchens) versprochen sie zu besuchen. Während unserm Spaziergange klagte mir der Trostlose sein Unglück; ich bedauerte ihn zum Schein, und sagte ihm ungefähr das Nämliche, was er mir, als ich vormals in einer eben so betrübten Situation war, gesagt hatte. Geflißentlich lenkte ich den Spaziergang so ein, daß wir im Rückwege gleichsam zufälliger Weise bey dem Hause des obbesagten Domherrn vorbey mußten. Nach unserer Verabredung stand der Domherr wie von ungefähr am Fenster. Wir grüßten ihn; er dankte uns, und rief herab: Wo soll der Weg hingehn? Nach Hause, sagte ich. Ist denn die Neuigkeit wahr, fuhr er fort, die in der ganzen Stadt zirkulirt? Leider! antwortete ich. Ey! sprach er; kommen Sie doch Beyde ein wenig herauf, und erzählen Sie mir die Sache. Wir giengen hinauf und ich verschwieg nicht das Mindeste. Pichel ward unruhig, da es nahe an sieben Uhr war, und machte Anstalt zum Gehen, als auf einmal Samogw mit seiner Tochter eintrat. Da heute so ein schöner Tag ist, sagte er, so habe ich mir unmöglich einen Spaziergang mit meiner Tochter versagen können, um Euer Hochwürden bey dieser Gelegenheit eine Visite zu machen. Brav, sagte der Domherr; da wir in so hübscher Gesellschaft einmal beysammen sind, so dächte ich, blieben wir auch beysammen zum Souper. Wir nahmen die Einladung an, der Domherr klingelte, und befahl seinem Koch zu sagen, daß er für fünf Personen das Abendessen anrichten solle.

Ende

Endlich ſetzten wir uns zu Tiſche. Unter vielerley Diskourſen lenkte unſer Hauswirth das Geſpräch unvermerkt auf eine bekannte Heyrath. Apropos! fiel ihm der alte Samogy ins Wort; wiſſen Sie auch, daß meine Tochter ebenfalls Braut iſt? Sie ſpaſen? ſagte der Domherr. Nein, ich ſpaſe nicht, erwiederte der Alte. So wahr ich Samogy heiße, ſo wahr iſt meine Tochter Braut. Pichel und ſeine Caton erblaßten. Wer iſt denn der Bräutigam? fragte der Domherr. „Rathen Sie!“ — Der Domherr nannte wohl ſechs bis ſieben der jungen Edelleute, die ſich in- und auſſerhalb Großwardein befanden, und zögerte gefliſſentlich nach jedesmaligem Rathen. Als es keiner von ihnen war, rief der Domherr mit verſtelltem Unwillen: Ey, was ſoll ich mir erſt noch länger den Kopf zerbrechen! Mags ſeyn, wer will. Nun! verſetzte Samogy, ſo muß ich den Bräutigam ſchon ſelbſt nennen. Es iſt — es iſt — kein anderer, als — hier unſer Pichel. Beyde Verliebte ſtaunten den alten Herrn ſprachlos an. Ey zum Henker! rief dieſer, ich glaub ger, ihr zweifelt an der Wahrheit! haſtig ſtand er auf, trat zwiſchen beyde Verliebte, die neben einander ſaßen, legte ihre Hände zuſammen, und ſprach: Hier habt ihr meine Einwilligung und meinen väterlichen Segen.

Es wäre überflüſſig, die allſeitigen Empfindungen zu beſchreiben, da man ſich dieſelben ohnehin verſtellen kann. Als ſich der alte Herr wieder an ſeinen Platz geſetzt hatte, ſagte er zu Beyden: Liebe Kinder! Euch eine Prunkhochzeit zu machen, bin ich nicht Willens, das Geld dafür wird euch in der Taſche beſſer behagen. Zugleich wünſchte ich, daß euch, da ihr in der Stille getraut werden ſollt, der Biſchof vom öffentlichen Auf-

geboth dispensiren möchte. Das will ich bewirken! fiel ich ein.

Der Domherr ließ ein paar Fläschchen von seinem alten Kapital Tokayer bringen, und wir saßen im höchsten Vergnügen bis Mitternacht an der Tafel.

Am folgenden Morgen berief ich alle Entlassene von der Kapelle; wir unterredeten uns wegen Unserem versinten Abmarsche, und bestimmten denselben am zehnten Tage nach dieser Unterredung. An ebendemselben Tage schrieb ich dem Bischof, meldete ihm, daß wir in zehn Tagen abreisen würden, und fragte an, an welchem Tage ich, um mich zu beurlauben, nach Bellenieß kommen sollte? Zugleich berichtete ich die gestrige Verlobung des Pichels mit Samogy's Tochter, und bat im Namen des Vaters der Braut aus Ursache unserer baldigen Abreise um die Dispensation des gewöhnlichen Aufbittens. Der Bischof antwortete mir, daß er mich künftigen Sonnabend des Abends erwarte, und daß ich Pichels, seine Braut, und ihren Vater mitbringen solle, weil er die Brautleute selbst trauen wolle.

Man kann leicht denken, welche Freude der Vater der Braut über die Ehre, die ihm und seiner Tochter dadurch wiederfuhr, empfand!

Wir fuhren am Sonnabende nach Bellenieß. Am andern Morgen früh las der Bischof in seiner Hauskapelle eine stille Messe, und nach dieser gieng der Trauungs-Akt vor sich.

Der

Der Bischof behielt die Brautleute und uns Uebrigen bey seiner Mittagstafel. Als wir uns setzten und beyde Brautleute die Serviette aufhoben, fand jedes derselben ein Röllchen mit 50 Dukaten. Auf einem stand von des Bischofs eigener Hand geschrieben: Kleine Haussteuer auf Tischzeug — auf dem Andern: Auf Kücheneinrichtung. Beyde Brautleute stunden auf und küßten dem Bischof die Hand.

Bis um sechs Uhr Abends behielt der Bischof seine Gäste bey sich; alsdenn gab er dem Pichel den Trauschein, und entließ ihn so wie die Uebrigen mit den menschenfreundlichsten Ausdrücken seines Wohlwollens, mir aber befahl er noch da zu bleiben.

Jedermann kann sich leicht vorstellen, wie rührend unsere Beurlaubung war. Ich will sie nicht erst ganz beschreiben, sondern nur sagen, daß er, nachdem er mir anempfohlen hatte, daß ich ihm von meinen Glücksumständen Nachricht geben sollte, eine seidene Börse hervorzog, mir dieselbe gab und sagte: Das gehört zur Bestreitung der Reisekosten. Schon hatte ich den Mund geöfnet, um meinen Dank zu stammeln; aber er unterbrach mich damit, daß er mit zusammen gelegten gen Himmel empor gehobenen Händen ein stilles Gebeiß sprach, nach welchem er mir den Bischöflichen Segen mit den Schlußworten: Descendat super Te et maneat semper, gab, und ohne mich mehr anzusehen, in sein Schlafzimmer eilte.

Ich war so betäubt, daß ich wirklich nöthig hatte in die freye Luft zu eilen, um mich dadurch zu erholen. Noch heute denke ich mit dem innersten Gefühl an diesen traurigen Auftritt.

An dem bestimmten Tage unseres Abmarsches verließen wir Alle zusammen Großwardein. Unsere Reise bis Pest war natürlicher Weise bey einer so großen Gesellschaft unterhaltend genug. Ich, meine Schwester, Pichel und seine junge Frau fuhren zusammen in einem Wagen. Am siebenten Tage nach unserer angetretenen Reise trafen wir in Pest ein. Daselbst trennten sich die Uebrigen von Uns, und jeder reiste für sich. Pichel und ich aber beschlossen noch einige Tage in Pest zu verbleiben, und alsdann in Gesellschaft nach Wien zu gehen: Wir mietheten eine bequeme Landkutsche, die wir jeder zur Hälfte bezahlten, und fuhren nach Wien.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Wien. Herr v. Blanc und die Trieſter Fabriken. Meine Excurſion nach Venedig. Der köſtliche Sturm. Mein Abentheuer mit einer Solotänzerin.

Da ich eine ausgebreitete Bekanntſchaft in Wien hatte, ſo ward es mir leicht, Pichelu vier Scholaren zu verſchaffen, deren Jeder ihm monathlich drey Dukaten gaben; mithin hatte er eine ſichere Einnahme von zwölf Dukaten, ohne Nebenverdienſt durch Privatkonzerte, wozu ich ihm auch großen Vorſchub that; und alſo durfte er mit ſeiner jungen Frau nicht darben.

Den Sommer über beſchloß ich in Wien zu bleiben und zu Anfang des Herbſtes meine große Reiſe in die weite Welt anzutreten.

Einige Tage nach meiner Zurückkunft in Wien machte ich dem Grafen Spork meine Aufwartung.

Er

Er trug mir das Engagement wieder an, das sich vor meiner Abreise nach Großwardein zerschlug; allein ich lehnte es meiner vorhabenden Reisen wegen von mir ab, empfahl aber dafür meinen Freund Pichel seiner Protektion. Da nun glücklicher Weise die erste Violinistenstelle bey dem deutschen Theater vakant wurde, so gab er sie ihm. Sie trug nur 450 Fl. ein, aber Pichel nahm sie in seiner Lage mit Freuden an. Sie beschäftigte ihn nur des Abends, und also hatte er den ganzen Tag frey, und konnte Scholaren gut abwarten. Und so hatte ich denn das Glück, meinen lieben Busenfreund mit einem Einkommen von sichern 1050 Gulden jährlich versorgt und hinlänglich geborgen zu wissen.

Mit einem alten bekannten von mir, dem Herrn von Blanc, Gubernialrath in Troppau, der unvermuthet nach Wien kam und von der Kaiserin den Befehl erhalten hatte, die Fabriken in Triest zu untersuchen, reisete ich auf sein freundliches Anerbieten dorthin. Da aber seine Geschäfte wenigstens drey Wochen dauerten, so entschloß ich mich für mich allein eine Excursion nach Venedig zu machen, um meinen ehemaligen Chef, den Grafen Durazzo, zu besuchen. Das Schiff hatte so guten Wind, daß es in 13 Stunden in Venedig ankam. Aber zu meinem größten Verdruß traf ich ihn nicht an; denn er war gerade mit seiner Gemahlin nach Mayland gereist. Die Ascenta war schon vorbey. Von den aufgeführten vier Opern waren drey a Terra gegangen, nur eine hatte sich kümmerlich gehalten. Ich sah und hörte diese Oper. Allein ich fand sie so unbedeutend, daß ich nicht nur die Lust verlohr, sie noch einmal zu hören, sondern sie selbst keiner weitern Beschreibung würdig achte.

Die

Die Abweſenheit des Grafen — der Verdruß, keine gute Oper gefunden zu haben — und endlich der zur Sommerszeit in Venedig herrſchende, und jedem Ausländer beynahe unerträgliche üble Geruch der Lagunen machten mir meinen dortigen Aufenthalt ſo langweilig und ekelhaft, daß ich mich am vierten Abend nach meiner Ankunft wieder nach Trieß einſchifte. Auf dieſer meiner Rückreiſe hatten wir aber ungünſtigen Wind, der am folgenden Tage in einen kleinen Sturm ausartete und unſer Schiff viele Meilen Seeeinwärts trieb. Wer ſollte wohl glauben, daß mir dieſer widrige Wind, ſtatt mich verdrüßlich oder wohl gar furchtſam zu machen, ſehr behagte und mir ein angenehmes Abentheuer einbrachte?

Unter den Paſſagieren befand ſich ein ſchönes Mädchen in der Kajüte. Es war eine Solotänzerin, von Geburt eine Venetianerin, etwa 18 bis 19 Jahre alt, mit großen ſchwarzen, feurigen Augen. Hinein ſehen mußte man, das war nicht anders; und da es einmal geſchehen war, ſo war es mir unmöglich, wieder wegzuſehen. Das war der ganz ſimple Anfang meines verliebten Abentheuers, das ſich mit dem anziehenden, ſchalkhaften Mädchen beym erſten Eintritte in das Schiff entſpann. Sie hatte außer ihrem Bedienten noch eine Mutter bey ſich, wie man in Italien die betagten Frauen nennt, die des Wohlſtands halber junge Frauenzimmer für Geld begleiten und die ſie in fremder Geſellſchaft für ihre Mutter ausgeben, unter vier Augen aber im eigentlichen Verſtande ihre Zofen ſind. Da ſie nun als erſte Tänzerin nach Wien verſchrieben war, ſo erleichterte das unſere Bekanntſchaft. Ich bot ihr meine ergebenſten Dienſte in meinem Geburtsorte an,

und da sie, wie sie sagte, Deutschland zum erstenmale betrat, so hatte sie die erstaunliche Güte, meine Anerbietungen anzunehmen; ja sie war sogar so großmüthig zu gestehen, daß sie sich glücklich schätze einen Freund zu finden, der beym ersten Anblick ihr ganzes Vertrauen an sich gerissen hätte. —

Denn widerstehe, wer da kann. Kaum waren zwey Stunden verflossen, so waren wir weiter, als rechtliche Leute, die weniger schnell in neue Verhältnisse hinein zu segeln gewohnt sind, und in zwey Monathen zu kommen pflegen. Wenigstens waren wir schon auf der Linie von Schwester und Bruder. Wer hätte auch nicht solch eine schöne Schwester haben wollen! Diese hier hatte ein so reizendes Gesicht, war ein so proportionirtes schlankes Figürchen und ihr munterer, degagirter und naiver Humor, zu welchem sich ihr venetianischer Dialekt allerliebst ausnahm, war so unwiderstehlich, daß man zum allerwenigsten die Freyheit der Verwandschaft sich erringen mußte. Ich nenne ihren Namen ausdrücklich nicht; denn er ist wie ihr Talent nachher nur zu sehr bekannt geworden.

Am folgenden Tage, als der Wind sich bis zum Sturme erhob, als das Schiff hin und her schwankte und das Mädchen bey jeder Bewegung zusammen zu stürzen in Gefahr lief, da nahm ich sie Mitleidsvoll in meinen Arm und hielt sie fest und immer fester, und das schüchterne Geschöpf schmiegte sich so sehr an mich heran, daß ich den sehen will, der dabey ein gleichgültiger Passagier bleiben soll.

Der Sturm hatte uns so weit verschlagen, daß wir erst am vierten Tage nach Triest kamen. Was konnte

ich

ich eiligeres thun, als veranstalten, daß sie in dem nämlichen Gasthof, wo ich und Blanc wohnten, einkehrte? Sie that es. Sie that mehr; sie ließ sich bereden, drey Tage in Triest zu bleiben, und da ward denn auf festem Lande benutzt, was wir auf der offenen See so schön eingeleitet hatten. Um uns so viel, und so oft als möglich zu sehen, speißten wir Mittags, speißten wir Abends mit einander. Blanc kommissionirte für seine Kaiserin in seinen Fabriken; ich für meine Königin zu Hause. Sie bat mich, ihr einen neuen und bequemen Reisewagen zu behandeln. Am folgenden Morgen fand ich einen fertig stehen und ward des Preises einig. Aber, um sie noch einige Tage länger in Triest aufzuhalten, war ich schlau genug, ihr weiß zu machen, daß der Wagen erst in sechs Tagen fertig seyn würde. Sie mußte sich also schon bequemen, so lange da zu bleiben. Wie sechs Stunden verflossen mir diese sechs Tage im Taumel der Freude. Doch — daß ich nicht zu viel verrathe!

Sie gieng nach Wien voraus, und ich kam mit Blanc, der erst nach acht Tagen mit seinen Geschäften zu Ende war, hinterdrein. Was schimpfte ich während dieser Zeit auf alle Fabriken in der Welt! Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich das schöne reizende Geschöpf wieder sehen würde. Wir kamen ziemlich in der Nacht in Wien an; aber ich ruhte und rastete nicht, bis ich noch an demselben Abend ihre Wohnung ausgefersch: hatte. Sie hatte eine unbeschreibliche Freude mich noch eher wieder zu sehen, als sie vermuthet hatte und ich mußte bey ihr soupiren. —

Ungefähr zehn Tage nach meiner Zurückkunft trat sie in einem neuen Ballet zum erstenmale auf, und

nicht nur ihre reizende Gestalt, sondern auch ihr außerordentliches Talent riß das Publikum zum höchsten Enthusiasmus fort. Noch nie hatte weder eine Sängerin noch Tänzerin so einen ausgezeichneten Beyfall erhalten. Wer kann sich, ohne es selbst geschmeckt zu haben, das Vergnügen vorstellen, sich von einem solchen Mädchen begünstigt zu wissen, deren Reize durch den vortheilhaften Theateranzug erhöht, deren Gestalt, des Meißels eines Pygmalions würdig, durch so mannigfaltige mahlerische Gruppen, deren schönes ausdrucksvolles Gesicht durch ein unendlich süßes Mienenspiel noch mehr verherrlicht wurden; und deren kleinste ihrer Bewegungen nicht nur das Heer der Gecken und Stutzer verschlang, sondern für die auch solide Jünglinge, Männer und Greise empfanden? Wer ist im Stande, die Wonne dessen zu fühlen, der stolz zu sich selbst sagen kann: Siehe! das Mädchen, um dessen Besitz Wollüstlinge mit Equipägen und Ordensbändern bahlen — bey welcher Verschwender für jede Schäferstunde eine Herrschaft um die andere gern vergeuden würden — das fast jeden geschwornen Eheverächter sein Keuschheitsgelübde bereuen zu machen im Stande ist — das Mädchen ist dein!

Der Leser halte mir es zu Gute, wenn mein bleiches Gesicht noch jetzt bey dieser Erinnerung glüht; wenn ich in meinem sechzigsten Jahre meinen damaligen Jugendtraum mit so frischen Farben mahle. Ich war unsinnig, ich war strafbar, ich weiß es wohl; aber verdamme mich, wer streng genug dazu seyn kann.

Obschon ich mir vorgenommen hatte, aus meiner Intrigue ein strenges Geheimniß zu machen, so war es

ls mir doch durchaus unmöglich. Ich vertraute also einem meiner biederſten Freunde mein großes Glück, wie ich Pinſk damals eine ſehr unmoraliſche Handlung nannte, in der Zuverſicht, daß er mir von Herzen dazu gratulieren und vielleicht gar mich darum beneiden würde. Allein wie erſtaunte ich, als dieſer verehrungswürdige Freund (warum ſoll ich den Namen dieſes Rechtſchaffenen, dieſes meines Schutzengels, warum den Herrn von Demuth nicht nennen?) mein Geſtändniß mit Mißbilligung anhörte und mir ſo in die Seele ſprach: „Pfuy, ſchäme Dich, Ditters! Du biſt jetzt dreißig Jahr, in einem Alter, wo Du deiner Reiſen, deiner Kunſt wegen keinen Augenblick mehr zu verſchwenden haſt, und mitten in deiner beſten Künſtlerlaufbahn begehſt Du die Raſerey, Dich an ein Mädchen und an ſolch ein Mädchen zu hängen, um deine künftige Wohlfahrt, deine Geſundheit, deine Ehre aufs Spiel zu ſetzen? — Folge meinem Rathe! ſey Mann! Reiße Dich aus den Armen dieſes verführeriſchen Geſchöpfs und mache Dich los von einer ſträflichen Leidenſchaft! — Gehe in die Welt! Haſt Du Gelegenheit an irgend einem Hofe, wo es Dir am beſten gefällt, ein ſicheres Brod zu finden, ſo ſchlag ein! Dann heirathe ein tugendhaftes Mädchen und — werde Vater! Behagt Dir mein Rath nicht, ſo ſind wir geſchiedene Leute.“ —

So ſehr mich dieſe Worte erſchütterten und alle meine Empfindung im erſten Augenblick ſich dagegen aufregte, ſo ward ich doch bald, bey kälterem Nachdenken, von den redlichen Grundſätzen meines würdigen Freundes — Friede ſey mit ſeiner Aſche! — überzeugt. Seine wenigen aber nachdrücklichen Worte

prägten ſich feſt meiner Seele ein; die Schuppen fielen mir von den Augen und — ich ſah die Syrene nicht mehr.

Anderthalb Jahre nachher erhielt ich von meinem Freunde die Nachricht, daß dieſe Tänzerin mit einem ſehr reichen und bekannten Grafen N. N., aus einer ſehr ausgezeichneten Familie, eine Intrigue gehabt, bey welcher ſich dieſer ſo ruinirt habe, daß er nicht nur, ſtatt ſeiner ehemaligen prächtigen Equipage, zu Fuße gehen, ſondern ſogar von den wohlthätigen Scherflein, die andere Kavaliere zuſammen trügen, leben müſſe. Dies ſey der Kaiſerin zu Ohren gekommen; ſie hätte daher dieſe signora prima Ballerina unvermuthet in einer Nacht durch die Polizey aufheben und ſie mit allem ihren baaren Gelde, ihren Nippes und Juwelen bis an die italieniſche Grenze bringen laſſen.

## Neunzehntes Kapitel.

Graf Lamberg. Der Fürstbischof von Breslau. Mein Engagement. Hirschjagd. Ich werde Eques auratus. Friedrich 2 in Roßwalde. Graf Hoditz. Leutseligkeit des Kronprinzen gegen mich. Meine Promotion zum Forstmeister.

Auf meiner Triester Reise hatte ich die Bekanntschaft des Grafen Lamberg, Präsident und Chef des Kaiserl. Herzogthums Schlesien, gemacht. Er kam von seinen Gütern unweit Laibach nach Wien, um nach seinem Departement nach Troppau zu gehen, und ich machte ihm meine Aufwartung. Wie wäre es, sagte er, als er von meinem Vorsatze zu reisen hörte, wenn Sie Ihre erste Excursion über Troppau machten und mit mir dahin führen? Alsdann nehmen Sie Ihre Route über Warschau, Danzig, Hamburg, die Niederlande, Holland, England und Frankreich, dann zurück an die Höfe im römischen Reiche u. s. w.

Der Vorschlag behagte mir nicht übel, und am vierten Tage darauf saß ich mit ihm in seinem Wagen.

Er war reich, hatte keine Kinder und machte daher in Troppau einen Aufwand, den niemand ihm nachthun konnte. Beständig gab er große Tafel, Assemblees und Konzerte. Außer ihm war noch ein Graf Chorinsky daselbst, der sowohl im östreichischen als preußischen Schlesien begütert war und sich eine sehr artige Kapelle hielt. Mit Hülfe dieser und anderer Musiker von Troppau brachte ich ein zwar kleines, aber doch zur Noth besetztes Orchester zusammen.

Bald darauf kam der Fürstbischof von Breslau, der damals auf seinen im kaiserlichen Schlesien gelegenen Bisthumsgütern in Johannisberg wohnte, nach Troppau, um dem Chef des Landes einen Besuch zu machen. Bey dem Konzerte, das ihm zu Ehren gegeben wurde, sagte mir der Fürst viel Verbindliches über mein Spielen und über meine Kompositionen, und am dritten Tage nachher war ich mit ihm zur Tafel. Er war von Natur sehr gesprächig, und als ein außerordentlicher Liebhaber der Musik unterhielt er sich während der Tafel größtentheils mit mir, und wußte mir nicht nur meinen ganzen bisherigen Lebenslauf, sondern auch meinen Plan für die Zukunft abzufragen, wobey er mir nicht verhielt, daß er vormals, als er noch in bessern Umständen gewesen wäre und in Breslau residirt hätte, daselbst nicht nur eine große Kapelle gehalten, sondern auch verschiedene Kastraten, unter andern den bekannten Quadagni, in seinem Diensten gehabt hätte.

Es wird vielen Lesern aus gedruckten Blättern bekannt seyn, wie und wodurch der Fürstbischof von Breslau bey Friedrich dem zweyten in Unguade fiel. Allein diese Blätter sind gröstentheils in preußischen Ländern herausgekommen und alles ist darin mit zu schwarzen Farben aufgetragen. Ich glaube also nichts Ueberflüßiges zu thun, wenn ich die Sache erzähle, wie ich sie aus dem Munde des Grafen Lamberg habe.

Der Fürstbischof war aus der ansehnlichen Familie der Grafen Schafgotsch. Sein Vater, der oberster Landsdirektor, gleichsam Vicekönig in Schlesien war, als es noch allein dem östreichischen Hause gehörte, resignirte auf seinen Amtsposten bey der ersten Besitznahme Friedrichs 2. von Schlesien 1740, und zog sich mit Erlaubniß des Königs auf seine große Herrschaft Warmbrunn an dem schlesischen Riesengebürge, wo er noch viele Jahre lebte, zurück. Der König, der schlau genug war, die schlesischen Stände so wie die Unterthanen, hauptsächlich aber die Katholiken an sich zu ziehen, gewann große Vorliebe für den Sohn desselben, den damaligen Domherrn und Prälaten, machte ihn zum Coadjutor und, nach dem bald darauf erfolgten Hintritte des Bischofs und Kardinals Sinzendorf, zum Bischof von Breslau, welcher allemal auch regierender Fürst des Fürstenthums Neisse und Herzog des Herzogthums Grottkau ist. Der König lebte mit dem Bischof auf einem so freundschaftlichen Fuß, daß er ihn alle Jahre auf einige Monathe nach Berlin oder Potzdamm kommen ließ. Diese Vertraulichkeit währte viele Jahre ununterbrochen fort. Auch zu Anfang des siebenjährigen Krieges hielt sie noch aus. Nachdem des Königs

ſieggewohnte Armee in das Innerſte von Böhmen gedrungen, die kaiſerlichen Truppen geſchlagen und gezwungen hatte, ſich in Prag zu werfen, auch Prag belagerte und endlich nach Oeſtreich vorzurücken in Begriff war, geſchahe die Bataille von Kollin, die der König verlohr. Das Glück der Waffen ſchlug ſich auf Seiten der Oeſtreicher, dergeſtalt, daß ſie die Preußen nicht allein aus Böhmen herausſchlugen, ſondern auch bis in das Herz von Schleſien vordrangen und nach der Bataille bey Breslau ſich dieſer Hauptſtadt wieder bemächtigten. Jedermann, ſelbſt der König gab Schleſien für immer und ewig verlohren. Alle ſchleſiſche katholiſche Geiſtliche und Unterthanen, die der Religion wegen immer gut kaiſerlich geſinnt geweſen waren, gaben hierüber ihren Jubel zu erkennen, und auch der Fürſtbiſchof legte bey dieſer Gelegenheit nicht nur zu voreilige, ſondern auch zu auffallende Zeichen ſeiner Freude hierüber an den Tag.

Unterdeß gab die kaiſerl. Generalität in Breslau, die gegen den Fürſtbiſchof, als ehemaligen Günſtling des Königs, mißtrauiſch war, demſelben den Rath, ſich bis nach Ausgang des Krieges nach Rom zu begeben. Während er dort war, ſchlug das Kriegsglück wieder um. Er kehrte zurück, ſetzte ſich nach Nikolsburg und Mähren und harrte dem Ausgange des Krieges entgegen. Hier ſchrieb er an den König und wandte alles Mögliche an, ſich mit dem König wieder auszuſöhnen. Allein er erhielt dafür jenen bekannten Brief, worin ihm der König nicht nur ſeine Undankbarkeit verwarf, ſondern ihn auch einen treuloſen Verräther ſchalt, den er in ſeinen Staaten nicht dulden könne und der Schande des eigenen Bewußtſeyns überlaſſen wolle. Der Fürſt-

biſchof

bischof hat beym kaiserlichen Hofe um Fürsprache und der König gab auf dessen Vermittelung dahin nach, daß er wieder nach Schlesien kommen dürfe.

Da man aber kein Beyspiel hat, daß sich Friedrich 2. mit dem, der einmal in Ungnade gefallen war, je wieder ausgesöhnt hätte, so durfte der F. B. auch keine Rekonziliation hoffen. Schon an der Grenze erhielt er den Verbot, nicht nach Breslau zu kommen, und es wurde ihm dafür Oppeln — ein kleines miserables Städtchen in Oberschlesien — zu seinem Wohnsitze angewiesen. Aus Mangel eines Quartiers daselbst mußte er ins Minoriten-Kloster ziehen und sich dort mit ein paar elenden Zimmern behelfen. Ob man ihm gleich schriftlich erklärte, daß er kein Staatsgefangner wäre, so war sein Schicksal doch nicht viel besser. Im ersten Quartal bezog er die Einkünfte im preuß. Schlesien für voll; im zweyten aber wurden ihm die Hälfte, im dritten Dreyviertheile verabfolgt, und endlich im letzten wurden ihm gar die sämmtlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Eben so wurde seine bischöfliche Gewalt so beschränkt, daß er nicht einmal eine vakante Pfarre, ohne Genehmigung des schlesischen Ministers, besetzen konnte.

Weil der F. B. sich nun immer mehr und mehr gequält sah und nicht die mindeste Hoffnung hatte, sein Schicksal, so lange der König lebte, erleichtert zu sehen, so ließ er alles Jenseitige, sowohl an Einkünften, als eigenen prächtigen Mobiliarschaften im Stich, flüchtete sich in das kaiserliche Schlesien und lebte da nun schon an die zwey Jahre blos von den Einkünfte der diesseitigen Güter von Johannisberg, welche in Allen

nur 13 bis 14000 Gulden betrugen, während seine Einkünfte sich ehemals auf 100,000 Gulden belaufen hatten.

Einst kehrte ich von einer groſsen Feierlichkeit auf der Herrschaft des berühmten Grafen Hoditz — Roſswalde, nach Troppau zurück, und fand den Gewissensrath des Fürstbischofs, Padre Pintus, der vom Fürsten eigends an mich abgeschickt werden war, um mich in seinem Namen zu fragen, ob ich mich wohl entschlieſsen könne, gegen ein anständiges Honorar, diesen kommenden Winter auf Johannisberg zuzubringen, und dem Fürsten ungefähr das zu seyn, was David dem Saul war, als er letzterm durch sein Saitenspiel in trüben Stunden aufheiterte? — 'Der Fürst, sagte er, habe zwar keine Kapelle; aber, da sich einige Bediente, ein paar Schreiber der Beamten und noch etliche Leute in Johannisberg befänden, die musikalisch wären, so könne ein kleines Orchester von acht Personen, jedoch ohne Blasinstrumente aufgebracht werden; übrigens habe er den Auftrag, mir des Fürsten freye Tafel, Frühstück, freye Wohnung im Schlosse, freyen Unterhalt für meinen Bedienten und endlich Monatlich 25 Dukaten zu offeriren; doch solle ich mich binnen drey Tagen bestimmt darüber erklären. —

Während dieser Frist überlegte ich die Sache, und — engagirte mich, sieben Monathe lang, nämlich vom ersten November 1769 bis letzten May 1770, in Johannisberg zu bleiben.

Einen Vorfall während dieser Zeit kann ich nicht unerwähnt lassen, weil er der Grund wurde, warum ich

ich meinen ganzen Reiſeplan aufgab und weil er überhaupt auf das ganze nachmalige Schickſal meines Lebens den unmittelbarſten Einfluß gehabt hat.

Der Fürſtbiſchof ſtellte im September eine dreytägige groſſe Hirſchjagd im Zeug an, wozu er außer dem Grafen Larisch, (dem Schwiegerſohn vom Grafen Hoditz) und dem Guvernialrath von Blanc, von dem ich ſchon einmal geſprochen, auch mich einlud. Ich erhielt ein paar der beſten Kugelbüchſen und war ſo glücklich, gleich am erſten Tage ſieben Kapital-Hirſche und zwey Rehböcke, und überdies noch zwey Füchſe damit zu erlegen. Am folgenden Morgen graute noch der Tag, als wir ſchon aufſaßen, und wir hatten gute fünf Stunden zu reiten, ehe wir ins hohe Gebirge nach dem beſtimmten Standpunkte ankamen. Die Jagd dauerte bis tief in den Abend hinein, und wir blieben über Nacht im Gebirge in einer dazu errichteten Jägerhütte. Während wir uns alle, Gäſte und Jägerparthey, welches ein Perſonale von 50 Köpfen gab, um ein in der Mitte befindliches Feuer lagerten, das die Jäger beſtändig unterhalten mußten, beſprach ich mich einen groſſen Theil der Nacht hindurch mit dem Oberjäger und ſeiner untergebenen Jägerparthey, und da ich ſchon zu Schleßhof, theils durch eigene Erfahrung, theils durch vortrefliche Bücher und den Umgang mit dem dortigen Oberjäger mir einige Kenntniſſe vom Jagd- und Forſtweſen erworben und mich nachher ſelbſt in Gestwardein mit hoher und niederer Jagd beſchäftigt hatte, ſo erregte ich bey dieſen Leuten einen Grad von Verwunderung, der endlich in ein komiſches Erſtaunen übergieng. Am dritten Tage zog ſich die Jagd in flachere Waldungen, und es gelang mir, mich wieder durch

manchen glücklichen Schuß auf Rehe und Füchse auszuzeichnen.

Als der Fürst vor der Tafel, jeden seiner Jagdgäste fragte, was er erlegt hätte und die Reihe an mich kam, da ließ mich der Oberjäger nicht zum Worte kommen, sondern erzählte groß und breit von meinen Heldenthaten und setzte endlich hinzu: Ew. Durchlaucht können glauben, daß nicht nur ich sondern alle fürstliche Waldbereiter und Jäger bereit sind ein Zeugniß auszustellen, daß dieser Herr da alle Fähigkeit besitzt, an jedem Hofe die erste Jagd- und Forststelle zu bekleiden.

Diese Worte waren nicht umsonst gesagt, sondern hatten nach langer Zeit noch die Folge, daß mir eine Stelle übertragen wurde, bey welcher Kenntnisse von Holz- und Forstwesen erforderlich waren, und wodurch ich mich hier für immer fixirte, wie ich weiter unten sagen werde.

An diesem Tage fiel auch das Gespräch auf meine Reise, die ich mit Glück gemacht hatte und der Fürst fragte mich, was es für eine Bewandniß mit seinem Chevalier-titel habe und ob er von Adel sey? Ich gab ihm darüber gehörige Auskunft. Er ward nachdenkend und entfernte sich von der Gesellschaft. Nach dem Souper fragte er mich, ob ich Messen und auch italienische Singsachen komponirt habe und, als ich es bejahete, bat er mich sehr verbindlich ihm eine meiner besten Messen, eine italienische Arie, ein Violinkonzert und eine Sinfonie in Partitur schreiben zu lassen und ihm das Alles nach Johannisberg zu schicken. Ich ermangelte nicht, es sobald als möglich von Troppau aus zu besor-

ſorgen, ohne etwas für die Kopiatur zu liquidiren. Der Fürſt antwortete mir, daß er meine Muſikalien zwar erhalten habe, aber da ich das Schreiberlohn anzuſezzen vergeſſen, ſo lege er etwas dafür — es waren 20 Dukaten — bey; auch gab er mir Nachricht, daß am letzten Oktober Wagen und Pferde in Troppau eintreffen würden, um mich nach Johannisberg zu bringen.

Als ich nun hier ankam, fand ich das, was ſich ſo Muſiker nennen ließ, ſo erbärmlich, daß mir vor dieſer Kapelle von zehn Perſonen, mich mit eingeſchloſſen, gar ſehr ekelte. Aber was war zu machen? — Ich mußte damit vorlieb nehmen. Durch beſtändige Uebung und Korrektionen brachte ichs indeſſen doch endlich dahin, daß man uns nach Verlauf eines Monaths ohne Grauſen hören konnte.

Am Neujahrsmorgen verfügte ich mich mit dem Padre Pintus zum Fürſten, um ihm die gewöhnliche Gratulation abzuſtatten. Wie ward ich überraſcht, als er ſogleich nach meinem Eintritt aus ſeinem Büreau ein vierfach zuſammen gelegtes Pergament hervorzog und es mir mit den Worten überreichte: lieber Ditters, man hat mir von Rom aus die Kommiſſion gegeben, Ihnen dies hier zum Neujahrsgeſchenk zu machen. — Und es war? — ein Diplom, was er durch den Kardinal Archinto hatte von Rom kommen laſſen, worin ich, nach geſchehener Approbation meiner überſandten Kompoſitionen, zum Ordensritter vom goldenen Sporn erhoben worden war. Zugleich zog der Fürſt aus einem Schächtelchen das Ordenskreuz hervor, das an einem Ponceau-rothen Bande hieng, und, indem er es mir eigenhändig anzuhängen geſchäftig war, ſagte

er

er vergnügt hinzu: Nun sind Sie so gut Chevalier, als es der Gluck ist, und als Eques aureatus ac Sacri Palatii et aulae Lateranensis Comes haben Sie, wenn Sie nach Rom kommen, das Recht, gleich jedem gebornen Kavalier vom ersten Range, in den päbstlichen Pallast einzutreten und bey allen öffentlichen Funktionen gegenwärtig zu seyn. — Man denke sich meinen kleinen Freudenrausch unter den Händen des gütigen Fürsten, der dies Alles schon vor vierzehn Tagen erhalten, aber bis heute verschoben hatte, um mich damit zum Neuen Jahre zu überraschen!

Bey allen diesen Gnadenbezeugungen, bey aller der leutseligen und menschenfreundlichen Begegnung, womit mich der Fürst beehrte, wurde mir doch die Einförmigkeit in Johannisberg lästig und ich sehnte mich nach dem Ende des Mays, um mein Engagement los zu werden und zum bevorstehenden Sommer meine Reise anzutreten. Aber als wenn es durchaus nicht hätte seyn sollen, erhielt ich unvermuthet eine Einladung vom Graf Hoditz nach Roßwalde zu kommen, die sich schlechterdings nicht abschlagen ließ, und da war ich also wieder genöthigt, meine Reise wenigstens bis zum Herbst zu verschieben.

Die Veranlassung zu dieser Einladung war ein Besuch, welchen König Friedrich 2 dem Grafen daselbst abstatten wollte. Er hatte ihn schon im siebenjährigen Kriege kennen gelernt, und hielt ihn als einen Philosophen sehr hoch. Kaiser Joseph 2 hatte dem König bekanntlich 1769 in Neiße eine Visite gemacht, und da dieser dem Kaiser versprochen hatte, ihm seinen Gegenbesuch im künftigen Sommer zu Mährisch-Neustadt unweit

weit Ollmütz zu machen; so schrieb der König, wolle er bey dieser Gelegenheit seine Marschroute so einrichten, daß er sowohl im Hinwege, als im Rückwege jedesmal in Roßwalde übernachten würde. Der Zweck, warum ich nun vom Grafen dazu eingeladen wurde, war, um zu verschiedenen Spektakeln, die er präparirte, meine Hand zu bieten. Vierzehn Tage vor der Ankunft des Königs erschien ich denn also, und arrangirte Alles nach den erfindungsreichen Planen dieses würdigen Mannes, so gut ichs vermogte.

Genau am bestimmten Tage Nachmittags um vier Uhr traf der König in Roßwalde ein. In seinem Gefolge waren der Kronprinz — Prinz Friedrich August und Prinz Leopold von Braunschweig, welcher letztere nachher zu Frankfurt an der Oder ertrank, und der General Lentulus.

Bald nach der Ankunft dieser hohen Herrschaften schlug der Graf dem Könige eine Promenade im Garten vor, welche er auch annahm. Während des Spazierganges ward er durch kleine unvermuthete Spektakel, ein Ballet z. B. auf einem lebendigen Theater, das die Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum vorstellte — durch ein Fest der Druiden — insonderheit aber durch eine Pygmäenstadt überrascht, über welche er sich außerordentlich amüsirte. Mit Sonnenuntergang retirirte er sich und gieng zu Bette; sein Gefolge aber blieb.

An beyden Seiten des Chinesischen Gartens, das der Graf sehr geschmackvoll hatte illuminiren lasse, waren zwey Grotten mit der transparenten Ueberschrift: ö st-

rei-

reichische Grotte und preußische Grotte angebracht. Auf die Frage des Grafen an den Kronprinzen: in welcher dieser Grotten es ihm gefällig wäre, ein kleines Konzert zu hören; antwortete er: ich habe heute das Vergnügen in den östreichischen Staaten zu seyn, und also wird es mich sehr freuen, das Konzert in der östreichischen Grotte zu hören. — Es ward also darin veranstaltet.

Das Orchester war nicht übel; denn ich hatte die beyden kleinen Kapellen der Grafen Hoditz und Chorinsky zusammen geschmolzen. Beym Eintritt der Prinzen begann eine Sinfonie von mir, nach welcher ich ein Konzert spielte. Gleich nach diesem trat der Kronprinz mit den Worten zu mir: Ihr Name und Ihr Talent sind mir schon bekannt, denn ich besitze verschiedene Stücke von Ihrer Arbeit. Es freut mich Sie auch von Person kennen zu lernen. „Spätethin bat er mich, noch etwas zu spielen, und als ich eine Sonate, wirklich mit Liebe und Enthusiasmus, gespielt hatte, sagte er mir so mancherley Verbindliches, was sich ohne Unbescheidenheit nicht wiederholen läßt. Man muß den Herrn gekannt haben, um zu wissen, wie fein und verbindlich er gegen Künstler, die er schätzte, seyn konnte.

Am folgenden Morgen sehr frühzeitig fuhr der König mit seiner kleinen Suite nach Neustadt, von woselbst er nach wenigen Tagen zum Mittagsmahl wieder in Roßwalde eintraf. Nach der Tafel schickte der Kronprinz nach mir und fragte mich, was für Spektakel im Bereitschaft wären? Ich nannte sie ihm; allein er bat mich dafür lieber ein Konzert zu veranstalten und mich

dabey

haben hören zu lassen. Es geschah und ich spielte dreymal vor ihm. „Nach geendigtem Konzert kam Graf Hoditz aus den Zimmern des Königs und proponirte dem Prinzen einige kleine Spektakel, welche der Kronprinz aber alle verbat, weil, wie er sagte, der König die Abreise Morgen früh um zwey Uhr angesetzt habe. Endlich wandte er sich zu mir, trat mit mir an ein Fenster und beehrte mich sehr gnädig mit verschiedenen Fragen, die auf die Kunst und bekannte Künstler Bezug hatten. Endlich als ich ihm von meinem Vorhaben zu reisen erzählte, sagte er in dem verbindlichsten Tone: Gehen Sie auf Ihrer Tour ja nicht Berlin vorbey; ich werde suchen Ihnen Ihren Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen! —

Der König bezeugte sich gegen den Grafen sehr généreux. Er erhielt von diesem seinem hohen Gaste eine große goldene viereckigte Tabatiere reich mit Brillianten besetzt und mit dem Portrait des Königs geziert; und in derselben lag ein zusammengelegtes Quartblatt, worauf von des Königs eigener Hand geschrieben stand:

„Unser Etatsminister wird bey Angesicht dessen alsogleich 10,000 Thaler an den Grafen Albrecht Hoditz bezahlen. Friedrich."

Ich verweilte noch zwey Tage nachher in Rosswalde, gieng sodann wider nach Johannisberg, und machte nun in allem Ernste Anstalten zu meiner Reise, die ich bestimmt für den October festsetzte. Meine erste Exkursion sollte nach Berlin gehen, wohin ich so eben vom Kronprinzen in den gnädigsten Ausdrücken einge-

 laden

laden worden wär. Allein — mein Geschick wollte es durchaus mit mir anders.

Eines Tages lud mich der Landeshauptmann Baron Zedlitz, ein weitläufiger Verwandter des Fürstbischofs, zu sich und erklärte mir nach allerhand verbindlichen Eingängen, daß der Fürst mich Zeitlebens in seinem Dienste zu behalten wünsche. Ich lehnte es aus dem Grunde von mir ab, weil ich während Lebzeiten des Fürsten meine besten Jahre hier versitzen würde, ohne die tröstliche Ueberzeugung zu haben, in meinem Alter versorgt zu seyn. Allein dafür ist gesorgt, erwiederte er. Der Fürst will Ihnen den Posten eines Forstmeisters des diesseitigen Fürstenthums Neisse verleihen, er hat sich bereits vom Oberjäger sowohl, als von der ganzen Jagdparthey ein schriftlich bestätigtes Zeugniß Ihrer Fähigkeit im Forst- und Jagdwesen geben lassen, und das Domkapitel ist bereit, Ihre Anstellung zu genehmigen. Und hiermit zog er ein Schreiben hervor, in welchem klar und deutlich stand, daß das Domkapitel vollkommen geneigt sey, mir darüber die kapitularische Rekognition zu ertheilen. Diese schloß eo ipso zugleich die Bestätigung in diesem Posten, auch nach dem Tode eines Fürstbischoffs in sich, wie denn in solcher Rekognition jedesmal die Worte enthalten waren: „Wir bestätigen denselben auch dergestalt, „daß er nach dem Hintritte eines zeitlichen Fürstbischoffs „immediate an Uns so lange verpflichtet stehe, bis er „von Uns an den nachfolgenden Bischoff angewiesen „wird." — Das Gehalt, das mir angeboten wurde, war ansehnlich. Es bestand in 600 Fl. Salair und 900 Fl. Stammgeld, mithin in 1500 Fl. Dabey ward mir die Anwartschaft auf die erste im Bisthum erle-

erledigte Amtshauptmannsſtelle, wodurch meine Lage dereinſt noch um vieles verbeſſert werden ſollte, und die Beybehaltung aller bisherigen Emolumente an Wohnung, Tafel, Frühſtück u. ſ. w. zugeſichert.

Das war alles recht ſchön. Aber die erbärmliche Lage, worin ſich die fürſtliche Kapelle befand, wenn man anders eine Handvoll Leute ſo nennen kann, war das Einzige noch, was es mir unmöglich machte dabey aushalten zu können. Allein man bedeutete mir, daß, indem von meinem bisherigen Gehalt von 1200 Fl. die Hälfte den fürſtlichen Renten zu gute kam und, durch Erhöhung des Holzpreiſes, derſelben ebenfals noch 900 Fl. zuwachſen, dem Fürſten noch reine 1500 Fl. übrig blieben, die er willens ſey, auf die Verbeſſerung der Kapelle zu verwenden, gleich wie er auch die Summe von 1900 Fl., die man ausgemittelt gehabt hätte, um eine kleine Stuterey anzulegen und den eingegangenen Thiergarten wieder herzuſtellen, dazu beſtimmen wolle. Auch ſolle die Einrichtung getroffen werden, die Hausleute, die nicht muſikaliſch wären, bey den Aemtern zu verſorgen und muſikaliſche dafür anzunehmen. O es vergnügte mich und gab mir gute Hoffnung.

Bey allen ſolchen Ausſichten bekämpfen ſich endlich Neigungen und Bedenklichkeiten leicht. Wir giengen alſo beyde zum Fürſten, beſprachen mit ihm jeden Punkt, und nachdem alles ins Reine gebracht war, nahm ich die Dienſtanerbietung förmlich und mit dem größten Danke an und leiſtete von nun an gänzlich Verzicht auf das Projekt meiner Reiſe. Den Tag darauf erhielt ich mein Anſtellungs-Dekret und einen Beſtallungsbrief

über meine Einkünfte. Beydes ward bald nachher vom Domkapitel in Breslau förmlich bestätigt. Nicht lange darauf legte ich vor der fürstlichen Regierung in Gegenwart der gesammten Jägerpartey den Eid der Treue ab; der Landshauptmann stellte mich ihnen als ihren nunmehrigen Chef vor, worauf sie mir denselben wiederum leisten mußten. Und so war ich nun also würklicher bestallter Forstmeister des diesseitigen Fürstenthums Neisse.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Das ovale Theater im Thurm. Mein Oratorium Davide. Meine kom. Oper Il viaggiatore americano. Dem. Nicolini. Meine ehrbare Heirath.

Ob ich gleich alle schleunige Anstalten machte, so vergieng doch eine geraume Zeit, ehe ich meine sehr kleine Kapelle einigermaßen in Stand brachte. Sie bestand, mich mit eingerechnet, aus 17 Personen, davon 11 ordentlich salarirt waren; die andern aber waren Leute, die zum gewöhnlichen Haus-Etat gehörten.

Mein Steckenpferd wieherte und stellte sich so lange ungeberdig, bis ich einen Versuch machte, dasselbe besteigen zu können. Ich will sagen, ich konnte vor der Idee nicht ruhen, ein Haustheater zu errichten. Nur war es um einen Platz zu thun.

Mit dem alten verwünschten Schlosse ließ sich nichts anfangen. Schon die Ueberschrift: Johann Turso, Bischoff von Breslau hat dieses, vom Zahn der Zeit zerstörte Schloß aus eigenem Säckel wieder hergestellt, dem heiligen Johannes dem Täufer geweihet und ihm den Namen Johannes beygegeben. Im Jahre Christi 1509. — läßt begreifen, daß in einem Schloß, das schon damals vom Zahne der Zeit zerstört gewesen, und wie man die Vermuthung hatte, im neunten oder zehnten Jahrhundert erbaut worden war, für meinen Plan nichts Tröstliches habe gefunden werden können. Unterdeß, wer nur recht will, der kann auch.

Hart an den Gebäuden des Schlosses stand ein hoher und ovaler massiver Thurm, der in seinem längern Durchmesser ohngefähr acht Klaftern hatte. Auf diesen richtete ich meinen Anschlag. Es kam nur darauf an, ihn bis zum Fußboden der andern Zimmer abtragen und einen ovalen Saal darauf setzen zu lassen, so war die Schwierigkeit gehoben. Der Fürst, dem man die Sache vortrug, fand den Vorschlag ausführbar und ließ sich den Kostenanschlag davon, der sehr gering ausfiel, vorlegen. Alle dazu erforderlichen Materialien fanden sich nehmlich auf den Bischöfflichen Gütern im Ueberfluß, und da nun die Unterthanen zu allen und jeden unentgeltlichen Diensten beym Schloßbau verbunden waren, so hatte der Fürst weiter nichts, als die Handwerksleute, zu bezahlen. Kurz der Bau wurde über Hals, über Kopf betrieben, und man war noch nicht in der Hälfte des Herbstes, so stand der Salon fertig und ausgemahlt da. Er fiel für das Gehör so schön aus, daß ich noch heute jedem großen Herrn, der eine Kapelle hält, rathe, einen Salon von gleicher Größe,

Höhe

Höhe und Rundung zu bauen; er wird finden, daß so eine Bauart viel beyträgt, die Musik ohne gellenden Widerschall zu verstärken.

In diesem Saale nun wurde ein Theater aufgesetzt, und ich machte Anstalt zu einem Theaterpersonale. Durch Korrespondenz mit meinem Busenfreund Pichel in Wien erhielt ich Renner, dessen Frau unterdeß gestorben war, mit seiner Tochter, und Ungericht, der gerade ohne Dienst und Brod herumirrte. Ueberdem so war der Fürst nicht nur zufrieden, daß ich meine Schwester kommen ließ, sondern bestimmte auch ein eigenes Zimmer im Schlosse und seine eigene Tafel für sie.

Nun hatte ich wieder ein Theaterpersonal, mit dem ich Ehre einlegen konnte. Padre Pintus war ein guter italienischer Dichter. Er schrieb mir für die Fasten ein schönes Oratorium: Davide; und für den ersten May eine komische Oper: Il viaggiatore americano. Mselle Nicolini hatte sich, während ich sie nicht gesehen, sowohl in der Musik, als auch an Wuchs und feiner Lebensart so ausgebildet, daß sie von jedermann geschätzt wurde. Sie spielte die Rolle des David meisterhaft. Und welche Rolle ich spielte und wie? sollen meine Leser gleich hören.

Es sollte wohl nun eigentlich hier ein neues Kapitel anfangen, denn es ist von einem wichtigen Schritte meines Lebens die Rede. Allein da weiter nichts Romantisches und Abentheuerliches dabey vorkommt, sondern alles beynahe fein spießbürgerlich dabey abgeht, so wollen wir ungestört in unserm vorigen Gange bleiben.

Da ich nehmlich der guten Nicolini täglich Unterricht gab, so — verliebte ich mich in sie? — Nun, wenn man's so nennen will, meinethalben. Aber das wars eigentlich nicht, was ich sagen wollte. Ich fand vielmehr so viel Gelegenheit ihre guten Eigenschaften und ihren soliden Character zu entdecken, daß ich bey mir selber beschloß, ihr rundweg einen Heirathsantrag zu machen; doch aber damit vorher noch eine Zeitlang inne zu halten, bis ich mich selber genug geprüft hätte, ob ich mit ihr und sie mit mir wohl ein vergnügtes Leben würde führen können. Als ich endlich mit mir selber aufs Reine war, machte ich ihr eines Morgens während der Lektion den Antrag, sagte ihr aber auch zugleich, daß sie sich Bedenkzeit nehmen könne, so lange es ihr beliebe und wenn es auch ein Jahr wäre. Sie gab mir zur Antwort, daß bey ihr gar keine Bedenkzeit nöthig wäre, nur müsse ihr Stiefvater, Herr Remmer, seine Bewilligung dazu geben. Damit hatte es nun aber nicht die geringste Schwierigkeit. Ich suchte die Scene in das Zimmer des Fürsten zu verlegen, brachte in dessen und meiner Erkohrnen Gegenwart mein feyerliches Bewerbungswort an und die Sache war augenblicklich gemacht. Der Fürst war gleich bereit uns vom Aufgebot zu dispensiren und die Trauung am folgenden Sonntag selbst zu vollziehen. Allein ich verbat, zu meiner und zur Ehre meiner Braut, die Dispensation und jede Eil, und setzte selber die Verbindung auf sieben Monathe hinaus, womit denn der Fürst und insonderheit seine Schwägerin, die Gräfin Schafgotsch, die gerade in Johannisberg war, sich sehr zufrieden bezeugten, meine Braut darauf ein für allemal bey der Tafel des Fürsten einführte und sie — auf den Mund küßte.

Am dritten März des folgenden Jahres, so lange hatte ich seit dem vorigen Juln richtig und ehrbar ausgehalten, ward ich vom Fürsten in seiner Schloßkapelle getrauet. Er räumte mir fünf Zimmer daselbst für uns alle ein und überreichte mir einen Schenkungsbrief, Kraft welchem die ganze Einrichtung und das Meublement in denselben mein Eigenthum wurde.

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Florian Gaßmann wird Kapellmeister zu Pferde; will mich aufs Glatteis führen. Böser Ursprung meines besten Oratoriums: Esther.

Ein Jahr nach meiner Verheirathung machte ich eine Exkursion nach Wien. Unter so vielen Besuchen, die ich meinen Gönnern und Freunden daselbst machte, gieng ich auch zu Herrn Florian Gaßmann, der während meiner Abwesenheit würklicher kaiserl. Kammer- und Hofkapellmeister (Gluck ward auf sein Begehren mit 2000 Fl. jubilirt) geworden war, um ihm zu seiner Würde zu gratuliren. Wissen Sie auch, sagte er, daß ich zu Pferde Hof-Kapellmeister geworden bin? — Wie das? versetzte ich. — „Der Kaiser, fuhr er fort, folgt bekanntlich bey Dienstbesetzungen immer seinem eigenen Kopfe und thut oft gerade das Gegentheil von dem, was ihm von andern gerathen oder vorgeschlagen wird. Ritter, mein Vorgänger, starb sich

um

um acht Uhr. Um zehn Uhr erfuhr es der Kaiser. Um eilf ritt er, wie gewöhnlich, in den Augarten. Zufälligerweise begegne ich ihm auf dem Graben. Schon ist er zehn Schritte vorbey, als er plötzlich stille hält, und mich mit den Worten anruft: „Ich will Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Ritter ist todt.“ — Als ich ihm erwiedere, daß ich das schon seit einer Stunde wisse, fiel er etwas unwillig ein: Aber die Neuigkeit wissen Sie doch nicht, daß Sie statt seiner Hoflapellmeister geworden sind! und so ritt er fort.

Gaßmann hatte im verwichenen Fasten zum Besten des musikalischen Wittwen-Instituts ein Metastasisches Oratorium Betulia liberata geschrieben, welches von einem Orchester von 200 Personen aufgeführt werden war. Ich hatte erfahren, daß es großen Beyfall gefunden hatte und bat den Kompositen daher um Durchsicht der Partitur. Er legte sie mir vor, und ich saß gerade ein paar Stunden darüber, es mit Aufmerksamkeit durchzusehen und fand wirkliche Schönheiten darin. Gaßmann machte mir seinen Gegenbesuch, und da er auf meinen Tisch einige Partituren von Singsachen fand und durchsah, so sagte er mir zwar viel Schönes darüber; doch schien es mir, als wenn es ihm nicht recht vom Herzen gienge. Unterdeß da wir einmal im vollen Komplimentiren waren und ich seine Artigkeiten erwiedern wollte, so sagte ich: Hätte ich gewußt, um welche Zeit Ihr Oratorium aufgeführt worden wäre, so würde ich die Kosten nicht gescheut haben, die Reise von Schlesien nach Wien blos darum zu machen, um so ein Meisterstück zu hören. Ey! sagte Gaßmann, es hängt blos von Ihrem Willen ab, sich noch ein größeres Vergnügen zu machen, wenn Sie zum Besten der Wittwen-

sozie-

zieht selbst ein Oratorium schreiben, und dieses in eigner Person hier aufführten.

Wie kommen Sie auf diesen Einfall? versetzte ich. Ich — ein großes Oratorium für Wien schreiben? Sie trauen mir viel zu. Nach Hasse — nach Ihnen — ich auftreten?

Ja! sagte Gaszmann, um uns beyde abzustechen.

Dies sagte er mit einem so verzweifelt spitzen Ton und Gesicht, daß ich darunter den Schalk nicht verkennen konnte. Es pikirte mich und ich blieb stumm. — Er verstand das unrecht und hielt mich geschlagen. Ja freylich! unterbrach er die Stille, es gehört ein bischen Verwegenheit dazu, sich so einer Klippe zu nähern. Nun, wie Sie wollen, — wenn Sie nicht das Herz haben — — —

O bewahre, fuhr ich ziemlich verdrüßlich und trozzig heraus; das ists gerade nicht. Ich habe sehr wohl das Herz dazu, und nehme Sie beym Wort. Sie haben mir ein Oratorium offerirt; ich danke Ihnen für diese Distinction und — hier haben Sie meine Hand — ich werde eins schreiben.

Ey, brave, sagte Gaszmann seltsam betroffen und freundlich; das machen Sie recht. Ich will Ihnen sowohl die Werke von Metastasio — — „Die habe ich selbst, fiel ich ein. — Oder jene von Apostolo Zeno schicken, um sich eins daraus zu wählen. — „Auch diese, erwiederte ich, sind mir bekannt.

kann. Da ich aber vermuthe, daß Chöre bey so viel Stimmen gute Würkung thun müssen, und in allen diesen vorgeschlagenen Oratorien zu wenig Chöre sind, so werde ich mir selbst von einem guten Freunde, der nicht nur ein guter Italiener, sondern auch ein guter Dichter ist, ein Oratorium machen lassen, bis zu künftigem Advent die Musik dazu komponiren und es selbst hier aufführen. — „Da müssen Sie mir aber, versetzte er, Ihr Ehrenwort darauf geben, damit ich bey dem Kaiser, dem ich davon Meldung thun muß, nicht mit Schande bestehe." — Ich gab ihm mein Wort, und er gieng.

Am nehmlichen Tage sahe ich Pichel, und erzählte ihm den ganzen Vorgang und wozu ich mich verpflichtet habe. O, sagte er warnend, trauen Sie dem Gaszmann nicht; er ist ein gründfalscher Mann. Er stellt ihnen gerade damit eine Falle."

Ey der Teufel! antwortete ich, da will ich noch heute zu ihm gehen und ihm absagen.

„Das thun Sie nicht. Ich kenne Ihr Talent zu gut, als daß ich nicht mit Grund hoffen könnte, Sie werden ganz gewiß reüssiren." — Woher aber wissen Sie, fragte ich weiter, daß er es nicht gut mit mir meint? — „Daher, versetzte Pichel, weil ich ihm die Partituren von verschiedenen Ihrer Großwardeiner Sachen gezeigt habe, und er alle verworfen hat." — Da wird er mir aber Kabalen machen. — „Das kann er nicht, wenn Sie selbst herkommen und Ihr Oratorium dirigiren." — In Austheilung der Rollen aber — „Dafür ist Rath. Während Ihrem jetzigen Hierseyn haben Sie Gelegenheit, die besten Sänger zu hören, die

Ih-

Ihnen gefallen zu wählen und sodann den Vortheil, für sie angemessen zu schreiben. Halten Sie sich brav, wenden Sie insonderheit etwas auf die Chöre, die hier einen vortreflichen Effekt thun, und ich wette, Sie machen ihn sammt seinem bösen Plan zu Schanden."

Ich ließ keine Oper aus, und da ich von jedem der besten Sänger, die ich mir auszeichnete, sowohl den Umfang der Stimme als auch die Methode desselben in mein Taschenbuch notirte, so war es keine Kunst das Beste von jedem hervorzusuchen, mithin für jeden auch angemessen zu schreiben.

Gleich nach meiner Zurückkunft in Schlesien schrieb mir Padre Pintus ein Oratorium, und wählte aus der biblischen Geschichte die Esther. In vier Wochen nach Empfang des Gedichts war ich mit meiner Arbeit fertig. Ich ließ es für unsere Kapelle schreiben und probierte es in Johannisberg einigemale durch. Da ich meiner eigenen Einsicht, aus Furcht vor Wirkung der Eigenliebe, nicht traute, so lud ich selbst von Breslau und andern benachbarten Oertern ächte Kenner ein; ja selbst den Musikern der fürstlichen Kapelle machte ich das Ersuchen, mir frey und ungescheut ihre offene Meinung zu sagen, wenn sie da und dort einige Sätze oder Stellen nicht nach ihrem Geschmack finden sollten. Ueberhaupt nahm ich mir vor, an diesem Werke so lange zu feilen und zu poliren, bis aller Tadel gehoben wäre. Allein weder ich selbst, noch irgend einer dieser kompetenten und nicht kompetenten Kunstrichter fanden für gut, nur die geringste Note abzuändern.

Sechs Wochen vor der Aufführung schickte ich meine Original-Partitur nach Wien, mit dem Versprechen, acht Tage vor der Aufführung daselbst zu erscheinen.

Der Fürst bezeugte grosse Lust dieses Oratorium von einem Orchester von 200 Musikern in Wien aufführen zu hören; aber da ihm seit dem letzten Friedensschlusse verbothen war, öffentlich bey Hofe oder beym kaiserlichen Hoflager zu erscheinen, so bedauerte er sehr sich dieses Vergnügen versagen zu müssen. Allein als man ihm bedeutete, es sey ihm damit ja doch nicht untersagt incognito, unter einem andern Namen und Titel, in Wien überhaupt zu erscheinen, und wie der Pabst als Bischoff von Rom, so als Pfarrer, Dechant und Erzpriester zu reisen, so ließ er sich diese Anwendung des Kasualfalls gefallen, zog ein kurzes ordinäres Priesterkleid an und reiste als Dechant von Weidenau, das in seinem Kirchsprengel lag. Er nahm mich in seinem Wagen, und ich hatte den Vortheil die Reisekosten zu sparen.

Wir langten am versprochenen Tage in Wien an, denn wir fuhren Tag und Nacht. Es war Morgens um sieben Uhr, als wir ankamen und um zehn gieng ich zum Grafen Spork, der sogleich die erste Probe in seinem Quartier veranstaltete. Die andern folgenden Tags wurden drey große Proben im Theater gehalten. Der Graf war so artig, auf meine Bitte, den Dechant von Weidenau nicht allein für alle Proben, sondern auch an den zweyen Produktionstagen einen Logenschlüssel zu schicken; welches Erstere etwas sagen wollte, da in Wien der Brauch ist, daß niemand, weder vom hohen Adel noch andern Publikum, bey Proben gegenwärtig seyn darf.

Bey allen Proben war der Kaiser Joseph zugegen. Pichel erzählte mir an dem Abende meiner ersten Probe, die am Vormittag gehalten wurde, daß der Kaiser bey seiner Kammermusik gesagt hatte: Gaßmann hat dem Ditters eine Nase drehen wollen, Ditters aber hat ihm dafür eine tüchtige gerreht; denn ich ziehe sein Oratorium dem Hassischen und dem Gaßmannischen weit vor.

Mein Oratorium wurde zum erstenmale am letzten Adventtage, und das zweytemal am folgenden Dienstage aufgeführt. Ich will weiter nichts davon sagen, als daß die Witwensozietät nach Abzug aller Unkosten reine 1450 Fl. bey meinem Oratorio gewann; bey jenem des Gaßmann hingegen nicht mehr als 530 Fl. profitirt hatte.

Ich war sechs Wochen wieder in Johannisberg, als mir Pichel schrieb, Gaßmann wäre vor vierzehn Tagen gestorben und der Kaiser habe wider alles Vermuthen; ungeachtet der vielen Kompetenten, die sich um diesen Posten, der 300 Dukaten eintrug, gemeldet hätten, denselben noch nicht vergeben. Es schiene daher, daß der Kaiser blos darauf warte, ob ich darum einkommen würde; und ich sollte also ohne Verzug das zu thun.

Ich schrieb aber zurück, daß ich in Johannisberg bereits mehr Einkünfte, und bey Gelegenheit noch größere zu hoffen hätte, und also nicht einkommen würde. Sollte mich aber der Kaiser ausdrücklich verlangen, so würde ich zu allerhöchsten Befehl seyn.

Ich weiß zwar nicht, ob Pichel einen heimlichen Auftrag hatte mich zu sondiren; aber nach der Hand habe

habe ich wohl erfahren, daß dem Kaiser meine Antwort hinterbracht worden ist und er sie ungnädig aufgenommen hat. „Ey sehd doch den prezidsen Herrn an! soll er gesagt haben. Es ist ihm nicht nur der Gehalt von 300 Dukaten zu gering; er will auch, daß ich ihm den Polen auf der Schüssel entgegen tragen soll. Das werde ich fein sauber bleiben lassen!“ —

Bonno erhielt die Stelle, dabey profitirte der Kaiser offenbar; denn Bonno war schon seit vielen Jahren mit einem Pensionsgehalt von 800 Fl. jubilirt. Von diesem nun dem Aerario zufallenden Gelde, gab der Kaiser der Witwe Gaßmanns die Hälfte, und die andere Hälfte an Salieri, den er zu seiner kleinen Kammermusik engagirte.

Ich komme nunmehr zu der wichtigsten Epoche meines Lebens, nehmlich zu meiner Erhebung in den Adelstand.

## Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Erhebung in den Adelstand und Promotion zum Amtshauptmann. Lolli in Johannisberg. Anekdote vom Kastraten Quadagni in Venedig.

Im Jahre 1773 starb der Amtshauptmann von Freyenwalden, Cajetan von Beerenberg.

Sogleich ließ der Fürst mich rufen und trug mir, aus besonderer Gnade, die erledigte Stelle an; aber eins ist dabey, sagte er, Du mußt adlich werden, sonst gehts nicht. Seit undenklichen Zeiten existirt ein Grundgesetz bey dem Bisthum von Breslau, von dem ein zeitiger Fürstbischof nicht abgehen kann, um so weniger, da dergleichen Dienste eine Art von milden Stiftungen sind, und ein Fürstbischof, der in Breslau einen großen Staat zu führen genöthigt ist, unbemittelte Edelleute, die

die ihm entweder als Pagen oder Hofkavaliere dienen, dadurch so versorgen kann, daß sie nicht nur für ihre Person zu leben haben, sondern auch ihren Kindern eine Standesmäßige Erziehung zu geben im Stande sind. Nach diesem Grundgesetz kann den einträglichen Amtshauptmannsposten Niemand erhalten, der nicht von Adel ist. Kannst Du Dir demnach die Erhebung in den Adelstand bewirken, so ist der Posten den Augenblick dein. Nur eine Kondition setze ich Dir, nehmlich: daß Du mir alsdann einen Revers ausstellest, Kraft welchem Du Dich verbindlich machst meine Dienste, so lange ich lebe, unter keinerley Verwand zu verlassen; wogegen ich Dir aber auch die schriftliche Versicherung gebe, daß ich auch Dich nie ohne Deinen Willen Deines Dienstpostens entlassen, oder Deine damit verknüpften Einkünfte vermindern, oder schmälern kann und werde. Wende dich daher an einen geschickten Agenten in Wien. Geht es, so will ich gern ein Drittheil zu den üblichen Hoftaxen und andern Kosten beytragen.

Ich hielt darum in Wien an, und bekam die Versicherung, daß, wenn ich einige meine Familie, meinen Posten, meine Revenüen und meinen moralischen Charakter betreffende Fragen zur Zufriedenheit des Hofes beweislich beantworten könne, die Sache keinen Anstand haben würde. Da ich nun alle erforderlichen Prästanda präsiren konnte, so erhielt ich in kurzem nicht allein das Diplom als Carl von Dittersdorf, sondern vorher schon mit den Taxen zugleich, den beygefügten schmeichelhaften Bericht, daß Maria Theresia mir aus besonderer Gnade die Halbscheid der Hoftaxen nachgesehen habe. Mit Inbegriff des Honorars von

50 Ducaten für den Agenten Herrn v. Hoffmann, betrug daher die Geschichte alles in Allem nicht mehr als 1100 Gulden, zu welchen mir der Fürst versprochener maßen 400 fl. schenkte.

Dieser mein veränderter Name hat hiers, insonderheit bey unmittelbaren Bestellungen von manchen meiner Kompositionen von Paris aus, zu allerhand Mißverstand Veranlassung gegeben.

So wurde ich denn nun also als Amtshauptmann von Freyenwaldau dekretirt, in Eid und Pflicht genommen, erhielt meine Bestätigung vom Domkapitel, und ward am vierten November 1773 in meinem Amte dort förmlich installirt. Da mich aber der Fürst beständig in Johannisberg bey sich haben wollte, so wurde ausgemacht, daß der dortige Kammerrath statt meiner, als Amtsverweser, meine Geschäfte besorgen mußte, wofür ich ihm einen ansehnlichen Theil meiner Revenüen abtrat.

Bald darauf erhielt Renner das Johannisberger Schulrektorat mit 700 fl. Einkünften und zugleich eine Zubuße als Fürstlicher Sänger; mithin war auch dieser auf Lebenszeit versorgt. Eben so verehlichte sich auch meine Schwester mit dem Hof- und Regierungskanzler von Gambsberg.

Unsere Konzerte und Spektakel währten in Johannisberg immer fort, und unsere Kapelle wurde für die Beste im ganzen kaiserlichen und preußischen Schlesien, und das mit allem Rechte gehalten. Dies verursachte, daß sich verschiedene reisende Virtuosen, theils schriftlich, theils in Pers

Personen meldeten und verlangten, sich produziren zu dürfen. Allein der Fürst hatte mir ein für allemall befohlen jeden solchen Virtuosen mit guter Manier abzuweisen und ihm ohne Rückhalt zu sagen: daß der Etat für seine Kapelle so knapp zugeschnitten sey, daß er schlechterdings keine Nebenausgaben gestatte. Da der Fürst keinen fremden Virtuosen hören wolle, ohne ihn belohnen zu können, so müsse er auf solch ein Vergnügen Verzicht thun.

Kluge und solide Musiker sahen das Vernünftige der Sache ein. Aber das Heer der Herumstreicher schrie mich weit und breit für einen mißgünstigen Mann aus, der keinen Fremden bey dem Fürsten vorkommen lassen wolle. Ich setzte mich aber über diese Lästerung weit hinweg, und beruhigte mich bey dem Bewußtseyn meiner Pflicht.

Unter den herumziehenden Virtuosen war ein gewisser Rösche, ein braver Flautraversist übrigens, der auf den tollen Einfall gerieth, sich für den nachher so beliebt gewordenen Komponisten Vauhall auszugeben. Als solcher kam er nach Johannisberg. Aber da Vauhall von mir, wie Pleyel ein Zögling von Joseph Haydn war, so wußte ich am besten, daß er in seinem Leben keine Flöte an den Mund gesetzt hatte, noch weniger also ein Virtuos auf diesem Instrumente seyn konnte. Ich ließ den Herrn zwar vor, aber ich wusch ihm für seine Unverschämtheit tüchtig den Kopf und kündigte ihm an, daß wenn er sich dieses Streichs noch länger gelüsten lassen würde, ich seinen Namen als einen Windbeutel und Betrüger in die öffentlichen Zeitungsblätter setzen lassen würde. Er schlich beschämt davon.

davon. Allein man kann sich wohl vorstellen, daß der Muth eines solchen Menschen mit der Entfernung wiedergewachsen und er auf mich überall nicht zum Beissen zu sprechen gewesen seyn wird. Die Gesichter der Helden werden nicht ärger in Holzschnitten zu Frazzen verbildet, als der moralische Charakter des ehrlichen Mannes durch manchen Lotterbuben, welche auf die Kunst, die sie grösstentheils schänden, die Landstraßen bereisen.

Der grosse Virtuose Lolli kam einst auch nach Johannisberg. Er hatte, wie er mir und dem Fürsten erzählte, der ihn auf meinem Zimmer, nach einem unter uns bestellten Zufall, überraschte, ausdrücklich einen Umweg von sechs bis sieben Meilen von Freudenthal aus gemacht, um meine Bekanntschaft zu machen und diesem erhabenen Fürsten und Kenner der Kunst seine Huldigung zu bezeugen, nicht aber um sich wie gewöhnlich, hören zu lassen. Er war von schönem Wuchs; ein vollkommener Weltmann und, bey seinem großen Talent, im Umgange ein bescheidener artiger und sehr jovialer Mann. Kein Wunder, daß der Fürst ihn bald sehr lieb gewann. Er lud ihn auch sogleich zur Tafel, räumte ihm ein Gastzimmer im Schlosse ein, und ihm zu Ehren mußte noch an demselben Abend meine Oper: Lo Sposo purlato gegeben werden. Es ist eben die, welche nachher unter dem Titel: Der gefoppte Bräutigam, in Brünn, Wien, Grätz, Prag, Dresden, Weimar und noch an mehrern Orten mit Beyfall aufgenommen worden ist.

Lolli hatte nur einen Tag bleiben wollen; aber der Fürst wünschte, er mögte noch einen Tag zugeben, und

und er bewilligte dieſe ſeine Bitte mit dem feinſten Anſtande von der Welt. Kaum war in unſerm Abendkonzerte die Sinfonie vorbey; ſo bat er ſich die Erlaubniß vom Fürſten aus, ein Konzert ſpielen zu dürfen, was er, ſammt einer Sonate vor der letzten Sinfonie, ſo ſchön ſpielte, daß es ſeiner großen Reputation vollkommen entſprach. Ueberhaupt gefiel es ihm in Johannisberg ſo gut, daß er immer einen Tag nach dem andern zugab. Daraus wurden denn endlich vierzehn Tage, in welchen er, die Opernzage ausgenommen, ſeine ganze Kunſt anbot, und ſich gleichſam ſelbſt übertraf, uns unſre Aufmerkſamkeiten zu vergüten. Seine große Weltkenntniß und Feinheit im Umgange, wodurch er ſich vor ſo vielen Virtuoſen auf das vortheilhafteſte auszeichnete, waren hinlänglich eine vertrauliche Freundſchaft zwiſchen uns beyden zu ſtiften.

Unter vielen Anekdoten, womit er uns zum öftern ſehr angenehm unterhielt, erregten beſonders zwey unſer ganzes Intereſſe, und ich hätte große Luſt inſonderheit die eine, welche ſein Schickſal in Venedig und ſeine dort ausgeſtandene Furcht vor ſeiner bereits angeordneten Hinrichtung betrift, recht weitläuftig und nach allen Umſtänden zu erzählen. Allein, da dies mich zu ſehr aus dem Geleiſe führen würde, überdem auch die Geſchichte der Hauptſache nach bekannt genug iſt *), ſo will ich wenigſtens zu Nutz und Frommen übermüthiger Virtuoſen die andere von dem berühmten Sänger und Kaſtraten Quadagni in Venedig erzählen,



*) Sie ſteht unter andern in der Allg. Muſ. Zeitung erſten Jahrg. 39 Stück.

zählen, die ich wenigstens noch nirgend gelesen habe und die bekannter zu werden verdient.

In einer Oper, die das venetianische Publikum ganz besonders interessirte, und worin Quadagni bereits dreymal mit allem Glanz seiner Kunst, als Sänger und Akteur aufgetreten war, fiel es ihm ein wegen eines Streites, den er mit dem Impressario gehabt hatte, ihm zum Possen sich zu vernachläßigen, in der Absicht das Stück total a terra zu bringen. Bey der vierten Vorstellung also sang und agirte er schlechter als ein Schulknabe. Das Publikum, in der Meinung, er sey krank, liß das so hingehen. Allein der Impressario sorgte dafür, daß der wahre Grund davon bekannt wurde. Quadagni sang bey der fünften Vorstellung, wo möglich, noch schlechter. Aber nach dem ersten Akte kamen zwey Abgeordnete auf das Theater, und bedeuteten ihm im Namen des Publikums, daß es bey seinen Händeln nicht leiden könne und ihn also recht sehr bitten ließe, er mögte seine Schuldigkeit thun. Mit stolzem Lachen nahm er die Adresse auf, und agirte im zweyten Akte wo möglich noch schlechter. Die Deputation kam mit den Worten wieder: Das Publikum ließe ihm befehlen, im dritten Akte seine Schuldigkeit zu thun, sonst werde er sich unerwartete Unannehmlichkeiten zuziehen. — Solche Drohungen verachte ich, antwortete der hochmüthige Kastrat; was ich nicht freywillig thun will, dazu soll mich keine Gewalt in der Welt zwingen. Statt zu singen, heulte er; statt zu agiren, stand er unbeweglich da.

Wer würde nicht geglaubt haben, daß ihn das Publikum, wie es sonst gewöhnlich war, mit faulen

Aepfeln

Aepfeln und Zitronen von der Bühne herunter jagen würde! Wider alles Vermuthen blieb es die Vorstellung über ganz ruhig.

Als aber Quadagni nach geendigter Oper, noch in seinem Theateranzug, über den er einen Mantel geworfen hatte, in seine Gondel steigen wollte, ward er von vier vermummten Kerlen ergriffen und mit verbundenen Augen in eine Bevta geschleppt. Er fand sich endlich in einem gemeinen, wiewohl reinlichen Zimmer, worin ein Bette stand. Zwey von den vermummten Leuten blieben bey ihm. Nach einer Weile kamen noch andere, die einen mit einem guten Abendessen besetzten Tisch herein brachten. Der Kastrat, hungrig wie er war, machte keine großen Umstände, setzte sich und wollte essen; aber: nicht angerührt, mein Herr; rief ihm eine Dominomaske entgegen. Nur unter der Bedingung, wenn Sie singen, essen Sie, sonst nicht; Quadagni weigerte sich; die Maske befahl, den gedeckten Tisch fortzutragen und — ging ihres Weges.

Am folgenden Mittage wie gestern. Quadagni sang nicht, und Tafel und Speisen wurden wieder fortransportirt. So dauerte das zwey ganzer Tage. Am dritten Tage aber ward eine gar zu anlockende Suppe aufgetragen, und der ausgehungerte Machthaber vermogte nicht mehr zu widerstehen. Ehe ich verhungere, rief er aus und wollte zulangen, will ich doch lieber singen. — Das ist nicht genug, mein Herr! fiel die Maske ein, auch gut, auch ganz vortreflich singen müssen Sie und — agiren oben drein, sonst geht Alles wieder zur Thür hinaus. Was war zu machen? Herr Quadagni bequemte sich, sang mit aller ein-

gemessenen Aktion, und beydes so gut, als wäre es mit der größten Kunstliebe geschehn. „Bravo! bravissimo!“ riefen die sämmtlichen vermummten Kunstrichter und klatschten rasch in die Hände. Die Maske setzte sich zu ihm an den Tisch, und Beyde ließen es sich herrlich schmecken.

„Sehen Sie, mein wertheſter Freund,“ sagte nun die Maske nach aufgehobener Tafel, „wie das so geht. Erst behaupteten Sie, keine Gewalt in der Welt würde Sie zwingen; und nun hat das Publikum Sie doch so ganz allmählich, ohne Gewalt zum Singen gezwungen, wie Sie nicht anders sagen können. Nun ists aber auch Zeit, daß Sie erfahren, vor wem Sie die Ehre gehabt haben, zwischen diesen unscheinbaren vier Wänden Ihre Kunst zu zeigen. Ihnen, was meynen Sie wohl?“ —

Quadogni stand ehrfurchtsvoll auf: Vielleicht gar il Serenissimo Duca?

„Gehorsamer Diener!“ — der Scharfrichter aufzuzeigen.

Ein Hohngelächter erscholl umher; die ganze saubere Gesellschaft entmummte sich und der erschrockene Castraccio sahe nun mit Henkern sich umgeben und versank vor Schaam.

„Das ist, wie Sie sehen, eine kleine Satisfaktion, die der erlauchte Senat dem Publikum, das Sie so grob beleidigt haben, ertheilt hat. Sie sind nun ihres Arrestes entlassen. Vor meinem Hause steht eine Gondel bereit, die Sie nach Ihrem Quartier bringen wird.

Ich

Ich habe den Auftrag Sie zu warnen, daß Sie bey Ihren künftigen Reciten Ihre Schuldigkeit thun, widrigenfalls mögte der Senat eine zweyte Beleidigung weit fürchterlicher ahnden!"

Nach diesem Epilog fuhr Quadagni, um ein ziemliches moralisirter, nach Hause, und von Stund an ward er, was von einem Kastraten dennoch viel sagen will, bescheidener und artiger. Er sang wieder, sang und agirte mit verdoppeltem Fleiße. Das Publikum söhnte sich mit ihm aus, und er ward von neuem der Liebling desselben.

Lolli, den wir unterdeß in Johannisberg ließen, empfahl sich nach vierzehn Tagen. Nach sieben Monaten meldete er mir von Petersburg aus, daß er mit einem Gehalt von 4000 Rubeln engagirt wäre. Drey Jahre nachher erhielt er von seiner Monarchin die Erlaubniß auf ein Jahr eine Reise zu machen. Er passirte über Neisse, kam nach Johannisberg, dem Fürsten noch einmal seine Aufwartung zu machen, war aber so eilfertig, daß er gleich am folgenden Tage wieder abreisen wollte, und — dennoch blieb er fünf volle Tage bey uns. Er gestand mir, daß er keine Lust habe nach Rußland zurück zu kehren und daß er, um sich einen förmlichen und honorablen Abschied von der Kaiserin zu bewürken, sich von einem vertrauten Arzte ein Zeugniß ausstellen lassen wolle, daß das russische Klima seiner schwachen Brust gefährlich sey und ihm unfehlbar einen frühen Tod zu Wege ziehen würde. Hierdurch wird die Anekdote (Allg. Mus. Zeit. erst. Jahrg. 39 Stück.) widerlegt, als wenn er aus Trotz über die Zumuthung der Kaiserin, statt seiner die Adagio's in sei-

nen

nen Konzerten und Soli's von Giardini ſpielen zu laſſen, ſeinen Abſchied gefordert habe, und darauf nach Sibirien geſchickt worden ſey.

Uebrigens muß ich ihm nochmals die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er, vielleicht gegen Große etwas ſtolz, ein ſehr artiger, beſcheidner und angenehm unterhaltender Mann war. Wider die Gewohnheit ſeiner Landsleute, faß ihm das Herz auf der Zunge. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß hatte er vormals eine unwiderſtehliche Leidenſchaft für Hazardſpiele gehabt. Er verſicherte mich, daß er mehr als drey Viertel ſeines Vermögens verſpielt habe; jetzt aber der Leidenſchaft gänzlich los ſey. Wirklich zeigte er mir auch unter vier Augen an Wechſeln und baarem Gelde gegen 30,000 Gulden, und da er noch einmal die Tour über Wien, Paris, London, Amſterdam, Hamburg, Berlin und durch das römiſche Reich zu machen Willens war, ſo wollte er das, was er ſich verdienen würde, zuſammenhalten, in eine ſichere Staatsbank legen, von den Intereſſen leben und ſich in Ruhe ſetzen. Was aber daraus geworden, und wo er überhaupt geblieben iſt, kann ich nicht ſagen.

## Drey und zwanzigstes Kapitel.

### Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen. Der Amtshauptmann in der Klemme. Falle, der ich entging.

Der Baierſche Erbfolgekrieg, der um dieſe Zeit zwiſchen Oeſtreich und Preußen ausbrach, hatte zur Folge, daß der Fürſt ſeine Kapelle entließ. Allein es geſchahe mit der Verſicherung, daß er nach erfolgtem Frieden und wenn er bey ſeinen bisherigen Einkünften bleiben würde, Jeden von uns wieder in ſeine Dienſte nehmen wolle.

Da ich nun mit der Kapelle nichts mehr zu thun hatte, ſo zog ich mit meiner Familie nach Freywaldau, verwaltete daſelbſt meinen Amtshauptmannspoſten, und ließ mir meinen Dienſt mit aller Strenge angelegen ſeyn. Der Fürſt, der an den nahen

feind-

feindlichen Grenzen nicht ſicher war, begab ſich unterdeß nach Brünn, und der Erfolg zeigte, daß er recht daran gethan hatte, denn General Kirchheim, der von öſtreichſcher Seite beordert worden war, das diesſeitige Fürſtenthum Neiſſe vor einem Ueberfall der Preuſſen zu decken, konnte mit ſeinen 3000 Mann nicht verhindern, daß die Preußen Johannisberg in Beſitz nahmen, und ſich dadurch von der größern Hälfte des diesſeitigen Fürſtenthums Neiſſe, bis an die Freyenwaldauer und Zuckmäntler Gebürge, Meiſter machten. Sie aus Johannisberg zu delogiren, war keine Möglichkeit, weil ſie das Glatziſche im Rücken frey hatten.

Die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall in Freyenwaldau war es nun eben nicht, die mich ängſtigte; denn General Löwenöhr, der es deckte, war ſehr ſtark, wiewohl es immer möglich blieb, daß die Preußen, wenn die Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich in Böhmen Progreſſen machten, auch von jener Seite über Troppau eindringen und dann die Zuckmäntler Veſtpoſten, um nicht gänzlich abgeſchnitten zu werden, unſere Gegend würden verlaſſen und ſich zurückziehen müſſen. Allein ich hatte doch manchmal Urſach zu bereuen, daß ich ſtatt mein Glück auf Reiſen zu ſuchen, mich bey dem Fürſtbiſchof fixirt und einem Poſten vorzuſtehen hatte, auf deſſen Verwaltung zur Kriegszeit ſo viel Verantwortung lag und der mit ſo vieler Unruhe und Ungemach verbunden war. Es iſt für einen Oberbeamten warlich keine Kleinigkeit, in ſeinem ihm anvertrauten Gebiet, eine wenn auch gleich nicht große Armee zu haben, wo tauſenderley Verdrießlichkeiten vorfallen, wo ſo viel Lieferungen, Transportfuhren und dergleichen zu beſorgen ſind und wobey man obendrein noch

alle

alle Minuten in Gefahr schweben muß, dem Feinde überfallen zu werden.

Nur ein kleines Beyspiel, was wenigstens zeigen kann, auf welchen Fuß ich mich, bey dieser mißlichen Lage, selbst gegen den Feind zu setzen gezwungen war.

Ehe noch die Mißhelligkeiten ausbrachen, hatte der Fürst mit Bewilligung des Kaiserlichen Hofes 8000 Klafter Brennholz an den preußischen Kaufmann Tasso in Neiße mit dem Akkord verkauft, daß diese Quantität Holz im Frühjahr auf Kosten des Käufers nach Neiße geflößt werden sollte. Kaum brach der Krieg aus, so erhielt der Fürst durch eine Staffette einen Hofverboth, obgedachte 8000 Klafter, bey Androhung der Sperrung der Temperalien, auszuflößen zu lassen. Während nun General Stutterheim, der die dritte feindliche Armee kommandirte, Troppau in Besitz genommen hatte, fand sich der Käufer des Holzes bey mir in Freyenwalde ein, woselbst das verhandelte Holz stand, brachte das Geld mit und wollte flößen. Allein ich zeigte ihm den Hofverbot vor, und schlug ihm die Erlaubniß dazu gänzlich ab. Untröstlich darüber eilte er nach Troppau, wandte sich an den General Stutterheim und brachte mir von diesem nach acht Tagen folgende Ordre zurück:

Es wird hiermit dem Amtshauptmann zu Freyenwalden, Herrn von Dittersdorf befohlen: bey Angesicht dessen das von dem Kaufmann Tasso zu Neiße bereits behandelte Bauholz, bestehend in 8000 Klaftern, nach Neiße flößen zu lassen; im Verweigerungsfalle aber zu gewärtigen, daß ich gegenwärtige Ordre durch Feuer und Schwerdt mit-

mittelst eines hinlänglichen Kommando's etequi-
ren lassen werde.

v. Stutterheim.

Ich ließ mich aber durch diese Ordre nicht intimidiren, verweigerte schlechterdings die Flöße, behielt diese Ordre an mich und schickte den Ueberbringer unverrichteter Sache wieder fort. Zugleich meldete ich meine Prozedur dem Landeshauptmann, der sich mit seiner Familie hieher geflüchtet hatte. Was ist Ihre Meynung: sagte er. — Keine andere, antwortete ich, als: eine Abschrift wird dem kommandirenden General der hiesigen Vorposten, das Original aber an Herzog Albert, der die Inspektion über die mährischen Armeen hat, gesendet, dabey die Verweigerung notifizirt, aber zugleich um hinlänglichen Schutz gebeten. — Gut, sagte er, das sind auch meine Gedanken. Ich übernahm es beyde Berichte zu machen, und in zwey Stunden war Alles geschehen. Der Landeshauptmann mußte den Bericht mit unterzeichnen. Wir schickten ihn durch einen Kourier in das Lager des Herzogs, das zwischen Mähren und Böhmen stand; der andere aber ward an den Kommandanten durch das Militair befördert. In acht Tagen kam ein Rückschreiben von Sr. Königl. Hoheit, in welchem unser Benehmen sehr gnädig belobt ward und uns Schutz versprochen wurde. Auch war, ehe acht Tage um waren, eine Verstärkung von einem Infanterieregiment, fünf Eskadrons Husaren, einem Dragonerregiment, drey Freybataillons und zwey Bataillons Kroaten da. Allein zugleich enthielt das Schreiben die strenge Weisung, daß wir uns nicht den mindesten Verdacht einer Partheylichkeit für den Feind zu Schulden kom-

kommen lassen sollten, mit dem Zusatz: daß jeder kaiserliche Officier, der nach unserer Gegend käme, die Instruktion erhalten würde, auf uns genau zu vigiliren und den kleinsten Anschein wider uns alsobald der Behörde anzuzeigen. Obgleich wir nun zwar wußten, daß man uns deshalb nicht das Mindeste aufzubürden im Stande seyn würde, so mußte es uns doch sehr unangenehm seyn, daß uns jeder Officier gleichsam zu belauschen den Auftrag hatte.

Uebrigens ward mir bald hier bald da eine Falle gestellt, worin der Feind mich gelockt haben würde, wenn ich einfältig genug dazu gewesen wäre. Nur ein Beyspiel.

Ein preußischer Obristlieutenant von Scholten hatte sich mit einem Bataillon in das Johannisberger Schloß postirt. Er hatte einige Kanonen und ein Paar Haubitzen bey sich, verschanzte sich zu Johannisberg bis an die Zähne, nahm die fürstlichen Einkünfte in Beschlag, brandschatzte Städte und Dörfer, Pfarren und Klöster und setzte sich hier fest, weil er durch das Glatzische gedeckt war. Da er in den umliegenden Gegenden noch fünf Bataillons Infanterie und zehn Eskadrons Kavallerie zu seiner Disposition hatte, so machte er verschiedene Versuche nach Frewaldau einzudringen, um sich auch von dem Gebürge Meister zu machen. Allein da die beyden Pässe dahin, nämlich Setzdorf und Saubübel, von der Natur so befestigt waren, daß sie mit wenigen Truppen vertheidigt werden konnten, so mußte er jedesmal wieder abziehen. Gern hätte er das ganze Frewaldauer Amt, in welchem sich ein Städtchen und 27 Dörfer befanden, in Kontribution gesetzt.

Da er das nun mit Gewalt nicht durchsetzen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu einer List, die — gerade heraus gesagt — einfältig war.

Ich erhielt nämlich durch den Amtsdiener von Johannisberg, dem er ab- und zuzugehen erlaubte, ein eigenhändiges Schreiben von ihm, das folgendergestalt lautete:

> Ich brenne vor Begierde einen Mann, dessen großes musikalisches Talent ich schon längst verehre, da ich ein außerordentlicher Freund der Musik bin, von Person kennen zu lernen. Um diese Wonne zu genießen, lade ich Sie auf Morgen Mittag auf eine Soldatensuppe nach Johannisberg ein. Mit offenen Armen erwartet
>
> Ew. Hochwohlgebornen
>
> Dero
>
> ergebenster Freund und Diener
>
> von Scholten
>
> Königl. Preuß. Obristlieutenant.

Die Antwort, welche der Amtsdiener, als ich das Schreiben gelesen hatte, darauf mündlich erhielt, war: Wofern Er sich noch einmal unterstehen wird, mir ein solches Schreiben vom Feinde zu bringen, so laß ich Ihn krumm schließen und schicke Ihn an den kommandirenden kaiserlichen General. Sage er dem Herrn Obristlieutenant Scholten, ich habe nicht Lust mich, wegen einer Soldatensuppe und seines Empfangs mit offenen Armen, freywillig als Geisel in des Feindes Hände zu liefern.

fern. Und nun geh er seiner Wege! — Das Billet schloß ich in den Bericht, den ich von dem Vorfalle machte, und erhielt vom General dafür ein sehr angenehmes Belobungsschreiben.

Unsere Blockade dauerte bis zum Frieden so fort, und gewöhnlich wurden die Kaiserlichen alle vierzehn Tage, sowohl an jenen beyden Päßen als auch in Zuckmantel selbst allarmirt. Man sah aber bald, daß es blos geschahe, den kaiserlichen Corps dadurch Beschäftigung zu geben um die Gebürge zu decken und sie zu verhindern, die preußischen Transporte anzugreifen, die alle vierzehn Tage zwey Meilen von Zuckmantel passiren mußten. General Wunsch machte zwar endlich einmal den Versuch, mit 20,000 Mann das Löwenörsche Corps in Zuckmantel anzugreifen, um es, wo nicht zu schlagen oder aufzuheben, wenigstens aus den Gebirgen zu verdrängen. Allein, so schnell und entschlossen sein Angriff war, so lief er doch fruchtlos ab und zwar eines Zufalls wegen, wodurch dieser schon im siebenjährigen Kriege berühmt gewordene und erfahrne General sich dennoch irre führen ließ. Die Erzählung davon würde aber hier zu weitläuftig seyn.

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird wieder hergestellt. Ovids Metamorphosen. Meine Unterredung mit Kaiser Joseph. Der Hofkapellmeister Greybig. Entstehung meiner deutschen Opern.

Nach dem Teschner Frieden hielt sich der Fürst noch einige Zeit in Brünn auf, um das Schloß wieder herstellen zu lassen, das durch die Feinde größtentheils verwüstet worden war. Nach seiner Zurückkunft in Johannisberg meldeten sich einige Glieder der Hofkapelle, die vor dem Kriege entlassen worden waren, und der Fürst nahm sie sogleich wieder in seine Dienste. Statt der übrigen wurden neue verschrieben und zu Anfange des Winters war die Kapelle wieder hergestellt. Zu einem Theaterpersonale wollte der Fürst sich nicht verstehen, weil die Güter, die durch die Feinde ruinirt waren, große Summen erforderten, um wieder hergestellt zu werden.

Ich

Ich wohnte zwar noch immer in Freywaldau; aber alle Augenblicke verlangte der Fürst nach mir und ich mußte nach Johannisberg, wo er mich manchmal acht bis vierzehn Tage festhielt. Ich war ihm einmal unentbehrlich geworden. Meine Ausgeschäfte litten nun aber keine solche öftern Abwesenheiten, daher wurde, wie vormals, wiederum ein Amtsverweser statt meiner angestellt, und ich zog wieder nach Johannisberg. Hier kaufte ich mir einen Platz, baute ein Haus und legte mir einen schönen Garten an. Dies entblößte mich aber nicht nur von meiner Baarschaft, sondern ich gerieth auch obendrein noch in eine Schuldenlast von beynahe 5000 Gulden.

Schon seit einigen Jahren war ich von der musikalischen Wittwen-Sozietät in Wien ersucht worden, zu ihrem Benefiz abermals ein Oratorium zu schreiben. Ich entschloß mich endlich dazu, und im Jahre 1786 zu Ende der Fasten führte ich daselbst meinen Giobbe oder Hiob auf. Die Wiener Blätter wußten viel darüber zu sagen; allein es steht mir nicht an, ein Mehreres davon zu erwähnen, als daß die ersten beyden Aufführungen der Gesellschaft einen reinen Gewinn von 1700 Gulden einbrachten.

Bey meiner diesmaligen Anwesenheit in Wien traf ich sieben auswärtige Virtuosen auf der Violine an, die Alle auf Spekulation da waren und unvermuthet zusammen trafen. Die vorzüglichsten darunter waren: Jarnowick, Frenzel der Vater, und ein gewisser S. aus dem Reiche. Des letztern Vorzüge, womit er bis zum Ekel prangte, bestanden aus Doppelgriffen und Arpeggio's, bey welchen er aber alle Augenblick

ungeſchickte Transitionen machte und den Regeln der Setzkunſt zuwider handelte, weshalb er jedem ächten Kenner mißfallen mußte.

Schon vor drey Jahren gerieth ich auf den Einfall aus Ovids Metamorphoſe einige derſelben als Stoffe zu charakteriſirten Sinfonien zu bearbeiten, und bey meiner Ankunft in Wien war ich bereits mit zwölf ſolcher Sinfonien fertig. Um mich für meine Reiſekoſten nach Wien zu entſchädigen, gründete ich hierauf eine Spekulation, wegen welcher ich, merkwürdiger Nebenumſtände wegen, etwas weitläuftig werden muß.

Auf beſondere Erlaubniß des Kaiſers Joſeph, welche mir ein gewiſſer Herr v. Bourguignon auswirkte, hatte ich ſechs ſolche Sinfonien für den großen Saal im kaiſerl. Augarten, gegen Einlaßbillets zu zwey Gulden angekündigt, und ſelbſt der Herr Baron van Swieten hatte hundert Stück davon zu vertheilen übernommen. Allein da gegen den beſtimmten Tag ſchlechtes Wetter einfiel, welches anzuhalten drohete, ſo erſuchten mich meine Abonnenten die Ausführung auf beſſer Wetter zu verſchieben. Ich ging zur Policey und bat um die Erlaubniß, meine Anzeigen widerrufen und einen andern Tag nach Konvenienz feſtſetzen zu dürfen; allein man erklärte mir, daß dazu eine neue Kabinetsordre nöthig ſey, die ich aber, wenn es mir darum zu thun wäre, noch eben heute erhalten könne. „Gehen Sie nur," ſagte der Präſident, „gleich nach Hofe in den ſogenannten Kontrolirgang; die mittlere Thüre daſelbſt führt zu dem Eingange in des Kaiſers geheime Kanzley. Rechts, in einem kleinen Stübchen werden Sie einige Leiblakeyen

des

des Kaisers finden; lassen Sie Herrn von Bourguignon herausrufen; dieser wird Ihnen die Erlaubniß verschaffen, und vielleicht wird der Kaiser selbst mit Ihnen sprechen!“ — Desto besser! sagte ich und zieng sporenstreichs nach Hofe.

Da ich nun schon wußte, daß man mit dem Kaiser kurz, deutlich und dreist — ohne zu kriechen, sprechen müsse, so nahm ich mir vor dieser Richtschnur zu folgen. Der Leiblakey meldete mich dem Herrn von B.; statt seiner aber kam der Kaiser selbst und folgender Dialog begann unter uns.

Der Kaiser. Aha! Sieh da! Was wollen Sie von mir?

Ich. Von Ew. Majestät will ich Nichts.

Kaiser. Wie so?

Ich. Weil die Sache zu unbedeutend ist, um Ew. Majestät damit zu behelligen. Ich wollte blos H. v. Bourguignon sprechen.

Kaiser. (launigt) Nun, wenn's kein Geheimniß ist, so will ichs dem Bourguignon melden.

Ich. (ebenfalls launigt) O das ist nicht nöthig. Ew. Majestät können Selbst dezidiren. Das wäre mir desto lieber.

Kaiser. (wie vorher) Kommen Sie herein! (Er führte mich in ein kleines Zimmer, welches neben der geheimen Kanzley war) Nun! was giebts?

Ich. Der Polizey-Präsident schikt mich her.

Kaiſer. (immer launigt) Oho! Der Polizey-Präſident? Haben Sie was angeſtellt? Sind Sie der Keuſchheitskommiſſion etwa in die Kluppe gerathen?

Ich. (eben ſo) O da würde mir die Polizey bereits ein Plätzchen angewieſen haben und ich hätte jetzt nicht die Gnade —

Kaiſer. Nun! Heraus mit der Katze aus dem Sacke!

Ich. Meine Abonnenten wollen, daß ich wegen der üblen Witterung meine Muſik im Augarten verſchieben ſoll. Der Polizey-Präſident kann mir ohne Hofbewilligung die Erlaubniß nicht ertheilen, und eben deswegen bin ich hier.

Kaiſer. (in die Thür der geh. Kanzley tretend) Hören Sie, Bourguignon! Schreiben Sie an den Polizey-Präſidenten ein paar Zeilen, daß ich dem Dittersdorf erlaube, ſeine Muſik im Augarten ſo lange zu verſchieben, als er es für zuträglich findet. (Zu mir) Apropos! Ihr Oratorium Hiob hat mir außerordentlich gefallen und ich hab mir Ihre Partitur abſchreiben laſſen; Sie werden doch nichts dawider haben?

Ich. Ich bin doppelt glücklich, wenn ich auch den Beyfall eines ſo großen Kenners, wie E. M. ſind, eingeärndtet habe.

Kaiſer. (kalt ſcheinend) Schmeicheleyen kann ich nicht leiden; ich liebe nur Wahrheit.

Ich. Deſto beſſer; denn ich habe Wahrheit geſprochen.

Kaiſer. (kurze Stille) Haben Sie die fremden Virtuoſen auf der Violine gehört?

Ich. Sieben habe ich gehört.

Kaiſer. Da Sie ſelbſt ein großer Virtuos auf der Violine ſind — —

Ich. Geweſen vielleicht, aber jetzt nicht mehr — —

Kaiſer. Warum nicht?

Ich. Weil ich ſeit einigen Jahren nicht mehr ſpiele.

Kaiſer. Gleich viel. Dennoch ſind Sie immer ein judex competens. Welcher iſt der Beſte unter den ſieben?

Ich. (die Achſel zuckend) Ich möchte nicht gern einen auf Unkoſten der Andern loben. Ich will daher ſagen, daß jeder etwas Gutes hat; einer in dieſem, der Andere in jenem.

Kaiſer. Die gewöhnliche Virtuoſen-Modeſtie! Ich will genau wiſſen, welcher Ihnen am meiſten gefällt.

Ich. Jarnowich.

Kaiſer. Nun was hat denn dieſer Gutes?

Ich. Er zieht einen ſchönen Ton aus ſeinem Inſtrumente — hat eine reine Scala — ſpielt ſein Allegro mit Präziſion — ſingt vortreflich im Adagio — hat hier und da gewiſſe Minauderien. — —

Kaiſer. Und iſt kein ſolcher Faſelhans wie Lolli — — —

Ich. Und was das Schönste ist: Er spielt degagirt, ohne zu grimassiren. Mit einem Wort: er spielt für die Kunst und für das Herz.

Kaiser. Er spielt so, als wie Dittersdorf einmal spielte. Nun! Das ist mir lieb, daß Sie gerade der Meynung sind, der ich bin. — — — Was halten Sie vom S.? Sagen Sie es mir gerade heraus.

Ich. Wenn es E. M. ausdrücklich so befehlen, so will ich gerade heraus sagen, daß er mir mit seinen Doppelgriffen und Arpeggio's, mit denen er beständig leyert, Ekel und Langeweile verursacht hat.

Kaiser. Bravissimo! Das Nämliche hab ich auch gesagt, und dennoch soutenirt ihn Greybig per la vita, und disputirt beständig deswegen mit mir. Aber heute noch will ich ihn still machen und ihm sagen, daß ich Sie zum Schiedsrichter gemacht hätte und Sie gerade das Nämliche decidirt hätten, was ich immer behauptet habe. Nun will ich ihn recht scheren, den Hanswurst. Ha, ha!

Ich. (mit anständiger Laune) Behüte Gott! Da werden mir E. M. den Greybig auf den Hals hetzen, und ich will mich lieber in seine Gnade, als in sein Maul rekommandiren.

Kaiser. (lachend) Sie werden sich doch wohl nicht vor dem Hanswurst fürchten?

Ich. O gar sehr! Denn wenn er gewahr wird, daß ich nicht seiner Meynung bin, so wird er mir ein noch garstigeres Lob beylegen, als dem Haydn und Mozart.

Kai-

Kaiſer. Ihr Urtheil iſt ſchon längſt gefällt.

Ich. O weh mir!

Kaiſer. Es iſt nicht ſo ſchlimm, als Sie befürchten. Wollen Sie es hören?

Ich. Ich bin begierig.

Kaiſer. Er ſagt: als Violiniſt glichen Sie einem guten Prediger, der aber mehr Beleſenheit in dem alten, als in dem neuen Teſtamente zeigt.

Ich. Satyriſch genug.

Kaiſer. Dagegen ſagt er von Ihrer Kompoſition: Sie iſt eine wohlbeſetzte und zierlich angerichtete Tafel. Die Speiſen ſind alle ſchmackhaft bereitet, man kann von jeder Schüſſel eine gute Portion genießen und riskirt doch keine Indigeſtion. Bey dem Urtheile über Ihre Kompoſition gebe ich dem Greybig vollkommen recht.

Ich. Ew. Majeſtät ſind zu gnädig.

Kaiſer. Einem Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, iſt keine Gnade. — Sind Sie noch immer in Schleſien angeſtellt?

Ich. Ja! Ew. Majeſtät.

Kaiſer. Als was?

Ich. Als Amtshauptmann und Regierungsrath.

Kaiſer. Was für Geſchäfte haben Sie dabey zu beſorgen?

Ich. Publica, Politica et Iudicialia.

Kaiſer. (ernſthaft) So? Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?

Ich. Ich ſtehe ſchon dreyzehn Jahre in dieſem Poſten, und habe noch keine Ausſtellung bekommen.

Kaiſer. Das freut mich. Aber wo Tauſend haben Sie die Kenntniſſe zu Ihrem Amte geſammlet?

Ich. Es wäre mir eine unauslöſchliche Schande, wenn ich, der ich in Wien geboren und erzogen bin, nichts anders als blos Violinſpielen und Komponiren gelernt hätte.

Kaiſer. (mit noch mehr Ernſt) Hm! Ihre Antworten ſind ſehr rund.

Ich. (in ehrfurchtsvollem Tone) Man hat mich belehrt, daß man E. M. kurz, bündig, rund und aufrichtig antworten müſſe. Hab ich gefehlt, ſo bitt' ich um Gnade.

Kaiſer. (ſanfter) Man hat Sie ganz recht belehrt, und Ihre Antworten haben mich nicht beleidigt. (Nach einer kleinen Pauſe mit ſeiner vorigen leutſeligen Miene) Haben Sie den Mozart ſpielen gehört?

Ich. Schon dreymal.

Kaiſer. Wie gefällt er Ihnen?

Ich. So wie er jedem Kenner gefallen muß.

Kaiſer. Haben Sie auch den Clementi gehört?

Ich. Ich habe ihn auch gehört.

Kaiser. Einige ziehen ihn dem Mozart vor, worunter Greybiz à la Tête ist. Was ist Ihre Meynung hinüber? Gerade heraus!

Ich. In Clementi's Spiel herrscht blos Kunst, in Mozarts aber Kunst und Geschmack.

Kaiser. Eben das habe ich auch gesagt. Ist es doch gerade, als wenn wir beyde aus einerley Buch studirt hätten.

Ich. Das haben wir auch und zwar, aus jenem großen Buche Erfahrung.

Kaiser. Was sagen Sie zu Mozarts Komposition?

Ich. Er ist unstreitig eins der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Komponisten gekannt, der so einen erstaunlichen Reichthum von Gedanken besitzt. Ich wünschte, er wäre nicht so verschwenderisch damit. Er läßt den Zuhörer nicht zu Athem kommen; denn, kaum will man einem schönen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer herrlicher da, der den vorigen verdrängt, und das geht immer in einem so fort, so daß man am Ende keine dieser Schönheiten im Gedächtniß aufbewahren kann.

Kaiser. In seinen Theaterstücken hat er den einzigen Fehler, daß er, wie sich die Sänger sehr oft beklagt haben, dieselben mit seinem vollen Akkompagnement übertäubt.

Ich. Das sollte mich wundern. Man kann ja auch Harmonie und Begleitungsspiel anbringen, ohne die Kantilena zu verderben.

Kai-

Kaiſer. Dieſe Gabe beſitzen Sie meiſterlich. Ich habe ſolches in Ihren beyden Oratorien Eſther und Hiob bemerkt. — Was ſagen Sie zu Haydn's Kompoſition?

Ich. Von ſeinen Theaterſtücken habe ich keines gehört.

Kaiſer. Sie verlieren nichts dabey; denn er macht es gerade ſo, wie Mozart. Was halten Sie aber von ſeinen Stücken für die Kammermuſik?

Ich. Daß ſie in der ganzen Welt Senſation machen, und das mit allem Rechte.

Kaiſer. Tändelt er nicht manchesmal gar zu viel?

Ich. Er hat die Gabe zu tändeln, ohne jedoch die Kunſt herabzuwürdigen.

Kaiſer. Da haben Sie Recht. (Nach einer Pauſe) Ich habe ſchon vor einiger Zeit zwiſchen Mozart und Haidn eine Parallele gezogen. Ziehen Sie mir auch eine, damit ich ſehe, ob ſie mit der meinigen übereinſtimmt.

Ich (nach einer Pauſe.) Wollten mir E. M. erlauben, vorher noch eine Gegenfrage zu thun?

Kaiſer. Immer zu!

Ich. Was ziehen E. M. für eine Parallele zwiſchen Klopſtock und Gellert?

Kaiſer. Hm! daß beyde große Dichter ſind. — Daß man Klopſtocks Werke öfter als einmal leſen müſſe, um alle ſeine Schönheiten zu verſtehen — daß hin-

hingegen Gellerts Schönheiten schon beym ersten Anblick unverhüllt da liegen.

Ich. Hier haben E. M. meine Antwort.

Kaiser. Mozart wäre also mit Klopstock, und Haydn mit Gellert zu vergleichen?

Ich. So halte ich wenigstens dafür.

Kaiser. Scharmant! Nun haben Sie mir wieder ein Stäbchen in die Hand gegeben, womit ich dem Grebbig auf seinen Gänseschnabel klopfen will.

Ich. Darf ich so kühn seyn, E. M. um Ihre Parallele zu fragen?

Kaiser. Die sollen Sie gleich erfahren. Ich verglich Mozarts Komposition mit einer goldenen Tabatiere, die in Paris gearbeitet, und Haydns Komposition mit einer, die in London verfertiget ist. (Indem er an die Kanzleythüre trat) Sind Sie fertig, Bourgignon? (Dieser brachte ihm einen Zettel; zu mir) Es freut mich, daß ich Sie näher kennen gelernt habe. Ich finde an Ihnen einen ganz andern Mann, als Sie mir beschrieben worden sind.

Ich. Wie das? Ew. Majestät?

Kaiser. Man hat mir gesagt, daß Sie ein Egoist wären, der weder einem Virtuosen noch einem Komponisten die mindeste Ehre gönnte. Dies bewog mich Ihnen auf den Zahn zu fühlen. Es ist mir aber lieb, daß ich gerade das Gegentheil erfahren habe. Nun will ich gewissen Leuten — einer ist zwar schon vorlängst ad patres gegangen — den Kopf tüchtig waschen. (Er gab mir den Zettel.) Hier haben Sie die

Er-

Erlaubniß, Ihre Musik im Augarten zu geben, wenn Sie wollen. Adieu! (Er ging in die geheime Kanzley, und ich zur Polizey.)

Um den Greybig, von dem in diesem Gespräche die Rede war und mit welchem der Kaiser seiner närrischen Aufgeblasenheit wegen sich bisweilen gern einen Spaß zu machen pflegte, etwas kenntlich zu machen, so will ich nur eine Anekdote von ihm zum Besten geben.

Der Kaiser gieng eines Abends ins Marinellische Theater in der Leopoldsstadt. Kasperl sang, als Nachtwächter, eine Arie außerordentlich komisch. Der Kaiser, dem sie sehr gefiel, ließ sie sich abschreiben und, da er eine gute Baßstimme hatte, so sang er sie bey seiner Kammermusik. Er wiederholte diese Arie einige Male und legte allmählich immer mehr die Lazzi's des Kasperl hinein. „Nun, was meynt Er?“ fragte er einmal den Greybig, „habe ich die Arie so vorgetragen, wie Kasperl?“ — O! O! O! versetzte Greybig mit seiner gewöhnlichen Begeisterung; bey meiner armen Seele! Ew. Majestät sind der leibhafte Kasperl! — Der Kaiser lachte überlaut! „Mein lieber Greybig!“ sagte er endlich. „Er ist doch wahrhaftig ein Erzgrobian! Heißt mich da im Angesicht meiner Kapelle einen Kasperl!“ — Ey! Ey! Ey! antwortete Greibig, so habe ichs nicht gemeynt; es ist mir nur so herausgeplatzt; da muß ich um Verzeihung bitten. „O,“ erwiederte der Kaiser, „es ist ihm schon verziehen. Er weiß ja selbst, daß man gewissen Leuten nichts übel nehmen kann.“ — Das sind wohl gar Narren? — „Getroffen!“ erwiederte

derte der Kaiſer. „Indeſſen hat Er ſich dafür, daß ich Ihn öfters einen Hanswurſt geheißen habe, gut revangirt. Thut aber nichts zur Sache; denn der Unterſchied iſt der, daß ich, nur ſo lange ich ſang, Kasperl war; Er aber immer und ewig per omnia ſaecula ſaeculorum, ein Hanswurſt bleiben wird!“ —

So wie die Witterung ſchön wurde, gab ich meine erſten ſechs ovidiſchen Sinfonien im Augarten; die letzten aber acht Tage ſpäter im Theater. Nach Abzug der ſehr anſehnlichen Koſten — außer der Kopiatur hatte ich ein Orcheſter von vierzig Perſonen zu bezahlen — gewann ich dreymal ſo viel als meine Hin- und Herreiſe koſtete.

Schon war ich im Begriff mein Bündel zu ſchnüren, als der Schauſpieler, Stephani der jüngere, der zugleich die Aufſicht über die deutſche Oper hatte, mich im Namen der Direktion erſuchte, für das gewöhnliche Honorar von hundert Dukaten eine deutſche Oper zu ſchreiben. Ich willigte ein; Herr Stephani beſorgte das Gedicht und in einem halben Jahre wurde der Doktor und Apotheker aufgeführt. Auf abermaliges Verlangen der Direktion ſchrieb ich noch zwey deutſche Opern und eine italieniſche, alleſammt in Zeit von ſieben Monathen. Meine drey deutſchen Werke: Doktor und Apotheker, Betrug durch Aberglauben und die Liebe im Narrenhauſe giengen alle Stelle, wie die Italiener ſagen; aber die italieniſche Oper: Democrito fiel durch.

Ehe ich im Februar 1787 meine Rückreise nach Schlesien antrat, gieng ich zum Kaiser, um mich für die Belohnung für meine vier Opern zu bedanken. Er führte einen ähnlichen Dialog mit mir, kur daß er mir diesmal mein Urtheil über die italienischen Opern, die ich in Wien gehört hatte, abfrug. Ich sagte ihm meine Meynung frey heraus, lobte was mir gefallen, und tadelte was mir mißfallen hatte. „Ich bilde mir," sagte er unter andern, „wirklich etwas auf meine Kenntniß der Musik ein, weil mein Urtheil immer mit dem Ihrigen zusammenstimmt. — Wann gedenken Sie abzureisen?"

Ich. Uebermorgen.

Kaiser. (Nachdem er einigemal nachdenkend auf und abgegangen) Können Sie Ihre Abreise nicht auf acht Tage verschieben?

Ich. Wenn Ew. Majestät befehlen.

Kaiser. Gut! Thun Sie das, und hören Sie! Auf künftigen Sonnabend will ich Ihren Apotheker wiederholen lassen und ich glaube, es wird dem hiesigen Publikum angenehm seyn, wenn Sie selbst Ihre Oper noch einmal dirigiren und zugleich in den Anschlagszettel setzen lassen, daß Sie, um sich bey dem Publikum zu beurlauben, dieselbe noch einmal zu guterletzt dirigiren würden.

Ich. Wie Ew. Majestät befehlen.

Kaiser. Nun es bleibt dabey. Ich will selbst im Theater erscheinen und Sie noch einmal sehen. Adieu indessen!

Ich besorgte Alles und meine Oper wurde aufgeführt. Am folgenden Morgen ward mir von dem Herrn von Horwath, dem Oberbuchhalter über alle Theaterkassen, eine Rolle mit 200 Ducaten von Seiten des Kaisers zugestellt, der so gnädig gewesen war, mir die ganze Einnahme meiner Oper zu schenken. Auf Anrathen jenes Mannes eilte ich sogleich zum Kaiser, ehe er noch in die Messe gieng, um mich dafür zu bedanken. Er nahm mich abermals gnädig auf, unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte mir manches Schmeichelhafte über meinen ernsthaften und komischen Styl und entließ mich endlich mit den Worten: „Kommen Sie nach Wien so oft Sie wollen und es Ihre Geschäfte zulassen. Melden Sie sich jedesmal bey mir; ich werde Sie immer gern sehen, besonders da wir Beyde in Betracht der Musik einerley Meynung sind.“

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Trübe Aspekten in Johannisberg. Vorboten des Podagra's. Meine Unterredung mit dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau.

Bey meiner Zurückkunft in Johannisberg zahlte ich mit dem in Wien erworbenen Gelde einen hübschen Theil meiner Schulden ab. Aber an dem fürstlichen Hofe traf ich gewaltige Veränderungen an.

Man hatte die Absicht, die im Kaiserlichen gelegenen Bisthumsgüter von dem jenseitigen Bisthum zu separiren und nach dem Tode des Fürstbischoffs zum Religionsfond zu schlagen. Damit aber die Güter bey Lebzeiten desselben nicht deteriorirt werden könnten, so wurde dem mährischen k. k. Staatsgüter-Direktor Baron Kaschnitz die Administration darüber aufgetragen. Dieser trat dieselbe schon im Jahre 1785 an, warf dem Fürsten jährlich 14000 Fl. aus, ließ ihm doch aber dabey noch die Kosistorial- und andere Gebühren. Die Beamten wurden in kaiserlichen Eid genommen und ihre Ein-

Einkünfte ziemlich beschnitten. Ich verlohr ansehnlich dabey; denn statt 2700 Fl., die ich vorhin einzog, ward ich nun auf 1800 Fl. gesetzt.

Während meines Aufenthalts in Wien überwarf sich der Fürst mit der Administration, reichte bey Hofe eine Klage ein, aber er hatte das Schicksal, daß ihm das himmelschreiendste Unrecht — — doch, ich will meine Gedanken hierüber für mich behalten. Genug das Resultat davon war, daß der Fürst statt der vorhin ausgesetzten 14000 Fl. — welch ein unerhörter Abfall; fortan nur 4000 Fl. jährlich erhielt. — Ich enthalte mich aller Bemerkungen darüber, die ich in der Bitterkeit meines Herzens darüber machen könnte. Aber so gehts, wenn man — — doch still davon!

Bald nach dieser für den Fürsten so unglücklichen Sentenz starb Friedrich der Zweyte. Der Fürst schrieb an seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm und bat um Wiedereinsetzung in das Bisthum zu Breslau. Der neue König war dazu nicht ungeneigt und schickte des Fürsten Supplik an die Kammer nach Breslau, um ihm einen Vorschlag zu machen, wie es am füglichsten geschehen könnte. Die Kammer machte aber ihren allerunterthänigsten — Kammerbericht, daß die Wiedereinsetzung an sich gar keine Schwierigkeit haben könne; da aber die bisherigen Bisthumseinkünfte als Fond zu einigen Staatsnothdurften angewiesen wären, so möchten Se. Königl. Majestät die allerhöchste Gnade haben, einen andern Fond statt diesem zu assigniren. — Man konnte mit Händen greifen, daß die Breslauer Kammer die Administration der Bisthümer — leicht zu errathen warum? — nicht gern

aufgab, und also bezweckte sie ihren Wunsch. Der königliche Bescheid fiel sonach dahin aus:

> daß man in die Wiedereinsetzung des Fürstbischoffs in die königl. preußischen Staaten nicht willigen könne; jedoch wolle man demselben, um ihn nicht ganz trostlos von dem königl. Throne abzuweisen, von den im preußischen Schlesien sequestrirten Bisthumbgütern so viel jährliche Zubuße akkordiren, als derselbe dermalen aus den im Kaiserlichen gelegenen Gütern am Einkünften zu beziehen gründlich erweisen würde ꝛc.

Da diese nun, wie man im Preußischen ohne weitere Beweise sehr wohl wußte, sich auf nicht mehr als 4000 Fl. beliefen, so wurden ihm auch dieser Seits eben so viel angewiesen; mithin bestanden des Fürsten jährliche Revenüen in omni et toto in 8000 Gulden! Der gute Herr war also nur zu sehr nothgedrungen, sich einzuschränken, und also mußten einige der höher bezahlten Mitglieder der Kapelle entlassen werden.

Unterdeß hatten sich in Johannisberg seit der Entstehung der Kapelle eine Menge Dilettanten und Dilettantinnen gebildet, unter welchen letztern des verst. Landeshauptmanns Tochter, Frevin von Zedlitz, desgleichen zwey Baroneſſen von Tauber recht brave Sängerinnen geworden waren. Mehrere von den vorigen Musikern hatten Civilbedienungen erhalten, und waren also hier geblieben. Dazu kamen noch zwey Regierungsräthe von Böhm und Richter, die im Orchester, und noch eine Anzahl von Bürgersöhnen und Töchtern, die zum Gesange sehr brauchbar waren. Da nun diese alle,

um dem gekränkten Fürſten ein Vergnügen zu machen, unentgeltlich mitſpielten und ſangen, ſo war unſere Kapelle durch dieſe Beyhülfe doch noch ſo ziemlich beſtellt. Ja ich ließ ſogar nicht nach, bis wir wieder ein kleines Theater hatten. Allein dieſes wurde nicht auf dem Schloſſe, ſondern in der bürgerlichen Schießſtadt errichtet. Der Fürſt gab zur Wiederherſtellung deſſelben aus ſeiner Chatoulle, in der er noch einen artigen Nothpfennig hatte, ein paar hundert Gulden her.

Um aber einen Fond zur Fortſetzung unſerer Opern zu haben, gerieth ich auf den Einfall, zum Beſten des Armeninſtituts der Staot und des ganzen Kirchſprengels der dortigen Pfarre, für Geld ſpielen zu laſſen, und führte bezahlte Entree ein. Beym Eingang an der Kaſſe ſaßen der Oberkapelan, als der Oberaufſeher des Armenweſens, eine Magiſtratsperſon und die beyden Armenwächter, welches anſehnliche Bürger waren. Nach Abzug aller Koſten befand ſich die Armenanſtalt dennoch ganz wohl dabey; denn nach der erſten öffentlichen Jahresberechnung hatte ſie nicht allein alle verſorgt, ſondern noch einen Ueberſchuß von vier bis fünfhundert Gulden. Während dieſer Epoche ſtopfelte ich, nebſt den drey deutſchen in Wien aufgeführten, noch mehrere Opern zuſammen, wovon viele ſammt jenen auf ſo mancher Bühne Deutſchlands gegeben werden. Aber es kamen die Vorboten eines Uebels daher geſchlichen, das mich ſeitdem grauſam verfolgt hat.

Allgemach fand ſich in meinen Vorderfüßen ein Schmerz ein, den des Fürſten Leibmedikus Stolle für Kennzeichen des herannahenden Podagra's erklärte. Die Veranlaſſung dazu war folgende.

Im ſpäten Herbſt des 1738 Jahres erhielt ich aus Breslau von Seiten des Generals der Infanterie, des Prinzen Hohenlohe, nachmahligen Gouverneurs von Breslau eine Stafette, worin er mir Nachricht gab, daß der König zur Revüe bey ihm ſoupiren und er zu deſſen Amüſement ein Konzert veranſtalten wolle, um deſſen Arrangement willen ich gleich bey Angeſicht deſſen mit der Poſt nach Breslau kommen möchte. Trotz meines Uebelbefindens ſetzte ich mich an demſelben Abende noch auf, fuhr die ganze Nacht hindurch, und des andern Morgens um zehn Uhr war ich ſchon in Breslau. Ein kalter Nordwind mit Regen untermiſcht inkommodirte mich ſo ſehr, daß ich die empfindlichſten Schmerzen in meinem linken Fuße hatte. Ich achtete es aber nicht ſonderlich und ließ mich gleich bey meiner Ankunft beym Prinzen melden, der mich ſogleich zum Mittagsmahle einlud. Wir beredeten das Gehörige wegen dem Konzert. Zwey Tage hernach kam der König und an demſelben Abende wurde das Konzert aufgeführt.

Kaum war die erſte Sinfonie vorbey, ſo kam der König mit den Worten an mich heran: „Ich habe dem Prinzen Hohenlohe viel Obligation, daß er mich durch Ihre Gegenwart ſo angenehm überraſcht hat. Ich freue mich Sie nach ſo vielen Jahren wieder einmal ſpielen zu hören.“ — Halten Ew. Majeſtät mir zu Gnaden, antwortete ich, ich ſpiele ſchon ſeit acht Jahren kein Solo mehr. — „O, ſagte der König, ich hoffe, daß Sie mir den Gefallen thun werden.“

Ich ſpielte und der Monarch war ſo gnädig zu ſagen, daß ich unmöglich vor zehn Jahren beſſer geſpielt haben könne. Zugleich bat er ſich meine vier neuen

Sin-

Sinfonien aus) sagte mir über meine Kompositionen viel Artiges und mit einem sehr gnädigen Kopfnicken entfernte er sich.

Am folgenden Tage Nachmittags um drey Uhr ward ich zum Könige gerufen. „Ich danke Ihnen, sagte er, für das gestrige Vergnügen und auch für die vier Sinfonien, die mir der Prinz in Ihrem Namen zugestellt hat.“

Ich. Ich hoffe, daß sie bey Ew. Majestät Orchester mehr Würkung machen werden.

König. Meine Kapelle ist ziemlich gut.

Ich. Das habe ich mir sagen lassen.

K. Ich wünschte Sie kämen einmal selbst nach Berlin, um sich davon zu überzeugen.

Ich. Künftiges Jahr werde ich mich E. M. zu Füßen legen.

K. Sie haben eine hübsche launigte Musik zum Apotheker geschrieben, ich habe sie schon in Berlin einigemal mit Vergnügen gehört.

Ich. Sie ist mein erster Versuch in diesem Genre.

K. Aber wo nehmen Sie alle die neuen Gedanken her?

Ich. Wenn ich so glücklich bin, bisweilen welche zu haben, so kommen sie von selber. Wenn man sie erst mühsam suchen muß, so hat man verlohren Spiel.

K. Das scheint der Fall mit dem K — zu seyn.

Ich. Sollte er etwa schon zu viel geschrieben haben, daß es ihm an Einfällen gebricht?

K. Das eben nicht. Es ist eine gewisse Sterilité in seinen Sachen. Und dennoch hat er keinen grössern Lobredner, als sich selbst.

Ich. Welch herrliche Aussicht für die Musik, daß wieder ein großer Monarch aufgestanden ist, der so vollkommene Kenntniß davon besitzt.

K. Kenner — das will ich eben nicht sagen, aber ein großer Liebhaber bin ich.

Jedermann weiß, daß der König Friedrich Wilhelm, wenn er auf Musik kam, sehr gern davon sprach. Es gelang mir durch verschiedene Fragen und Antworten seine Redseligkeit noch mehr zu reizen. Ich erzählte bey Gelegenheit ein paar passende Anekdoten, die ich ziemlich launigt vortrug, wodurch der König einigemal in ein schallendes Gelächter ausbrach. Ueber anderthalb Stunden war ich beym Könige. Endlich entließ er mich mit den gnädigsten Ausdrücken und erinnerte mich an mein Versprechen, nach Berlin zu kommen.

In der Antichambre traf ich den geheimen Kämmerier Rietz; Sie haben sich, sagte er, lange bey Sr. Majestät aufgehalten und des Königs heutige üble Laune verscheucht. — Ueble Laune? frägte ich — „Der König, fuhr er fort, war heute früh bey der Revüe sehr ungnädig und hat einige Stabsoffiziere in den Kasten geschickt. Gewöhnlich hält das denn so den ganzen Tag an. Allein wie ich aus dem Lachen des Königs schließe, haben Sie uns heute wieder einen guten König gemacht; denn wenn er wieder lacht, ist alles vergessen. — Ich habe, setzte er endlich hinzu, vom Könige den Auftrag,

Ihr

Ihnen für das gestrige Vergnügen und für Ihre Sinfonien dies kleine Andenken zu überreichen."

Es war ein prächtiger Brillant-Ring von Aqua prima; dreyhundert Dukaten am Werth.

O, sagte ich, haben Sie doch ja die Güte mich nochmahls bey Sr. Majestät zu melden, um mich für dies kostbare Geschenk persönlich bedanken zu können. — „Gerade, um Sie dessen zu überheben, hat der König Ihnen dies Andenken durch mich zustellen lassen. Ich wills aber wohl für Sie übernehmen.

Nach der Abreise des Königs blieb ich noch einige Tage in Breslau, und kam vor allem Wohlleben, bald bey dem Prinzen Hohenlohe, und bald in andern Häusern nicht zu mir selber. Aber dies Schlaraffenleben, nach jener nächtlichen Verkältung auf meiner Herreise, das ganze Tage lang Mittag und Abend anhielt, machte, daß die Prophezeihung des Doktors Stolle früher in Erfüllung gieng, als er und ich vermuthet hatten. Am vierten Tage stellte sich förmlich das Podagra ein und warf mich in Breslau auf das Bette. Neun Tage lang hatte ich Schmerzen, die nur die Adepten dieser überaus ungezogenen Krankheit kennen, und für jeden Andern unglaublich sind. Ich mußte mich in einem Bettwagen nach Johannisberg langsam, wie in einem Leichenwagen schleppen lassen, und als ich hier ankam, fand ich meine traurige Stätte wieder im Bette, worin ich fünf Wochen lang schmachten mußte. Lange Zeit mußte ich mich an einem Stocke herumschleppen, ehe ich den Gebrauch meiner Füße wieder erlangte.

Mäh-

Während diesem Winter machte ich Anstalten zu meiner Berliner-Reise, komponirte sechs neue Sinfonien, und da ich erfuhr, daß gegen Ende July die Erbstatthalterin von Holland, des Königs Schwester nach Berlin kommen würde und daselbst einen ganzen Monath hindurch große Feyerlichkeiten gehalten werden sollten, so wählte ich diesen günstigen Zeitpunkt dazu.

---

## Sechs und zwanzigtes Kapitel.

Meine Reise nach Berlin. Reichardt. Professor Engel. Ich werde vom König der Königin vorgestellt. Mein Oratorium Hiob wird im großen Opernhaus gegeben. Opern Medea und Protesilao. Madame Rieß. Theater-Debatten. Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen.

Meinen ältesten Sohn, — er war damahls ein Jüngling von funfzehn Jahren, und hatte viel Anlagen zur Komposition, nahm ich mit nach Berlin, theils um ihn mit der großen Welt bekannt zu machen, theils um ihn fremde Musiken, große Opern und Theater sehen und hören zu lassen.

Der König war seiner Schwester bis an die Grenze seines Landes entgegengereist und der ganze königliche Hof war so eben in Potsdam. Auf Anrathen schrieb ich dorthin an den König und bat um Verhaltungsbefehle, ob und wenn ich nach Potsdam kommen dürfe? Ich erhielt aber zur Antwort, ich möchte nur so lange in Berlin bleiben, der König würde mir Gelegenheit geben ihn gleich nach seiner Ankunft zu sprechen.

Wäh-

Während der Zeit ließ ich mich von Herrn Lippert, der ehemahls in Wien den Sichel in meinem Apotheker gemacht hatte, und den ich hier wieder traf, bey dem königlichen Kapellm ister Herrn Reichardt einführen. Er nahm es sehr wohl auf, daß ich ihm einen Besuch machte, behandelte mich äußerst höflich und freundschaftlich und erbot sich, mir alle mögliche Bekanntschaften zu verschaffen. Noch an demselben Abend führte er mich zu dem jetzigen königlichen Minister Struensee, wo ich nicht allein für denselben Abend zum Souper geladen wurde, sondern woselbst ich während meinem Aufenthalt über zehnmahl zu diniren und zu soupiren die Ehre hatte.

Reichardt hatte zu der bevorstehenden Feyerlichkeit die Claudine von Villa bella, von Göthe, komponirt. Ich hörte gleich eine Probe davon, wozu mir der berühmte Gelehrte, Hr. Professor Engel, welcher Direktor des deutschen Theaters in Gesellschaft Rammlers war, Gelegenheit verschaffte. Die Musik war würklich charmant. Während der Probe setzte sich Engel zu mir auf dem Parterre und folgendes Gespräch begann unter uns, dessen Mittheilung in gewisser Hinsicht nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Engel. Ist Ihnen dieses Stück schon bekannt?

Ich. Ich habe es eben gestern von Reichardt erhalten und heute durchgelesen.

E. Wenn Sie doch sich die Mühe nehmen wollten, eine Musik dazu zu machen.

Ich. Das werde ich nie thun.

E. Warum nicht?

Ich.

Ich. Aus mehreren Urſachen.

Engel. So? Wollten Sie nicht die Güte haben, ſich näher zu erklären?

Ich. Eine will ich Ihnen wohl ſagen, aber die anderen behalte ich in Petto. Ich ſchreibe nicht gern Jemanden nach, am wenigſten einem ſo renommirten Mann, wie Herr Reichardt. Solche muſikaliſche Turniere ſind nicht nach meinem Geſchmack, und ich amdire niemals irgend einen Komponiſten aus dem Sattel werfen zu wollen.

E. Ihre Beſcheidenheit iſt lobenswürdig; aber das Publikum verliert dabey offenbar.

Ich. Bey dieſem Stücke hier verliert das Publikum nichts; denn ich ſehe voraus, daß meine Muſik nicht gefallen würde, und mir iſt es wahrhaftig um die Mühe und um die herrliche Muſik leid, die Hr. Reichardt dabey verſchwendet hat.

E. Wäre etwa das Orcheſter — —?

Ich. Behüte! Nein. Sie thun alle ihre Schuldigkeit.

E. Oder ſind es die Sänger?

Ich. Noch viel weniger.

E. Nun! — So kann es nichts anders ſeyn, als Reichardts Muſik ſelbſt, die Ihnen nicht gefällt, Sie mögen nun ſagen was Sie wollen.

Ich. Bitte um Vergebung! Die Muſik, ich wiederhole es Ihnen, iſt ſo ſchön, daß ich ihren Verfaſ-

faſſer, wenn es anders meiner Denkungsart möglich wäre, darum beneiden könnte.

E. Sollte etwa die Schuld gar auf den Dichter fallen.

Ich. (Zuckte die Achſel.)

E. Ey! Ey! — Ich glaube doch mich ſo etwas auf Dramaturgie zu verſtehen, und habe ſeither noch keinen Fehler darin entdeckt. Vielleicht ſind Sie ſcharfſichtiger, als ich. Sagen Sie mir doch gefällig, ob Sie einen gefunden haben.

Ich. Ich wünſchte, daß alle Stücke, die ich geſchrieben habe und vielleicht noch ſchreiben werde, ſo rein wären als dieſes iſt.

E. Nun, das iſt mir zu hoch. Sie loben Poeſie und Muſik; finden weder an den Sängern noch an dem Orcheſter etwas auszuſtellen und ſcheinen doch keinen guten Erfolg prophezeihen zu wollen!

Ich. Leider! — Belieben Sie mir aber meinen Beweis wenigſtens ſo lange zu erlaſſen, bis meine Prophezeihung eingetroffen ſeyn wird.

Ich kann die Güte und Aufmerkſamkeit, mit welcher ich von Herrn Reichardt behandelt wurde, nicht genug rühmen. Mit der größten Feinheit war er auf jeden meiner Wünſche aufmerkſam, widmete mir einen großen Theil ſeiner Zeit und wenn er zu mir kam, nannte er mir wohl bey zehn Oerter, wo ich ſchon überall zu Diner oder Souper eingeladen war, ſo daß ich, um nicht zu verfehlen, meine Schreibtafel zur Hand nehmen mußte. So führte er mich denn auch eines Abends zur

Madame Rietz, der Freundin des Königs und nachmaligen Gräfin Lichtenau.

Diese empfing mich mit vieler Politesse und sagte mir, daß sie eben heute vom Könige den Auftrag erhalten hätte, mich ein für allemal bey allen Spektakeln, die im Opernhause gegeben werden würden, in ihre Loge einzuladen. Eben so engagirte sie mich für immer, so oft ich nach Charlottenburg kommen würde, zum Diner oder Souper.

Nach zwey Tagen kam der König und sogleich meldete mir Reichardt, daß der König mich Morgen Abends beym Konzerte sprechen würde. Er holte mich an demselben Abend ab und wir fuhren in einem königlichen Wagen nach Hofe. Kaum waren wir in den Salon getreten, so wurde es dem Könige gemeldet. Er kam auf mich zu, war äußerst gnädig und sprach Vieles mit mir. Unter andern sagte er, daß er neben andern Spektakeln auf dem Charlottenburger Theater meinen Doktor und Apotheker aufzuführen befohlen habe; ich würde ihn sehr verbinden, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, das Stück selbst zu dirigiren. — Und als der ganze Hof eintrat, sagte er mit der herablassendsten Freundlichkeit. „Kommen Sie, ich will Sie meiner Schwester und der Königin vorstellen.“ Es geschahe, und diese Prinzessinnen waren so gnädig, mir mancherley Verbindliches zu sagen.

Von den sechs neuen Sinfonien, die ich dem Könige kurz vor meiner Ankunft in Berlin geschickt hatte, wurden zu Anfang und zu Ende des Konzerts eine gemacht. Bey diesen Konzerten, bey welchen ich wäh-

rend meines dortigen Aufenthalts jedesmal erschien, — welches ich als eine besondere Auszeichnung anzusehen hatte, da außer den dazu eingeladenen Personen des Hofes, Niemand zu selbigen sonst Zutritt hatte — hörte ich, neben den Hofsängern und Virtuosen auch die Prinzeßin Friederike, die Tochter des Königs erster Ehe, nachmahlige Herzogin von York, so wie auch die Prinzessin von Oranien auf dem Fortepiano spielen, welche letztere mehr leisteten als man von so hohen Personen erwarten konnte. Die königlichen Virtuosen, vorzüglich Düport auf dem Violoncell, Ritter auf dem Fagott und die Herrn Balza (seit dem gestorben) und Thürschmid auf dem Waldhorn und mehrere andere leisteten im vollkommensten Grade, was man nur von Meistern erwarten kann. Ohne ihnen allen erst viel Elogen zu machen, will ich nur sagen, daß sie alle der königlichen Kapelle vollkommen würdig waren.

Nachdem ich zehn bis zwölf Tage in Berlin geräuschvoll durchlebt hatte, gerieth ich auf die Spekulation, mein Oratorium Hiob noch vor der Abreise der Erbstatthalterin zu meinem Benefiz zu geben. Reichardt billigte diese Idee nicht allein, sondern gab mir auch die gehörige Instruktion dazu und war so gütig mir dabey hülfreiche Hand zu bieten. Zufolge seiner Instruktion schrieb ich durch die Post an den König, bat um die Erlaubniß und die Hofsänger und Hofkappelle, und schlug zugleich zum Platze der Aufführung entweder die Garnison- oder die Schießkirche vor. Am andern Morgen hatte ich Antwort vom König. Der Monarch gab mir die Erlaubniß, akkordirte mir die ganze Kapelle, erklärte aber, daß er gern sehen würde, wenn ich statt der

der vorgeschlagenen Kirchen, das Nationaltheater wählen wolle.

Nun schien mir aber dies Theater in allem Betracht nicht Raum genug zur Ausführung meines Plans zu haben. Ich wagte es daher noch einmal an den König zu schreiben und zu bitten, daß es mir erlaubt werden mögte, mein Oratorium im großen königlichen Opernhause geben zu dürfen. Der gnädige Monarch antwortete mir hierauf, daß obschon so eine Erlaubnis noch niemanden ertheilt worden sey, auch außer mir in Zukunft niemand dieselbe erhalten würde, er dennoch meine Bitte akkordire. Ich hätte mich dieserhalb bey dem Directeur des Spectacles Baron von der Reck zu melden, an den bereits die Ordre erlassen wäre, mir in allem und jedem beyzustehen.

Während ich mit den Anstalten dazu beschäftigt war, wobey mir Reichardt treulich beystand, bekam ich die zwey großen italiänischen Opern: Medea und Protesilao, und zwar jede zweymal, zu sehen und zu hören. Ich vermuthe daher, daß man begierig seyn wird, mein Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will es auch gerade und freymüthig herausſagen und nur vorläufig melden, daß beyde Opern schon vor einem Jahre aufgeführt gewesen waren und jetzt nur wiederhohlt wurden.

Die erste war Medea, wozu der churſächsische Kapellmeister Hr. Naumann die Musik gesetzt hatte. Die Musik war eines Naumanns würdig; weder Kunst noch Fleiß waren dabey gespart. — Doch — so kurz der Komponist sich auch hatte fassen wollen, so dauerte

die Oper doch volle sechs Stunden. Ein unverzeihlicher Fehler des Dichters, der dadurch nicht allein sich selbst Schaden thut und das Publikum, das unendlich sich dabey ennuyiren muß, martert und quält, sondern auch den besten Komponisten dabey sakrifizirt. Denn wer ist wohl im Stande, sechs Stunden hinter einander Musik zu hören und wenn sie aus dem Olymp käme.

So sehr also meine Forschbegierde gespannt war, so kamen mir doch, nachdem meine Geduld bereits vier Stunden ausgehalten hatte, die letzten zwey Stunden sehr sauer an, und es dünkte mich bey dem Hochzeitmahle eines reichen Bürgers zu sitzen, bey welchem, nachdem man schon von zwanzig Speisen gegessen hat, erst noch zuletzt zehnerley Braten aufgetragen werden. Selbst bey den Sängern und beym Orchester bemerkte ich in den letzten Stunden Abspannung und Schlaffheit; ja selbst, statt dem so lobenswürdigen Enseable, eine Unrichtigkeit, die nicht aus Mangel der Kunst, sondern aus Ekel und Widerwillen entstanden zu seyn schien.

Madame Todi und Sign. Concialini, die die ersten Rollen spielten, zeichneten sich im Gesang und Vortrag sehr aus. Die Chöre wurden wider mein Vermuthen sehr gut gesungen und im vollkommenen italienischen Akzent deklamirt. Hr. Balletmeister Laucher y hatte sich in Erfindung und Anordnung der Ballette sehr distinguirt. Alle Solotänzer und Tänzerinnen, worunter ich, da mir die Namen der übrigen entfallen, nur Demoiselle Redtwein (jetzige Mad. Cloose) und Dem. Meroni ausheben, waren Meister in ihrer Kunst. Die Dekorationen von Herrn Verona entsprachen seinem

nem vorzüglichen Talent; insonderheit aber nahm sich die Dekoration in dem Ballet, wo die Sybille die Medea in die Zukunft blicken läßt (das ganze Ballet wurde hinter einem Schleier, der vor der einen Kulisse gleich einem Vorhang gezogen war, getanzt) sehr gut aus, weil man dieses Ballet gleichsam durch einen dünnen Nebel sah. – Dafür waren aber einige Vorstellungen z. B. die Stiere, die das Feld pflügten und Feuer aus den Nasenlöchern sprühten, so albern und läppisch, daß sie nicht einmal für ein Marionettentheater getaugt hätten. Eine besonders jämmerliche Personnage aber war der Drache, der das goldene Vlies bewachte. Ueberdem so begieng noch Concialini, der den Jason spielte, den Unverstand, daß er diesen miserabeln Drachen, den er erlegen sollte, mit der Fläche seines Schwerdtes einigemal auf den von Pappendeckel gemachten Ranzen schlug, welches gerade so klatschte als jene Hiebe, die die komischen Karoussellritter in Schloßhof bey dem Bachantenfeste von den ausgestopften Satyren empfingen. Mein Ekel hierüber war so groß, daß ich mich vergaß, und pfuy! rief. Madame Rietz sahe sich um und sagte: „och ich finde diese Aktion sehr jarstig. Ich werde ihm aber morgendes Tages sagen, daß en Kunstrichter von Jewicht diese Bemerkung jemacht, und ich repondire Ihnen, daß er janz jewiß seine Aktion ändern wird; denn er iß mein Hausfreind, un nimmt jerne juten Rath von mir an."

Nun zur zweyten Oper Protesilao.

Merkwürdig bey dieser Oper ist, daß die Musik des ersten Akts von Reichardt, die des zweyten aber von Naumann war. Allen Berlinern fiel das auf

und jedermann glaubte, es wäre ein Wettstreit, den der König gefliſſentlich verordnet hätte. Aber die Sache verhielt ſich ſo:

Als Naumann im verfloſſenen Jahre ſeine Medea aufgeführt hatte, ließ ihn der König fragen, ob er ſich noch ein Vierteljahr in Berlin aufhalten wolle, um binnen dieſer Zeit die Muſik zum Proteſilao, der zum Geburtstage der regierenden Königin aufgeführt werden ſollte, zu komponiren? Naumann ließ dem Könige melden, daß er zwar ſehr gern noch dieſe Zeit in Berlin verweilen würde; allein drey Monathe wären für ihn ein viel zu kurzer Termin, indem dieſer kaum zureichen würde, die Hälfte der Oper zu ſchreiben.

War es Grimaſſe von Naumann? — oder war ſein Schöpfungsgeiſt ſo langſam im Wirken? — Beydes iſt mir ein Räthſel. Ich, für meine Perſon, würde den Willen des Königs in zween Monathen befriedigt haben, ohne mich im geringſten anzuſtrengen. Dieſes habe ich im Jahre 1786 bewieſen; denn vom Anfang Januars bis Ende Oktobers deſſelben Jahres habe ich fünf große Werke geſchrieben, nehmlich: Hiob — Apotheker — Betrug durch Aberglauben — Democrito und die Liebe im Narrenhauſe. Wenn ich nun, wie Naumann, für jedes Werk einen Zeitraum von ſechs Monathen hätte haben wollen, ſo würde ich ſtatt zehn Monathen, drittehalb Jahr dazu gebraucht haben. — Doch! dem ſey wie ihm wolle; der König ließ ſich das überreden, und beyde Kapellmeiſter arbeiteten nun nach ſeinem Willen gemeinſchaftlich. Damit es aber recht unpartheiiſch zugehen ſollte, ſo looſeten beyde um die Akte, und das

Loos

Loos bestimmte für Reichardt den ersten und für Naumann den zweyten Akt. Wie dieser mit seinem Akte noch nicht zu Ende gewesen, soll Reichardt schon auch den zweyten Akt fertig gehabt, ihn Naumann, bis zur Vollendung des seinigen versiegelt zugestellt haben. Spät hinterher hat endlich auch Naumann den ersten Akt bearbeitet und seine Oper ist nach einigen Jahren in Berlin gegeben worden. Ich kann über das Eigenthümliche beyder Behandlungsarten von einerley Sujet kein Urtheil fällen, denn ich kenne gar nichts davon.

Von der Poesie will ich nur so viel sagen, daß sie ein Pendant zu Calsabiggi's Orfeo ist, wozu Gluck die Musik und damit Epoche gemacht hat.

Noch ehe die Oper begann, sagte Mad. Rietz: „Ich bin begierig zu wissen, welcher Musik Sie den Vorzug geben werden." — Eine Frage, Madame, antwortete ich, die ich nicht gern auflöse, weil so bey einer Entscheidung immer einer auf Kosten des andern gelobt werden würde. — „Ich muß Ihnen aber sagen, daß mir der König selbst den Auftrag gegeben hat, Sie um Ihr Urtheil zu befragen und ich zweifle nicht, daß Sie so gefällig seyn werden, dem König den Gefallen zu thun."

Nun ward mir freylich das Messer an die Kehle gesetzt. Aber die Oper, die eben so lange dauerte wie jene, ließ mir Zeit genug auf eine Ausflucht zu denken. Nun, fragte Madame Rietz nach geendigter Oper, wie lautet nun Ihr Urtheil?

Ich. Reichardts Musik ist feurig und lebhaft, dagegen ist die von Naumann gelassen und temperirt. Jeder dieser beyden Kapellmeister hat seine Schuldigkeit gethan, Wahrheit geschrieben und mithin dem Texte entsprochen.

Mad. Riet. Das ist schon gut! Aber Sie werden doch vermuthlich an einer mehr Geschmack finden, als an der andern.

Ich. Vor der Hand nicht, Madame. Es wäre immer ein voreiliges Urtheil, wenn ich sagen wollte: Reichardten gelingt das Feurige besser und Naumann mehr das Sanfte; denn es scheint hier nur so.

Mad. Riet. Wie so? scheint nur? Also ists nicht wirklich so?

Ich. Nein, Madame. Ich will den Fall setzen, das Loos hätte jedem einen andern Akt zugetheilt gehabt, wer kann vorher wissen, ob beyde Komponisten nicht gleich gut gearbeitet hätten.

Mad. Riet. Ich bewundere Ihre Delikatesse; aber der König wird sich damit nicht befriedigen.

Ich. Ich bedaure; aber ich kann nicht anders. Wenn aber beyde Komponisten dasselbe Werk, jeder ganz aufstellten, so würde sich die Sache treffender beurtheilen lassen; Alsdann würde ich meine Meinung ungescheut und ohne Schonung herausſagen. So aber — müssen Sie selbst einsehen — würde mein Urtheil nicht allein voreilig, sondern auch vermessen seyn, und ich würde mich einer unverzeihlichen Partheilichkeit schuldig machen.

Mad.

Mad. Rietz. (Lächelnd.) Soviel ich sehe, werden Sie nicht leicht in eine Verlegenheit kommen; denn Sie wissen sich mit vieler Geschicklichkeit aus akkuminenssen Affairen zu ziehen.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Reichardt in einem königlichen Wagen nach Charlottenburg, wo wir bey dieser königlichen Favorite zum Diner und Souper eingeladen waren. Er sagte mir, ich würde, so oft ich in Charlottenburg speisen würde, vom Könige bewirthet und Mad. Rietz habe den Auftrag, die Frau vom Hause zu machen, welches eine Distinktion sey, die der König nicht leicht Jemanden erzeige.

Ich fand sie auf einem Divan sitzend, neben ihr ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, und vor ihr stand ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, mit dem sie schäkerte. „Das ist meine Tochter, sagte sie sogleich, die ich vom König habe, die Gräfin von der Mark; und dieser da ist mein Sohn, von meinem Manne.“ — Bald darauf fanden sich zwey wichtige Herren und grosse Favoriten des Königs ein, wovon sich der Eine wenigstens leicht errathen läßt. Die Gesellschaft promenirte eine Weile im Garten umher, sodann ward in einem Vereau an der Spree mit neun Kouverts gespeist. Acht Bedienten in königlicher Livree servirten die Tafel und der ganze Service war von massivem Silber. Die königl. Küche und Keller hatten den Befehl, alles so einzurichten, als wenn der König selbst zugegen wäre.

Im Charlottenburger Theater ward eine italienische Opera buffa: Il Falegname, aber so elend aufgeführt, daß ich nicht genug die Geduld bewundern konnte, mit wel-

welcher der ganze Hof dieſes abentheuerliche, und noch überdies von den Sängern ſo ſchlecht vorgetragene Machwerk, drey Stunden lang mit anhören konnte.

Nach der Oper ward in den Zimmern ſoupirt, wo der König, wenn er allein in Charlottenburg war, ſich am liebſten aufhielt. Ich war frappirt von alle dem, was ich hier Schönes und Geſchmackvolles ſahe, und in der That man kann in der Welt nichts Köſtlicheres von Zimmerverzierung ſehen als hier angetroffen wurde. Es war ſchon Mitternacht vorbey, als ich mit Reichardt unter Begleitung zweyer königlichen Stallleute mit Fakkeln nach Berlin fuhr.

Der Tag rückte heran, wo, noch vor meinem Hiob, der Apotheker in Charlottenburg gegeben werden ſollte. Vier Tage vorher hatte ich noch eine Debatte zwiſchen der Madame Baranius und der Demoiſelle Hellmuth zu ſchlichten, wovon jede der andern die Rolle der Roſalie nicht laſſen wollte. Wenn man weiß, welche Wichtigkeit dergleichen Dinge bey dem Theatervolk zu haben pflegen, wie dabey alle Leidenſchaften und Partheyen für und wider aufgeboten und Himmel und Hölle, oder was noch mehr ſagen will, Theater und Kaffeehäuſer in Bewegung geſetzt werden, ſo wird man ſich wohl den Embarras vorſtellen können, den dieſer wichtige Streit verurſachte. Engel war für die Hellmuth, die während einer Krankheit der Baranius ihre ſonſt gehabte Rolle übernommen hatte; dieſe ſetzte aber das ältere Recht des Poſſeſſes durch und hatte überdem die meiſten andern Akteurs für ſich. Ich ward zum Kampfrichter erwählt und entſchied, wie man denken kann, für Recht und Schönheit. Man ap-

plau-

plaudirte in der Stadt meinem Urtheilsſpruch und ich war ein charmanter Mann. —

Ich ging mit der Mad. Baranius, auf ihre Bitte, die Rolle mit ihr durch, verbeſſerte manches an ihrem Geſange, ihrer Deklamation und Aktion und ſie war ſehr gelehrig und dankbar. Sie ſpielte ihre Rolle doppelt ſo launigt, als ſie ſie ſonſt geſpielt hatte, wie man gleich in der erſten Probe ſahe. Dies bewog die vortrefliche Schauſpielerin, Mad. Unzelmann, mich um ähnliche Gefälligkeit zu bitten, und es iſt keine Frage, ob die leichteſte Deutung bey einer Unzelmann verlohren gieng.

Da das Theater im Orangeriehauſe zu Charlottenburg — das neue vom König erbaute war noch nicht fertig — nur klein war, ſo hatten zum Orcheſter nicht mehr als ſechs und dreyßig Perſonen Raum. Monſieur Vachon, erſter Violiniſt und Anführer der königlichen Kapelle, mit dem ich auf freundſchaftlichen Fuß lebte, wählte mir zu dieſer Vorſtellung den Kern der Kapelle und meine Oper ward ausnehmend ſchön exekutirt. Schon in der erſten Probe fand ich, eine Kleinigkeit ausgenommen, die an einem Paar kadenzirten Stellen das Enſemble der Sänger und Spieler betrafen, nicht das Geringſte auszuſetzen. Nach der Probe fragte mich das ganze Orcheſter, ob ich mit ihnen zufrieden wäre? „Wenn Sie es nur, meine Herren, antwortete ich, mit meiner Direktion ſind.“ — Da nahm Vachon das Wort zu den übrigen: Voilà ce qu'on appelle diriger l'Orchestre, ſans faire tant de bruit et des grimaſſes inútiles, qui ne ſervent qu'à barbouiller l'Orchestre!

Da

Da ich mit dieser Probe zufrieden war, so verbat ich die auf morgen bestellte. Allein sowohl das Orchester, als die Akteurs, obgleich sie meine Erklärung kizzelte, baten zur Sicherheit noch um eine Probe, und ich akkordirte sie.

Bey der Ausführung waren alle von gleichem Eifer beseelt und alles gieng, daß mir auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig blieb. Zwischen dem ersten und zweyten Akt trat der König zum Orchester und sagte mir: „Sie haben vieles zur Avantage Ihrer Oper abgeändert!“ — Keine Note, antwortete ich. — „Nicht möglich,“ sagte der König. — Auf meine Ehre! — „Ich habe, fuhr er fort, die Oper achtmal gehört, aber heute klingt mir alles so elegant, so neu. Wie kommt das?“ — Das habe ich Ew. Majestät unvergleichlichem Orchester zu verdanken. — „Und ich Ihrer Direktion“, versetzte der König. Indem wandte er sich mit den Worten zu Vachon: Monsieur de Dittersdorf est très content de vous. — Ah Sire! antwortete Vachon, sous sa Direction nous sommes prêts de le suivre au milieu de l'enfer.

Eine kleine Anekdote, die sich während der Aufführung meines Stückes zutrug, kann ich doch nicht vorüberlassen.

Da, wie schon gesagt, das Theater in dem grossen Orangeriehause aufgerichtet war, so wurde die nicht weit davon entfernte Wohnung des Gärtners zur Garderobe der Akteurs bestimmt. Um alle Zudringlichkeiten des Volks zu verhindern, wurden bey jeder Thüre, folglich auch bey jener, durch welche die Akteurs

auf

auf die Bühne gehen mußten, Wachen geſtellt. Ehe die Oper angieng, wurden ſie durch die Wachen vom Inſpektor eingeführt, und die Poſten hatten den ſtrengſten Befehl, niemanden außer den Schauſpielern und den Perſonen, die auf dem Theater zu thun hatten, einzulaſſen. Lippert, der als Feldſcher Sichel ſich im zweyten Akt als Frauenzimmer umkleiden mußte, paſſirte als Mann durch die Wachen und wollte als Weib wieder durch. „Zurück da, dy infame Metze! ſchrie die Schildwacht und drohte, ihm mit der Kolbe in die Rippen zu ſtoßen, zurück! Will ſie ſich wohl zum Düwel ſcheren? Solch Kanaillentüch (zeug) braucht man hier nicht. Allons Marſch!“ — Zum Glück hörte der Theaterinſpektor den Vorgang und legte ſich ins Mittel. Mit närriſchem Geſicht brummte der plumpe Märker hinter ihm drein, und ſtrich ſich den Schnautzbart: „I datt du dull und blind wirſt! wer kunne dat denken? Wat die Schwerenoth! Sieht der Kerl doch grade ſo ut, als wenn er ut dem H—renhauſe entloopen wäre!“ —

Nun, was meinen ehrlichen Hiob betrift, ſo muß ich ihn doch nun endlich aufführen laſſen.

Doch das gieng nicht ſogleich. Mit allen Sängern war ich ſoweit richtig; nur Mad. Todi ſchlug ihre Rolle mit der Entſchuldigung aus, daß ihre Bruſt durch Proben und viermalige Aufführung di quell Opere eterne — wie ſie ganz recht jene Opern ohne Ende benannte — zu ſehr gelitten hätte, als daß ſie in meinem Oratorium mit aller der Energie, die die Sache erfordere, ſingen könnte. An ihrer Statt nahm Dem. Niclas, vormals erſte Sängerin des Marggrafen

von

von Schwedt, die Rolle sehr bereitwillig an, und sang sie vortreflich.

Der Juspektor des großen Operntheaters, Herr Gasparini, hatte, da keine Opern mehr gegeben wurden, die Bühne abräumen und dafür die prächtige Redoutensaal-Dekoration aufsetzen lassen. Ich ließ die Dekoration aus dem Proteſilao aufrichten, in welcher ſich in der Mitte der Bühne eine prächtige Gallerie allmählich emporhob und verſchiedene Treppen, Stufen und Balustraden einen ſehr angenehmen Coup d'oeil machten. Die Gallerie war weiß mit vergoldetem Laubwerk, und alſo akkordirte ſie mit dem Redoutenſaale ganz vollkommen; auch war ſie ſo geräumig, daß ſie gemächlich über dreyhundert Menſchen faſſen konnte. Ich poſtirte ungefähr achtzig Perſonen à plein pied, und die übrigen vom Orcheſter ſtellte ich auf die ſich immer mehr erhebende Gallerie Truppweiſe und ſo ſymmetriſch, daß das Enſemble eine große Augenweide abgab. Dazu richtete ich die Beleuchtung ſehr ſplendid ein. Funfzehn Kronleuchter, deren drey zu 24, die andern zu 18 und zwölf Lichtern waren; gegen hundert Pulte; ferner zwiſchen jeder Loge im Amphitheater ein Wandleuchter mit zwey Lichtern. — Alles das that herrlichen Effekt; aber erforderte eine Summe von 94 Pfund Wachskerzen.

Die Beſtellung der Chöre, die aus achtzig Perſonen beſtanden, und der übrigen Muſiker außer der königl. Kapelle, nahm der biedere Reichardt auf ſich, und beſorgte ſeine Kommiſſion ſo gut, daß mein Oratorium von einem Orcheſter von zweyhundert und einigen dreyßig Perſonen aufgeführt wurde.

Mit

Mit zwey Proben hatte ich alles im vollkommenen Stande. Aber wie erschrak ich, als ich am Tage vor der Aufführung die Unkosten überschlug, die ich zu tragen hatte. Obschon ich die ganze königliche Kapelle sowohl, als eine große Anzahl Dilettanten umsonst hatte, so blieb mir doch noch die Hälfte des Orchesters, mit Inbegriff der Chöre, zu bezahlen. Für jede Probe ward dem Mann ein Thaler, für die Produktion aber zwey Thaler akkordirt. Ich hatte daher folgende Auslagen:

| | |
|---|---|
| Für das Orchester . . . . | 480 Rthlr. |
| Für Kopiatur . . . . . | 230 — |
| Für Wachskerzen . . . . . | 80 — |
| Für Billetteurs, Kassier, Nebenauslagen, Trinkgelder, Drukkerlohn in den Zeitungen, item Affichen . . . . | 70 — |
| | 860 Rthlr. |

welches nach kaiserlichem Geld eine Summe von 1290 Fl. ausmachte.

Man stelle sich die Angst vor, die mich dabey überfiel; denn es war doch immer ungewiß, ob ich viel oder wenig Zuhörer haben würde. Auf Gewinnst hatte ich bey mir selbst schon Verzicht gethan; mein Kummer war nur der, daß ich vielleicht noch obendrein Verlust haben sollte. Doch das Schicksal sequete mich. Ungeachtet der enormen Ausgaben, strich ich doch ein ansehnliches Sümmchen ein, an das sich viel gute Wünsche nach Hause hiengen. Nach Abzug der oben benannten Auslagen meiner Reisekosten her und zurück und der Zehrung in Berlin, welches zusammen 785 Fl. betrug,

trug, hatte ich einen reinen Gewinnst von 2675 Gulden. Mithin hatte ich in dem Opernhause zu Berlin baare 4750 Fl. eingenommen.

Das wird manchen vielleicht unglaublich vorkommen, da nach seiner Meinung auf diese Weise das Amphitheater im Berliner Opernhause wenigstens fünfmal grösser seyn müßte, als das zu Wien beym Kärnthnerthore; denn dieses, wenn es auf das Aeußerste angefüllt ist, trägt doch nicht mehr, als höchstens 820 Fl. und hat noch zum Ueberfluß fünf Etagen, da hingegen das Berliner Opernhaus deren nur drey hat. Allein die Sache begreift sich, wenn ich sage, daß ich statt der festgesetzten Preise für Eingangsbillets, häufig 2, 3, 4, 6 auch 8 Friedrichsd'or bekam. Die Prinzessin von Oranien ließ vier Billets holen und schickte mir dafür 40 Friedrichsd'or.

Dabey ereignete sich ein Vorfall, der in der That etwas Ungewöhnliches hat. An dem Vormittage vor der Aufführung, wo die Menschen sich haufenweis drängten, um Eingangsbillets zu holen, kam auch ein gemeiner Soldat zu mir und forderte, in ganz genuinem märkischen Dialekt, ein Billet und warf dafür ein Röllchen in Papier gewickelt auf den Tisch. „Es sind 24 Viergroschenstücke, vier Thaler," sagte er, indem er nach dem Billet griff und davon wollte. — Halt! mein Freund! rief ich; es ist ein Irrthum. Das Billet kostet nur zwey Thaler. Aber rasch war er zur Thür hinaus. Als ich das Röllchen öffne, siehe, da waren — 24 Friedrichsd'or darin. Noch heute kann ich auf keine Spur gerathen, von wem das Geld gekommen seyn mag. Aber wie sehr muß man über die

Ehr-

Ehrlichkeit dieses Soldaten erstaunen! Denn die Rolle war nicht gesiegelt; Auch hat mich kein Mensch je gefragt, ob mir diese Summe richtig eingehändigt worden sey oder nicht.

Was übrigens mein Oratorium für Beyfall gefunden und wie gütig und nachsichtig sich die Kenner in Berlin dabey gezeigt, geziemt mir blos anzudeuten. Die öffentlichen Blätter haben die Hülle und Fülle davon zu sagen gewußt: und die Aufführung dieser Musik — was es auch war — als ein großes Kunstfest ausgehoben.

Als ich am Tage darauf bey einem lieben alten Freunde, von ehmaligen Zeiten in Wien her, dem Obrist Fabian, zum Diner war, ward ich heraus gerufen und empfieng ein gewichtiges Packet mit einem Billet von dem geheimen Kämmerier Rietz, worin er mir sagte, daß er den Auftrag habe, mir Inliegendes als ein Andenken für das Vergnügen, was der König bey meinem gestrigen Spektakel genossen hätte, zu überreichen. Es war eine blau emaillirte große goldene Tabiere, in welcher zweyhundert Dukaten lagen. Ich ward in der That gerührt, mich von diesem gütigen Monarchen, der Künste ehrte und seine Freude darin fand Künstler mit Feinheit auszuzeichnen, und königlich zu belohnen, so ausgezeichnet zu sehen. Noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Berlin mußte ich in Charlottenburg zu Mittag und Abend sein Gast seyn, und die freundliche königliche Hausfrau bot, wo möglich, noch mehr als vorher auf, um mir Vergnügen zu machen und mich mit einem angenehmen Eindruck von der besondern Huld ihres königl. Freundes zu entlassen.

„Wenn Sie jemals, sagte Sie mir noch beym Abschiede, etwas beym König zu suchen haben und ich kann Ihnen behülflich seyn, so wenden Sie sich an mich. Ich werde jederzeit mir ein Vergnügen daraus machen, Ihre Angelegenheiten auf das Beste zu besorgen.“

Kurz nach Mitternacht fuhr ich mit Reichardt nach Berlin; um halb zwey Uhr saß ich mit meinem Sohne im Wagen und wir fuhren Tag und Nacht, ohne irgend wo zu schlafen, bis Breslau, woselbst wir am vierten Tage anlangten. Ich hatte dort schon vorläufig alles veranstaltet, daß mein Hiob gegeben werden konnte. Ich führte ihn mit einem Orchester von hundert Personen auf, und gewann nach Abzug der Kosten etwas über zweyhundert Thaler. Mit Ehre und Geld beladen traf ich in Johannisberg wieder ein, und ward mit fröhlichen Gesichtern von meiner Familie, und mit freundlich-forschenden von meinen Gläubigern empfangen.

Sie

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

### Krankheit des Fürst-Bischofs. Meine Unterredung mit demselben.

Johannisberg hatte viel von seiner vorigen Lebhaftigkeit verlohren. Der Fürstbischof (von Breslau) wurde immer trauriger. Es kränkte ihn, daß er an einem Orte, wo er sonst zu befehlen hatte, gleichsam als Pensionist leben, und es mit ansehen mußte, wie man die Einkünfte seiner Beamten immer mehr beschnitt und fremde Dienstleute bey den Aemtern, so wie bey der Jägerey ohne sein Zuziehen anstellte. Etliche Male hatte er Versuche beym Kaiser Joseph 2. gemacht, die Aufhebung der Administration zu bewirken und die eigene Verwaltung seiner Güter wieder zu erhalten, aber alles war umsonst gewesen.

Joseph starb und nun wandte sich der Fürst an Kaiser Leopold. Wider alles Vermuthen hob dieser Monarch die Administration auf und räumte ihm die eigene Verwaltung wieder ein. Sein Agent in Wien schickte ihm diese frohe Nachricht durch eine Estafette, die früh Morgens ankam. Noch an dem nehmlichen Tage gab er große Tafel und setzte alle ehemalige Beamte in ihren vorigen Gehalt und in Aktivität.

Allein der vorige Gram hatte seine Gesundheit schon zu sehr untergraben, und er verfiel einige Monathe nach dieser Katastrophe in eine große Krankheit, die am Ende in ein Faulfieber ausartete. Sein Leibarzt Stolle, ungeachtet er von der Möglichkeit ihn zu retten überzeugt war, willigte auf unser Verlangen in eine Zusammenberufung mehrerer Aerzte und es ward demnach ein Consilium medicum veranstaltet; wovon die Uebrigen alle, außer Stolle sechs an der Zahl, die Krankheit des Fürsten für unheilbar erklärten. Allein dieser gab die Hoffnung nicht auf. Es bewies sich auch, daß er Recht hatte; denn auf die Medizin, die die andern Sechse einstimmig verordnet hatten, wurde der Fürst immer schwächer. Stolle rief uns alte Beamte zusammen und erklärte, daß so der Fürst zu Grunde gehen müsse, daß er aber seine Herstellung verspreche, wenn wir in seine Methode, den Patienten zu behandeln, willigen wollten. Wir gaben seiner Meinung nach und schon am dritten Tage darnach nahm die Besserung des guten Fürsten so augenscheinlich zu, daß er bereits nach fünf Tagen außer aller Gefahr war. Unterdeß verblieb ihm eine Mattigkeit und Schwäche in den Füßen, so daß er nicht mehr allein gehen konnte, sondern von zween Menschen

schen geführt werden mußte. Stolle konservirte ihn so noch gegen fünf Jahre.

Das Uebelste, was mir Kummer macht, sagte damals der würdige Arzt zu mir, ist, daß während der Fürst noch einige Jahre sich so leidlich hindringen wird, seine Sinnes- und Geisteskräfte allmählich eine solche Abspannung erleiden werden, daß er weder seinen häuslichen noch Regierungsgeschäften wird vorstehen können. Er wird nicht nur den Geschmack an Unterhaltungen, die ihn aufmuntern sollen, an Musik z. B. verlieren, sondern er kann wohl gar noch kindisch werden. Da ist denn zu befürchten, daß gewisse Leute, die ihn umgeben, ihn zu mancher Thorheit verleiten werden. So lange der Landeshauptmann, Sie und der Präsident von Gambsberg, Ihr Schwager, um den Fürsten seyn werden, hat es wenig Gefahr. Aber des Erstern Lunge hält es nicht drey Monath aus und Gambsberg hat zu viel Geschäfte. Sie sind also der Einzige, auf dessen Stütze ich Rechnung mache.

Nie hat ein Prophet mehr Wahrheit vorherverkündigt, als der wackere Stolle. Der Landeshauptmann starb noch vor der Zeit, und ohnerachtet ich das Versprechen des Fürsten hatte, statt meiner Freywaldauer Amtshauptmannschaft jene einträglichere von Johannisberg zu erhalten; so wußte doch ein anderer mich unter gehässigen Vorspiegelungen beym Fürsten darum zu bringen und die Stelle an sich zu reißen.

Noch war der Verstorbene nicht begraben, so bemerkte ich an dem Fürsten, der mir seit vielen Jahren die innersten Falten seines Herzens aufgethan hatte, eine

plötzliche Gleichgültigkeit und Kälte gegen mich. Nicht nur mir, sondern jedem Gutgesinnten war es handgreiflich, daß man mich blos deswegen von des Fürsten Vertraulichkeit verdrängt hatte, um des guten Herrn Schwäche zu benutzen und, während man im Rohre saß, Pfeifen zu schneiden. Sowohl Herr v. Gambsberg als ich machten dem Fürsten Vorstellungen hierüber; aber, es war bereits eine Rotte gegen uns verschworen, die dem Fürsten die Antwort, die er uns zu geben hatte, in den Mund zu legen wußte. Sie lautete: Wir sollten uns nicht unterstehen einen ungeforderten Rath zu ertheilen, noch ungerufen zu erscheinen!

Eine Hauptmaxime dieses Komplots war, von dem Fürsten nicht nur alles, was ihm Aufmunterung gewähren konnte, zu entfernen und ihm einen Eckel davor beyzubringen, sondern auch den guten Herrn beständig in einer Todesangst zu erhalten, um ihn von der Aufmerksamkeit auf ihre niederträchtige Handlungen abzulenken. Man wußte ihm beyzubringen, daß er ständlich in Gefahr sey, an einem Schlagflusse zu sterben. Dieses machte den Herrn so kleinmüthig, daß er würklich anfing kindisch zu werden.

Diese schlechte Behandlung zog mir einen Anfall vom Podagra zu; allein durch Stolle's Beyhülfe konnte ich nach vierzehn Tagen wieder auf einen Stock gestützt gehen. Bey den täglichen Besuchen erzählte mir Stolle allen den Unfug, den man mit dem Fürsten trieb. Gehen Sie doch auf das Schloß, sagte er einmal, und reden Sie dem Fürsten zu; er hat sonst immer Vertrauen zu Ihnen gehabt. Sagen Sie ihm die Wahrheit so derb

Sie

Sie können, vielleicht erschüttert ihn das! — „Wenn er mich aber ungnädig behandelt?“ Nun dann können Sie ja wieder einlenken. Ich entschloß mich dazu.

Nun wußte ich aus langer Erfahrung, daß man, wenn man den Fürsten aufmerksam machen wollte, denselben auf eine ganz ungewöhnliche Art sprechen mußte.

Statt der sonst gewöhnlichen Musik wurden des Abends im Salon von seinen Tischgenossen an zweyen auch mehrern Tischen Kommerzspiele gespielt, und man trug den Fürsten in einem Tragsessel dahin um zuzusehen.

Auf meinen Stock gestützt trat ich ein und hinkte gerade zu des Fürsten Stuhl. Die ganze Gesellschaft, insonderheit jener saubere Herr, der an einem Tischchen Tarok spielte, stutzte und machte große Augen. Sogleich begann folgendes Gespräch zwischen mir und dem Fürsten:

Der Fürst. Was willst Du? Ich habe Dich nicht rufen lassen.

Ich (Im festen und ernsten Tone.) Schlimm genug, daß Ew. Durchlaucht mich nicht rufen lassen, und zu einem Zeitpunkte, wo Sie mich am meisten nöthig haben, mich so wegwerfend behandeln. (zu einem Bedienten, der hinter dem Stuhle des Fürsten stand) He! Grobian! Was steht er da wie ein Maulaffe! Sieht er nicht, daß mir das Stehen sauer wird? Bring er mir einen Stuhl! (der Bediente brachte einen) Daher! dicht neben den Fürsten! (Ich setzte mich.)

Der Fürst. Du thust verzweifelt familiär.

Ich. Wo es einem Menſchen, wie Jener dort erlaubt iſt zu ſitzen, da gebührt es mir mit zehnmal größerm Rechte.

Der Fürſt. Du haſt Dir wohl vorgenommen, mir einige Impertinenzen zu ſagen?

Ich. Gott behüte mich! Wie wäre das möglich! Aber man hat mir geſagt, daß es mit E. D. zu Ende geht, und da dachte ich bey mir, der Herr könnte dir jäh wegſterben, ohne daß du mit ihm verſöhnt wäreſt. Ich beſchloß alſo, mich ſobald ich nur könnte hierher zu ſchleppen, um E. D. zu ſagen, daß ich Ihnen Alles verzeihe, damit Sie meinetwegen nicht in jener Welt leiden ſollen.

Der Fürſt (tief erſchüttert und betroffen) Was? — Wie? — Du mir verzeihen? — Was hab' ich Dir denn gethan?

Ich (kalt.) Ich bin nicht her gekommen, E. D. Vorwürfe zu machen. Aber — (ich ſahe dem Fürſten ſtarr ins Geſicht.) — Wie ich ſehe, hat es mit dem Sterben noch einige Zeit. (zum Bedienten) Bring er die Lichter vom Tiſche! — Sehen mir E. D. in die Augen! (nach einer Pauſe.) Die Augen ſind friſch — die Geſichtsfarbe iſt lebhaft — der Athem frey. Wie iſt, wenn ich fragen darf, der Appetit?

Der Fürſt. Eſſen kann ich.

Ich. Und der Schlaf?

Der

Der Fürſt. Mit dem gehts auch ſo ziemlich.

Ich. Nun ſo mögt' ich in aller Welt wiſſen, wo denn die Todesgefahr herkommen ſollte.

Der Fürſt. Ja! Ein Schlagfluß kommt juſt, wenn man ihn am wenigſten vermuthet.

Ich. E. D. ſind vom Schlagfluß ſo weit entfernt, als ich von Nova Zembla.

Der Fürſt. Wie kannſt Du das ſagen?

Ich. Aus Erfahrung. Der Prinz Hildburghauſen hat ſchon 19 Jahre dieſelbe Krankheit; er kann weder gehen noch ſtehen, dennoch lebt er noch und iſt in ſeinem acht und achtzigſten Jahre immer noch friſch und munter.

Der Fürſt (ſeufzend.) So ein Schickſal wird mir nicht zu Theil werden!

Ich. Warum denn nicht?

Der Fürſt. Meynſt Du?

Ich. Ganz gewiß; wenn E. D. eine andere Lebensart anfangen; denn durch das jetzige Leben ſperren Sie dem Tode Thür und Angel auf, ſtatt daß Sie ihm jedes Loch verriegeln und verrammeln ſollten.

Der Fürſt. Aber wie kann ich das?

Ich. Durch selbst-eigene Aufmunterung; denn — verzeihen mir E. D. — sich fürchten, wo keine Gefahr ist, ist unmännlich und ich mögte sagen kindisch, und E. D. sind so ein kluger braver Herr! Schlagflüsse haben nur Leute zu besorgen, die dickes Blut haben und das haben Sie ganz und gar nicht; werden es aber bekommen, wenn Sie immer wie eine Brutbenne da sizzen und eine Grille nach der andern ausbrüten. Das macht dickes Blut, Aufheiterung aber verdünnt es.

Der Fürst. Wie soll ich mich aber aufheitern?

Ich. Eine Frage, die E. D. sich gewiß selber beantworten können.

Der Fürst. Will aber Deine Meynung hören.

Ich. Nun, da müssen E. D. gerade das Gegentheil von alle dem thun, was man Sie jetzt betreiben läßt.

Der Fürst. Und das wäre?

Ich. Erstens, sich wenigstens eine Zeitlang Ihrer fürstlichen und bischöflichen Geschäfte enthalten. Erstere könnte Herr von Gambsberg versehen, letztere aber Ihre braven geistlichen Räthe. Zweytens, die Besorgung Ihres Hausetats, denn dies ist ein Geschäft, das E. D. schon unzähligen Verdruß gemacht hat, einem Manne übertragen, von dessen Redlichkeit —

Der Fürst. Das wäre eine Sache für Dich.

Ich.

Ich. Ich habe ſchon ein anderes Plätzchen für mich.

Der Fürſt. Und das iſt.

Ich. Ich will blos aus Liebe zu E. D. Ihr Mentor ſeyn, vorausgeſetzt daß Sie mir verſprechen, Alles, was ich zum Beſten rathe, nicht wie bisher mit Kaltblütigkeit und Verachtung zu lohnen.

Der Fürſt. Dann müßteſt Du aber beſtändig um mich ſeyn.

Ich. Von Herzen gern.

Der Fürſt. Dann könnteſt Du ja auch die Beſorgung des Hausetats übernehmen.

Ich. Es ſey! Aber mit der ausdrücklichen Bedingniß, plein pouvoir zu haben.

Der Fürſt. Das ſollſt Du haben.

Ich. Drittens müſſen E. D. Ihrem würdigen Leibarzt Stolle, der Ihnen das Leben gerettet hat und noch lange konſerviren wird, blinden Gehorſam leiſten.

Der Fürſt. Gern, gern — von Herzen gern!

Ich. Was aber die Zerſtreuungen, durch die ſich E. D. aufheitern ſollen, betrifft, davon iſt noch viel zu ſprechen; denn ich habe noch ſo manches in Petto, was E. D. gewiß behagen wird.

Nun

Nun kannte ich den Fürſten zu wohl, als daß ſich nicht vorherſehen ſollte, daß mein in Petto ſeine Neugierde reizen würde. Ich war dadurch ſicher, daß er wenigſtens ſo lange, als ich ihm dies Geheimniß vorenthielt, ſich nicht wieder umlenken laſſen würde; daher ſtand ich mit den Worten auf: ich bin ein Reconvaleszent und muß mich ſchon ſchonen. Erlauben Ew. Durchlaucht —

Der Fürſt. O bleib noch. Du haſt gleich dem barmherzigen Samariter Balſam in meine Wunden gegoſſen.

Ich (nachdem ich mich wieder geſetzt hatte.) Wie kommt es, daß heute keine Muſik iſt?

Der Fürſt. Es iſt ſchon viele Tage keine mehr.

Ich. Das iſt nicht gut. Aber warum denn nicht?

Der Fürſt. Ach! ſie macht mich nur noch traurіger.

Ich. (lächelnd) Das ſollte ich nicht meynen. Gerade das Gegentheil würde Sie auf Ihre Stimmung bewürken.

Der Fürſt. Nun, wenn Du meinſt? ich wills auf deinen Rath verſuchen. Von morgen an ſoll wieder, wie vorher, alle Abend Muſik ſeyn.

Ich. Das hieß Sie Gott ſprechen! es wird gewiß Alles gut gehen (und nun empfahl ich mich.)

Der

Der Fürſt. Wann kommſt Du wieder?

Ich. Wann die Witterung wie heute iſt, komme ich Morgen wieder in die Muſik und bringe eine neue Sinfonie mit.

Ich küßte dem Fürſten die Hand und er entließ mich ſehr gnädig.

---

# Mein Abſchied.

So hatte ich denn alſo mir ſelber die Laſt aufgeladen, beſtändig um den Fürſten ſeyn zu müſſen. Alle Abend, wenn ich ihn nach dem Souper in ſein Schlafzimmer begleitete, mußte ich verſprechen, Morgens um acht Uhr wieder auf dem Schloſſe zu ſeyn, und ſo ging das alle Tage fort.

Bey dieſer Gelegenheit nahm ich wahr, wie plump und ungeſchickt die meiſten ſchon zur Faulheit gewöhnten Bedienten ſich dazu anſtellten, wenn ſie den Fürſten, der keinen Schritt allein gehen konnte, führen, tragen, heben und legen ſollten. Ich zeigte ihnen daher ganz andere Handgriffe, wodurch ſie es ſowohl dem Fürſten als ſich ſelbſt erleichterten. Ueberhaupt fand ich, daß dieſer Herr bey ſo vielen Bedienten, die er hatte, dennoch ſchlecht bedient war. Manchmal war die Antichambre von dieſen Taugnichtſen voll, und gerade, wenn man einen nöthig hatte, war keiner zu ſehen noch

zu hören. Ich predigte ihnen öfter vor, aber es half nichts. Ich ließ sie daher einmal Alle zusammenrufen und sagte ihnen: da ihr auf gute Worte nicht hört, so will ichs mit Schärfe erzwingen. Täglich müssen wechselsweise zwey von Euch 24 Stunden hindurch um den Fürsten seyn und auch des Nachts in der Antichambre schlafen. Da eurer Acht sind, so kommt alle fünf Tage die Reihe herum, die Andern aber müssen unausbleiblich bey der herrschaftlichen Tafel serviren. So wie einer von euch vermißt wird, so zieh ich ihm einen Gulden von seinem Lohne ab und schicke diesen Gulden in das Armeninstitut. Eben so machte ich es mit einem Paar Windbeuteln von Kammerdienern; denn der Staub lag nicht nur in des Fürsten Schlaf- sondern auch Wohnzimmer oft Fingerdick auf dem Ofen, anderer Unsauberkeiten nicht zu erwähnen.

Die Ordnung ward im Schlosse überhaupt wieder hergestellt, und das behagte dem Fürsten sehr gut. Dagegen aber hatte ich mir unter diesem Gesindel viele Feinde gemacht, auf die ich aber weiter nicht achtete.

Eines Abends war so garstiges stürmisches Wetter, daß der Fürst mir sagte, ich möchte lieber auf dem Schlosse bleiben, er wolle mir ein Bette neben seinem Schlafzimmer setzen lassen. Ich blieb. Der Fürst ging zu Bette; ich setzte mich neben ihm in einen Armstuhl und diskurirte mit ihm, bis er einschlief. Gewöhnlicherweise erwachte er gegen drey Uhr des Morgens, ließ sich heben, auf eine andere Seite wenden und blieb immer eine halbe Stunde wach; dann schlief er wieder bis gegen acht Uhr. Dies geschah auch in eben derselben Nacht. Da ich im Nebenzimmer hörte,

daß

daß der Fürst wach war, nahm ich meinen Schlafrock, gieng zum Fürsten, setzte mich an sein Bette und blieb bey ihm, bis er neuerdings einschlief. Dies gefiel ihm so wohl, daß er mich öftermals beredete bey ihm zu übernachten und dies wurde am Ende zur Gewohnheit. Kurz; ich gutwilliger Narr blieb zwey Jahr und einen Monath ununterbrochen auf dem Schlosse und führte das für mich sehr unbequeme Leben, das an meinen jetzigen kränklichen Umständen den größten Antheil hat, um so mehr, weil es nicht nur in meinem vier und funfzigsten Jahre meine Gesundheit untergrub, sondern mich auch in den elenden Zustand, worin ich mich gegenwärtig befinde, nehmlich krank und arm zu seyn, versetzte.

Kaum hatte ich dies Leben ein halb Jahr getrieben, so wurde es mir des ewigen Sitzens, des Mangels aller Bewegung und der immer fort unruhigen Nächte wegen sehr lästig. Da ich aber mich einmal schon dazu entschlossen hatte, so wollte ich es auch damit aushalten, so lange es mir nur irgend möglich wäre. Schon waren 25 Monathe verstrichen, als ich die schrecklichsten Hämorrhoidal-Zufälle bekam und mich, um meine Gesundheit herzustellen, vom Schlosse in mein Haus begeben mußte. Dies war ein erwünschter Zeitpunkt für meine Feinde. Während meiner Abwesenheit wußte jener berüchtigte N., einen der fürstlichen Kammerdiener und etliche Lakayen, die der Fürst wohl leiden konnte, durch Bestechung zu meinem Schaden auf seine Seite zu ziehen. Ich könnte alle diese Lotterbuben mit Namen nennen, allein ich mag ihnen die Ehre nicht gönnen, daß sie in meiner Lebensgeschichte, in welcher so

viele

viele große und würdige Personen aufgeführt habe, mit ihren unwürdigen Namen stehen sollen.

Dieses nichtswürdige Komplott untergrub mich und brachte dem Fürsten einen Verdacht wider mich bey, so daß ich am 7 April 1794 eine Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten und, binnen acht Tagen, mit Sack und Pack zu meinem Amtspoſten nach Freywaldau zu gehen. Gern wollte ich meinen Lesern den elenden Kunstgriff, durch den diese Feinde dem Fürsten meine Redlichkeit verdächtig machten, vor Augen legen, wenn nicht die Aufklärung der Sache dem Fürsten auch noch in der Grube zur größten Schande gereichen müßte. Ich will also lieber den Schleyer drüber herziehen. Doch kann ich nicht umhin anzuführen, daß ich meine Unschuld selbst beym kaiserlichen Hofe erwiesen habe und durch ein höchstes Hofdekret, welches ich wie Gold aufhebe, und jedem, der es verlangt, in der Urschrift vorzulegen bereit bin, von allem Verdachte einer unredlichen Handlung gänzlich frey gesprochen bin und auch hinlängliche Genugthuung erhalten habe. Ist es demnach ein Wunder, daß mich so viele Kränkungen und pathemata animi auf ein Krankenlager geworfen haben?

Leider begann mit Ende Oktober 1794 meine Krankheit und mit ihr mein Elend. Und seit diesem Augenblicke habe ich, so zu sagen, keine gesunde Stunde mehr gehabt. So viele Mühe die Aerzte sich gegeben haben, mir das Podagra wieder zu Wege zu bringen, damit die Krankheit dadurch ihren gewöhnlichen Ausbruch nehmen könne, so wenig hat es bis heute, also gerade nach fünf Jahren, gefruchtet.

Der Fürſt ſtarb am 5 Januar 1795. Eine kaiſerliche Adminiſtration trat ein, und dieſe wollte die dieſſeitigen Güter von dem Breslauer Bisthume ſepariren. Aber der König von Preußen nahm ſich des Bisthums an. Nachdem beyde Höfe deswegen lange Unterhandlungen gepflogen hatten, wurde man endlich einig, daß die Adminiſtration aufgehoben werden und die Güter, wie vormals, bey dem Bisthume verbleiben ſollten.

Da Prinz Joſeph von Hohenlohe-Bartenſtein ſchon vor Ableben des ſeligen Biſchofs Coadjutor war, ſo wurde er nach deſſen Hintritte Biſchof von Breslau. Er hatte, wie das überall ſo gewöhnlich iſt, ſeine eigenen Lieblinge, die er verſorgen wollte, daher wurde ich — mein Schwager und noch einige alte Beamte mit Penſion jubilirt.

Ungeachtet ich volle 26 Dienſtjahre aufzuweiſen hatte, ſo erhielt ich doch an jährlichem Penſionsgehalt nicht mehr, als 333 Thlr. 8 Gr. (500 Gulden Kaiſergeld.) Mein Schwager v. Gambsberg, der dem Bisthume ſchon über 40 Jahre gedient hatte, bekam auch nicht mehr. Vor einem halben Jahre ſtarb der redliche Mann, und ſeine Gattin — meine Schweſter — erhält nun einen kümmerlichen Witwengehalt von 133 Thlr. 8 Gr.

Seit dieſer für mich und meine arme Familie ſo ſchrecklichen Epoche, hat ſich meine Krankheit ſo verſchlimmert, daß ich am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt bin und mich vom Bette in den Armſtuhl, und vom Armſtuhle in das Bette tragen laſſen muß. Doktor, Arzney, dreyerley Bäder, als das Ullersdorfer, Land-

Landecker und Teſchner Bad haben meinen erſparten Nothpfennig ganz aufgezehrt, ſo daß ich, als mir im vorigen Jahre von einem der berühmteſten Aerzte das Baadner Bad unweit Wien angerathen wurde, auf dieſes Hülfsmittel aus Mangel Verzicht thun muß und meinem baldigen Ende entgegen ſeufze.

Ignaz Freyherr von Stillfried erfuhr durch eine dritte Hand mein großes Elend. Ganz unvermuthet erhielt ich von ihm folgendes tröſtliches Schreiben:

„Ich habe Ihre betrübte Lage erfahren. Auf „meiner Herrſchaft, die ich mir in Böhmen ge„kauft habe, habe ich drey Wohnhäuſer. Kom„men Sie mit Ihrer Familie in meine Arme. „Erhungern will ich Sie ſammt Ihrer Familie „nicht laſſen, und wir wollen unſer Leben bey„ſammen beſchließen."

Mit Freuden nahm ich dieſe menſchenfreundliche Offerte an und warf mich mit meiner Familie — ſie beſteht aus meiner Frau, zween Söhnen und einer Tochter, mithin aus fünf Perſonen — in die Arme des liebenswürdigſten Freundes. Gott weiß es, daß ich, wenn ich dieſen Wohlthäter nicht gefunden hätte, längſt von Noth und Kummer aufgerieben werden wäre, und alsdann — meine Angehörigen? — o Gott! das fühle, wer es zu fühlen vermag.

Da ſitze ich nun ſchon beynahe zwey Jahre in Böhmen auf der Freyherrlich Stillfriediſchen Herrſchaft Rothlhotta im Taborer Kreis unweit Neuhaus.

Ungeachtet ich freyen Unterhalt für mich und meine Familie habe, so bin ich doch eben in allem Betrachte ein Bettler. Da ich von meiner Pension jährlich:

| | |
|---|---|
| An Interessen für hypothekarische Schulden | 81 Fl. |
| An Kriegsbeysteuer | 60 " |
| An Haus- und Grundzins | 9 " |
| Für einen Bedienten, der mich mit Hülfe meines Sohnes heben, tragen, auch die ganze Nacht bey mir mehr wachen als schlafen muß | 120 " |
| Für eine Magd | 36 " |
| Für die Wäsche | 45 " |
| Mithin | 351 Fl. |

unumgänglich baar auslegen muß, bleiben mir noch übrig 149 Fl. Nun laß ich jeden beurtheilen, ob ich mit diesem Ueberbleibsel im Stande bin fünf Personen zu bekleiden und andere kleine und nothwendige Ausgaben zu bestreiten.

Meine Rippes spazieren eines nach dem Andern um ein Drittel, auch wohl noch weniger, als der innerliche Werth davon ist, fort! Und was hernach, wenn sie vollends Alle fort gezogen sind? —

Seit den letzten fünf Jahren habe ich meine Geistes- und Sinnenkräfte, welche ersteren Gottlob! noch heute so ziemlich sind, angestrengt, und eine beträchtliche Sammlung ganz neuer Werke, als Opern, Sinfonien, eine große Anzahl Stücke für das Fortepiano verfertiget.

Alle

Alle dieſe Sachen ſind ſchon vor einem Vierteljahre in der neuen muſikaliſchen Leipziger Zeitung angekündigt; aber — mein Gott! — bis jetzt hat ſich noch kein Abnehmer eines einzigen Stückes gefunden; und leider kann ich auch ſo eine Unterſtützung, ungeachtet ich gewiß gute Waare für Geld gebe, nicht finden.

Ich verehre meine liebe, gute, deutſche Nation; aber — wenn es auf Unterſtützung ankommt, da — leider — ſind wir nicht zu Hauſe.

Ich will, da ich gewiß weiß, daß mein Name und meine Werke in ganz Europa bekannt ſind, annehmen, daß in dieſem bevölkerten Welttheile ich einer halben Million Menſchen Vergnügen gemacht habe. Wenn nun Jeder dieſer Menſchen einen einzigen Groſchen in omni et toto mir, oder beſſer zu ſagen, meiner Familie — denn mir nützt es nicht mehr, zuwürfe (!!), welch eine geringe Beyſteuer für den Geber, und welch eine beträchtliche Unterſtützung für eine hinterlaſſene, troſtloſe Familie eines Mannes, der, wie jener im Evangelio, ſein Talent nicht vergraben hat!!

Liebe Leſer! Halten Sie mich ja nicht im Verdachte, daß ich das Obige niedergeſchrieben habe, um Ihnen für mich ein Allmoſen abzulocken. Vermuthlich bin ich nicht mehr, wenn Ihnen dies Büchlein zu Geſichte kommt.

Will aber Jemand nach der gänzlichen Zerſtörung meiner ſchon morſchen Hütte meiner armen Familie Etwas Gutes thun — O dann werde ihm Gottes Lohn dafür!

Ich

Ich bin aufrichtig genug zu geſtehen, daß ich meine Familie unglücklich und doppelt unglücklich gemacht habe. Erſtens wegen meiner Armuth, zweytens durch meine Krankheit. Meine Armuth ließe ſich jedoch einigermaaßen entſchuldigen, da ich wider mein Verſchulden auf eine gegen 26 Dienſtjahre immer gar zu geringe Penſion geſetzt worden bin, und daher meinen erſparten Nothpfennig, deſſen größter Theil in den Säckel des Arztes, in das Gewölbe der Apotheker und die Geſundheitsbäder — wohl zu merken, ohne einige Hülfe — ſich zerſtreuet hat, habe hergeben müſſen. Aber dagegen iſt mein Leichtſinn in Schonung meiner Geſundheit unverzeihlich, um ſo mehr, als mir die gütige Natur einen feſten und dauerhaften Körper geſchenkt hat, auf den ich Thor ſo muthwillig eingeſtürmt habe. Leider, leider, muß ich mit Vater Horaz ausrufen:

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?

Vel cur bis animis incolumes non redeunt genae?